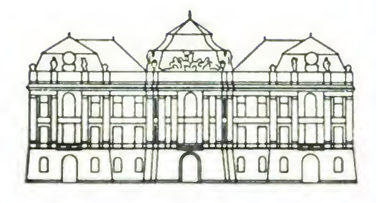
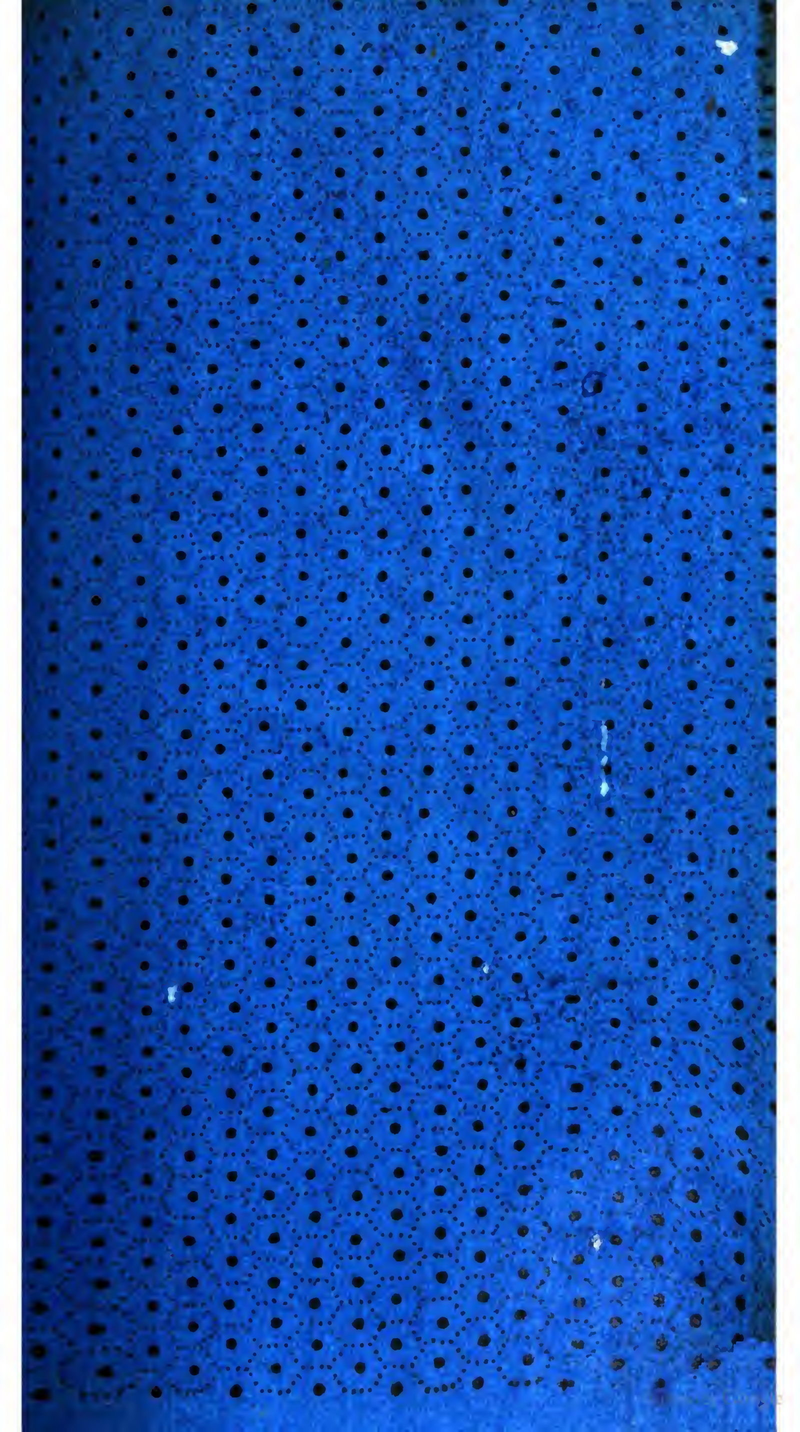
NEUE SONN- UND FESTTAGS-PREDIGTEN ZUR...

Johann-Martin Gehrig







Neue Sonn- und Festtags-Predigten

zur Beförderung einer sittlich-religiösen Denkart vorzüglich unter dem Landvolke.

Von

Joh. Martin Gehrig,

Kapellan im Würzburgischen.

Viertes Bändchen.

Neueste Auflage.

Bamberg und Würzburg,
1817.


WIEN
HOFBIBLIOTHEK

Inhaltsanzeige.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.

Am Feste der Erscheinung des Herrn.

Eine Homilie.

Text.

Als Jesus zur Zeit des Königs Herodes zu Bethlehem in Juda geboren war, kamen Weise aus Morgenland nach Jerusalem, und fragten: Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen, und sind gekommen ihn anzubethen, Matth. 2, 1. 2.

Der Heiland, auf den die Völker schon lange mit Sehnsucht warteten, und zu dessen Ankunft selbst selige Geister den Menschen Glück wünschten, war nun geboren. Aber nur arme, unansehnliche Hirten wußten erst von seiner Geburt. Jetzt sollte sie auch der angesehene Theil des jüdischen Volks in der Hauptstadt des Landes, der Hof und die Priesterschaft zu Jerusalem erfahren, und dieses geschah durch die Weisen aus Morgenlande.

Als Jesus, sagt das heutige Evangelium, als Jesus zur Zeit des Königs Herodes zu Bethlehem in Juda geboren war, kamen Weise aus Morgenland nach Jerusalem, und fragten: Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen, und sind gekommen ihn anzubethen.

Man sprach nähmlich um diese Zeit allgemein von der nahen Ankunft des Messias, auch war es, nicht nur bey den Juden, sondern auch im Morgenlande eine herrschende Meinung, daß seine Geburt durch ein außerordentliches Gestirn den Menschen angezeigt werden würde. Da nun einige gelehrte Männer im Morgenlande, ungewiß ob in Arabien oder Persien, die sich vermuthlich auf die Sternkunde verlegten, gerade jetzt ein ungewöhnliches Himmelszeichen erblickten, so schloßen sie daraus auf die Geburt desselben, und gingen deßwegen nach Jerusalem, und fragten: Wo ist der neugeborne König der Juden? Und so ward jetzt auch Jerusalem, die erste und vornehmste Stadt des jüdischen Landes, auf die Geburt des Heilandes aufmerksam gemacht.

Und diese Begebenheit mit den Morgenländischen Weisen wollen wir jetzt näher betrachten. Ich bemerke in derselben aber vorzüglich drey Stücke:

1) Erstlich das Ziel oder die Absicht ihrer Reise,
2) Zweytens den Wegweiser auf ihrer Reise; und
3) Drittens die Folgsamkeit gegen ihren Wegweiser.

Ueber diese drey Stücke wollen wir jetzt nachdenken, weil sie uns die Veranlassung geben zu untersuchen, welches das Ziel unserer Lebensreise, wer auf derselben unser Wegweiser sey, und wir unserm Wegweiser folgen sollen. Seyd aufmerksam.

I.

Wer eine Reise macht, hat ein gewisses Ziel; eine Stadt oder einen Ort in Gedanken, worauf er seine Reise hinrichtet, und eine gewisse Absicht, welche er durch seine Reise erreichen will. Er gehet auf einen bestimmten Ort zu, und will daselbst, entweder eine gewisse Feyerlichkeit mit ansehen, oder sich ein Vergnügen machen, oder gewisse Geschäfte verrichten.

Das Ziel der Reise der Morgenländischen Weisen war der Ort, an welchem sich der neugeborne König der Juden befand, und ihre Absicht dabey war, ihm zu huldigen, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Deßwegen fragten sie zu Jerusalem: Wo, an welchem Orte, ist der neugeborne König der Juden? und deßwegen setzten sie hinzu: Wir sind in der Absicht gekommen, ihn anzubethen, ihn zu verehren.

Auch wir sind Reisende auf Erden. Mit jedem Jahre, mit jedem Monathe, mit jeder Woche, mit jedem Tage, mit jeder Stunde, ja mit jedem Augenblicke schreiten wir dem Tode, dem Grabe und der Ewigkeit näher. Die h. Schrift nennet uns an vielen Orten auch nicht anders, als Pilger, Wanderer oder Reisende. Wir haben hier keine bleibende Stadt, sagt Paulus, sondern suchen die zukünftige, Hebr. 13, 14. Als Reisende auf Erden müssen wir auch ein Ziel haben, auf das wir unsere Reise, unser Streben hinrichten. Welches ist nun dieses Ziel?

Um das Ziel unserer Lebensreise zu erforschen, brauchen wir uns nicht außer uns umzusehen, noch viel weniger brauchen wir auf Weisung von einem Gestirne zu warten. Die Einrichtung unserer eige-

nen Natur zeigt uns dasselbe. Wir sind sinnlich-vernünftige Geschöpfe. Als sinnliche Geschöpfe verlangen wir glücklich zu seyn, und als vernünftige Geschöpfe sollen wir rechtschaffen und gut seyn. Unsere Vernunft ruft uns laut und vernehmbar zu: Thue das Gute, und meide das Böse. Und unwiderstehlich ist der Drang unsers Herzens: glücklich zu seyn. Das Ziel unserer Reise ist also: Tugend und Glückseligkeit. Und die zukünftige Stadt, welche wir suchen, heißt also Himmel, oder was das nähmliche ist: Tugend in Uebereinstimmung mit Glückseligkeit.

In diesem Leben sollen wir unser Augenmerk und Streben vor allem auf die Tugend richten. Suchet vor allem das Reich Gottes und die ihm gefällige Rechtschaffenheit, sagt Jesus, Matth. 6. 33. Und Paulus sagt: Lieben Brüder! was wahrhaftig, was wohlanständig, was gerecht, was keusch, was liebenswürdig und rühmlich ist, was irgend eine Tugend und ein Lob ist: darauf seyd bedacht, Philip. 4, 8. Wir sollen alles lieben, was recht und gut ist, und uns in allem üben, was recht und gut ist. Jeden Tag sollen wir als verloren beweinen, an dem wir nicht weitere Fortschritte im Guten gemacht haben. So machte es der Kaiser Titus. Am Abende eines Tages, an welchem er nichts besonders Edles gethan zu haben sich erinnerte, sagte er wehmüthig zu seinen Leuten: Freunde! ich habe diesen Tag verloren

Und wenn wir dieses thun, wenn wir redlich und mit allem Ernste nach Rechtschaffenheit und Tugend trachten, dann werden wir auch glückselig werden. Die Glückseligkeit, nach welcher unser Herz verlanget, können wir uns zwar nicht selbst geben, es stehet

nicht in unserer Gewalt über die Kräfte der Natur zu gebiethen, wir können uns nicht in einen solchen Zustand versetzen, in welchem wir von allen Uebeln und Schmerzen frey sind, und in welchem wir dagegen alles haben, was unsere Neigungen befriediget. Aber die Tugend selbst führt schon ein belohnendes seliges Bewußtseyn mit sich, gibt Zufriedenheit und frohen Sinn. Und was sie uns nicht gibt, wird uns Gott geben. Es gibt nähmlich ein heiliges und gerechtes mit Allmacht begabtes Wesen, welches einmahl einem jeden vergelten wird nach seinen Werken, welches einst jedem nach dem Grade seiner Tugend Glückseligkeit zutheilet. Dieses sagt auch, mit der größten Zuversicht, sagt dieses Jesus. Alles Uebrige, wenn ihr euch nur redlich um Tugend bewerbt, wird euch beygelegt werden, Matth, 6, 33.

Nun wollen wir sehen, welchen Wegweiser die Morgenländischen Weisen auf ihrer Reise hatten.

II.

Wer eine Reise an unbekannte Orte macht, braucht, wenn er nicht irre gehen, und sein Ziel verfehlen will, einen Wegweiser. Ein Stern war der Wegweiser der Weisen aus Morgenland. Als sie sich vornahmen, sich zur Huldigung des neugebornen Judenkönigs auf den Weg zu machen, wußten sie nicht, ob sie ihre Reise gegen Morgen oder Abend, gegen Mittag oder Mitternacht hinrichten sollten. Sie schaueten auf den Stern, und sehet! dieser both sich ihnen zum Wegweiser an. Er ging voran, und zeichnete ihnen durch seine fortschreitende Bewegung den Weg vor, welchen sie wandeln sollten. Er führte sie nach Jerusalem, von da nach Bethlehem,

wo er über dem Hause stehen blieb, in welchem das Kind war.

Da wir auch Reisende sind, so fragt sich: Wer weiset uns den Weg, damit wir unser Ziel, Tugend und Glückseligkeit, nicht verfehlen? Wer ist unser Wegweiser?

Auch uns hat Gott einen Wegweiser gegeben, er hat uns ein Licht angezündet, das uns sicher zu unserm Ziele leitet. Dieses Licht befindet sich aber nicht am Himmel, es befindet sich in uns selbst. Dieses Licht ist die Vernunft. Diese urtheilt über recht und unrecht, über gut und böse. Wie uns das Gesicht sagt, was schön und häßlich, das Gefühl, was sanft und rauh, der Geschmack, was süß und sauer ist: so sagt uns die Vernunft, was recht und unrecht, was gut und böse ist, was wir thun und meiden sollen, um tugendhaft zu heissen, und werth zu seyn, daß wir glücklich werden. Fraget euch nur: Ist es recht, seinem Wohlthäter undankbar zu seyn, seine Aeltern zu betrüben, zu lügen und zu betriegen, unzüchtig zu denken und zu handeln, und eure Vernunft wird euch bald sagen: das ist nicht recht, das ist böse. Fraget euch dagegen: Ist es recht Wohlthäter zu lieben, Vater und Mutter zu ehren, die Wahrheit zu reden, jedem das Seinige zu lassen und keusch zu leben, und eure Vernunft wird euch sagen: das ist recht und gut. Und so können wir, ohne erst lange nachzufragen, in den meisten Fällen sogleich erkennen: was recht und gut, was unrecht und böse ist.

Die Vernunft befindet sich in allen Menschen, und urtheilt in allen über recht und unrecht, über gut und böse eben so, wie in uns. Wie die Sonne allen leuchtet, so leuchtet auch allen das Licht der Ver-

nunft. Man kann deßwegen das, als die oberste Regel der Sittenlehre aufstellen: Handle so, daß es jeder Vernünftige gutheissen muß, und thue nie das, was andere mißbilligen müssen. Oder was das nähmliche ist: Handle so, wie du willst, daß alle handeln sollen; unterlasse das, was du willst, daß jeder unterlassen soll.

Um alle Mahl zu wissen, was ihr thun, und was ihr unterlassen sollet; so fraget euch also nur: dürften dieses, was ich jetzt thun will, auch alle übrigen Menschen thun? Dürften es meine Aeltern, meine Freunde und Feinde, dürften es besonders alle weisen und guten Menschen mit ansehen, ohne daß ich mich vor ihnen zu schämen Ursache hätte? Darf ich so etwas unter den Augen Gottes thun.

Wenn ihr es so machet, so wird euch selten ein Zweifel übrig bleiben. Bleibt euch aber noch einer übrig, so machet es, wie es die Morgenländischen Weisen machten. Als ihnen bey Jerusalem der Stern aus den Augen verschwand, so fragten sie in der Stadt nach, und die Schriftgelehrten waren es, welche ihnen Auskunft gaben. So machet es auch in zweifelhaften Fällen, und lasset es nicht auf die Gefahr zu sündigen ankommen. Fraget euern Seelsorger, euern Beichtvater, oder fraget einen andern gescheidten und guten Mann um Rath, tragt ihm euern Zweifel vor, und lasset euch von ihm belehren.

Die Vernunft ist also unser Wegweiser. Der Aegyptische König Ptolomäus ließ einen acht hundert Schuhe hohen marmornen Thurm, der wegen seiner ungeheuern Höhe unter die sieben Weltwunder gezählt ward, bauen, und zur Nachtszeit auf diesen Thurm ein Licht sezen, damit die Schiffleute auf dem

Meere es sehen, und durch es sicher an das Land kommen möchten. Folgten diese dem aufgesteckten Lichte, so erreichten sie glücklich ihr Ziel. Und so werden wir auch glücklich unser Ziel erreichen, wenn wir dem Lichte in uns, unserer Vernunft, unserm Wegweiser folgen. Aber freylich folgen müssen wir ihm.

Wir wollen jetzt noch sehen, wie die Morgenländischen Weisen ihrem Wegweiser folgten.

III.

Die Weisen aus Morgenland bewiesen ihrem Wegweiser alle Folgsamkeit. Der Stern, ihr Wegweiser, ging nach Jerusalem voran, und sie folgten ihm dahin nach. Er ging von Jerusalem nach Bethlehem, auch dahin folgten sie ihm nach. Er blieb über dem Hause, wo das Kind war, stehen, und sie gingen in eben dieses Haus, und fanden das gesuchte Kind.

Unser Wegweiser, wie wir gehört haben, ist die Vernunft. Ihr sollen wir also auch folgen. Nicht unsern sinnlichen Trieben, Neigungen und Begierden sollen wir ohne Ueberlegung folgen, denn diese sind blind, dem Lichte in uns, der Vernunft sollen wir folgen. Sagt uns die Vernunft: das ist recht, das gut: so sollen wir es thun. Sagt sie uns; das ist unrecht, das böse: so sollen wir es unterlassen. Sie lehrt uns das Gute und Böse auch nicht nur kennen; sondern sie gebiethet auch: Das Gute sollst du thun, und das Böse unterlassen. Und die h. Schrift sagt: Wer das Gute weiß, und es nicht thut, der sündiget, Jak. 4, 17.

Welche Freude muß es für die Morgenländischen Weisen gewesen seyn, daß sie ihrem Wegweiser nachgingen? Jetzt war ihre Absicht erreicht, jetzt hatten sie den gefunden, welchen sie suchten, jetzt konnten sie dem ihre Verehrung erweisen, dem ihre Geschenke von Gold und köstlichen Gewürzen überreichen, welchem zu Liebe sie eine so weite Reise unternommen hatten. Und welche Freude wird es einst für uns seyn, wenn wir unserm Wegweiser, der Stimme unserer Vernunft folgen? Wer auf den Geist säet, seiner Vernunft folgt, sagt die h. Schrift, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten, Gal. 6, 8. Ja, Zufriedenheit, die freudige Erinnerung an zurückgelegte verrichtete edle Werke, die selige Hoffnung eines bessern Lebens in der Ewigkeit, die Seligkeit des ewigen Lebens selbst, wird unser Lohn seyn, wenn wir unserm Wegweiser, unserer Vernunft folgen!

Und umgekehrt. Wie sehr müßte daß die Weisen aus Morgenland am Ende betrübt haben, wenn sie ihrem Wegweiser nicht gefolgt wären? Sie wären in der Irre herumgelaufen, hätten tausend Schritte und Tritte vergebens gemacht, sich umsonst abgemattet und ermüdet, und das Ziel ihrer Reise ganz verfehlt. Und wie sehr muß es auch uns am Ende unserer Lebensreise betrüben, wenn wir unserm Wegweiser, unserer Vernunft nicht gefolgt sind? Wer auf das Fleisch säet, seinen bösen Lüsten und Trieben nachgebet, sagt die h. Schrift wieder, der wird vom Fleische das Verderben ernten, Gal. 6, 8. Ja, Reue und Gewissensangst werden uns am Ende verzehren, die Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit in der andern Welt wird unser ganzes Gemüth in Aufruhr bringen, wenn wir

uns am Ende unserer irdischen Laufbahn sagen müssen: Du hast dein Ziel verfehlt, du hast deiner Begierlichkeit und nicht deiner Vernunft gefolgt! Schrecklich, schrecklich wird unsere Strafe am Ende seyn, wenn wir gegen unsere bessere Erkenntniß, gegen unsere Vernunft sündigen! Denn, es kann nicht anders seyn, es bleibt ewig wahr, was der Heiland sagt: **Der Knecht, welcher dem Willen seines Herrn wußte, und nicht erfüllte, wird mit vielen Streichen gezüchtiget werden, Luk. 12, 47.!**

So lasset uns denn unserm Wegweiser, unserer Vernunft willigen Gehorsam leisten!

Schluß. Wir wissen nun, m. L.! welches das Ziel war, das die Morgenländischen Weisen bey ihrer Reise im Auge hatten, wer ihr Wegweiser auf ihrer Reise war, und wie sie ihrem Wegweiser folgten. Ihr Ziel war der neugeborne Judenkönig, wie sie ihn nannten, der Weltheiland, diesen wollten sie finden; ihr Wegweiser war ein außerordentlicher Stern, und diesem folgten sie von Ort zu Ort willig nach. Wir wissen jetzt auch, welches das Ziel unserer Lebensreise, unser Wegweiser auf derselben seyn soll, und wie wir ihm, unserm Wegweiser folgen sollen. Unser Ziel, das wir auf unserer Lebensreise nie aus dem Auge verlieren dürfen, auf das alle unsere Gedanken, Unternehmungen und Bemühungen gerichtet seyn müssen, ist Tugend und Glückseligkeit. Unser Wegweiser ist die Vernunft, das göttliche Licht in uns. Und diesem unserm Wegweiser, der Vernunft sollen wir folgen, ihr sollen wir einen unumschränkten, und gewissenhaften Gehorsam leisten. — So lasset uns denn unser letztes Ziel und End', auch mitten unter irdischen Sorgen und Angelegenheiten, auch im Tumulte

und Geräusche der Welt nie aus unsern Augen verlieren! Lasset uns, um dieses unser Ziel und End' zu erreichen, um heilig und selig zu werden, nie nach Laune und Einfällen, nie nach den blinden Antrieben des Fleisches und seinen Gelüsten handeln, sondern jederzeit geschwinde und willig dem Rufe und der heiligen Stimme unserer Vernunft folgen! *) Amen.

---

*) In einer andern Predigt auf diesen Festtag sagte ich: Man solle sich das Evangelium zum Führer nehmen. Ich glaube nicht, daß die gegenwärtige mit jener im Widerspruche stehe. Ich bin vollkommen überzeugt — wie ich auch in der am Ende angehängten Abhandlung zeige — daß die Lehren und Gebothe der christlichen Religion mit der Vernunft vollkommen übereinstimmen, daß das Christenthum nichts anders lehre, als was die Vernunft als Vernunft lehren könne. Wer also dem Christenthume folgt, folgt der Vernunft, und umgekehrt.

Am ersten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Was Kinder ihren Aeltern schuldig seyen.

Text.

Er ging mit ihnen nach Nazareth, und war ihnen unterthan, Luk. 2, 51.

Niemand in der Welt geht uns so nahe an, als unsere Aeltern, mit niemand sind wir so enge verbunden, als mit ihnen. Sie sind es, denen wir, nach Gott, das Leben, die Erziehung und unzählbare andere Wohlthaten zu verdanken haben. Diese enge Verbindung, in welcher wir mit ihnen stehen, und die vielen Wohlthaten, welche wir aus ihren Händen empfangen haben, legen uns aber auch gewisse Pflichten gegen sie auf. Und wie? erfüllen wir denn auch die Pflichten, welche wir als Kinder gegen unsere Aeltern zu erfüllen haben?

Der Heiland hat die Pflichten, welche er als Kind gegen seine Aeltern hatte, pünctlich erfüllet. Er begegnete ihnen liebreich, er ging ihnen durch Fleiß und Handarbeit an die Hand, er unterwarf sich ihrem Willen. Er ging mit ihnen nach Nazareth, und war ihnen unterthan, sagt der Evangelist im heutigen Evangelium.

Er hat aber diese Pflichten nicht nur selbst erfüllet, sondern er hat als Sittenlehrer auch andern ih=

re Erfüllung nachdrücklich empfohlen. Wir sehen dieses daraus, weil er es den Juden ernstlich verwies, daß sie dem großen Gebothe: „Du sollst Vater und Mutter ehren," eine falsche Auslegung gaben. Warum, sprach er zu ihnen, warum übertretet ihr Gottesgeboth wegen eurer Uebergabe, wegen euern überkommenen Menschensatzungen? Gott hat gesagt: Du sollst Vater und Mutter ehren, wer dem Vater oder der Mutter fluchet, der soll des Todes sterben. Ihr aber saget: Wer zum Vater oder zur Mutter sagt, dasjenige, womit ich dir nützen könnte, will ich opfern, der thut wohl. So habt ihr das Gesetz, die Aeltern zu ehren, durch eure Uebergabslehre aufgehoben, Matth. 15, 3 — 7.

Ich frage nun noch einmahl: Erfüllen wir denn auch die Pflichten, welche wir als Kinder gegen unsere Aeltern zu erfüllen haben? Die Pflichten, welche der Heiland gegen seine Aeltern so pünctlich erfüllte, und deren Beobachtung er uns so nachdrücklich einschärfte? — Ich will, ihr Kinder! die Erfahrung und die häufigen Klagen eurer Aeltern heute nicht wider euch aufrufen. Ich bin nicht gesonnen, euch heute darüber Vorwürfe zu machen, daß ihr das, was ihr euern Aeltern schuldig seyd, so oft vernachlässiget. Wozu würde dieses nützen? Nein, dieses will ich nicht thun. Statt der Klagen eurer Aeltern, die ich gegen euch anführen, und der Vorwürfe, die ich euch deßhalb machen könnte, will ich euch wohlmeinend die Pflichten vorlegen und aus einander setzen, welche ihr gegen eure Aeltern zu erfüllen habet, oder was das nähmliche ist, ich will euch sagen, was ihr als Kinder euern Aeltern schuldig seyd.

Wenn ich aber heute den Kindern ihre Pflichten gegen ihre Aeltern anzeige und einschärfe; so rede ich vorzüglich zu euch, ihr erwachsenen Söhne und Töchter: denn die kleinere Jugend erhält darüber ihren Unterricht in der Schule, und Predigten, wenn sie auch noch so faßlich sind, gehen meistens über ihre Fassungskräfte. Nun was sind denn Kinder ihren Aeltern schuldig? Ich sage:

Kinder sind schuldig.

1) Ihre Aeltern zu ehren,

2) Sie zu lieben, und

3) Ihnen gehorsam zu seyn.

Damit ihr lernet, was diese drey Stücke sagen wollen, so seyd recht aufmerksam.

I.

Das Erste, was Kinder ihren Aeltern schuldig sind, ist Ehre oder Ehrerbiethigkeit. Kinder sollen ihre Aeltern ehren. Daß Kinder ihre Aeltern ehren sollen, das lehret und fordert schon das Geboth, welches Gott im alten Testamente, durch Moses den Kindern gegeben hat. Du sollst Vater und Mutter ehren: so lautet dieses große Geboth, 2 Mos. 20, 12. Das lehret und fordert auch der weise Sirach und der Apostel Paulus. Ehre deinen Vater durch Wort und That, sagt der weise Sirach, 3, 8, und Paulus sagt: Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Geboth, das eine Verheissung hat, Eph. 6, 2.

Diese Lehre und Forderung ist denn aber auch ganz vernünftig. Wen sollten wir denn ehren, wenn

wir unsere Aeltern nicht ehren sollten? Sind nicht sie es, durch die uns Gott ins Leben rief? Sind nicht sie es, denen Gott unsere Verpflegung und Erziehung anvertraute? Sind nicht sie es, die, weil sie uns am Alter vorangehen, schon manches gesehen, gehört und erfahren haben, was wir wegen unserer Jugend noch nicht gesehen, gehört und erfahren haben? Ist nicht schon dieses ihr Alter und dieser ihr größerer Schatz von Erfahrungen ein Grund, warum wir sie ehren sollen? Das sind sie, und das bleibt ihnen, und die Ehrerbiethigkeit ist also ein Tribut, den wir ihnen entrichten müssen, wenn sie auch sonst vieler und großer Fehler wegen keiner besonderen Ehre und Achtung werth wären.

Und wie verhalten wir uns dann gegen jene, die wir wahrhaft schätzen und im Herzen ehren? Geben wir ihnen unsere Achtung und innere Hochschätzung nicht äußerlich durch gewisse Zeichen und Handlungen zu erkennen? Begegnen wir ihnen nicht höflich? Brauchen wir nicht sanfte und gefällige Worte, wenn wir mit ihnen reden? Suchen wir sie nicht vor andern auszuzeichnen? Salomon ehrte seine Mutter in seinem Herzen, und was that dieser große König? Als er sie einst auf sich zukommen sah, so stand er von seinem königlichen Throne auf, ging ihr entgegen, machte ihr eine tiefe Verbeugung, und ließ sie neben sich auf einen königlichen Sessel setzen. Das that Salomon, weil er seine Mutter innerlich hochschätzte und ehrte. 1 Kön. 2, 19. Auch der Aegyptische Joseph gab seinem Vater einen öffentlichen Beweis von kindlicher Ehrfurcht. Sobald er hörte, daß sein Vater zu ihm nach Aegypten komme, so fuhr er ihm nach Gosen entgegen, und

fiel ihm, da er ihn antraf, um den Hals. 1 Mos. 46, 29.

Und so werden wir unsern Aeltern auch begegnen, wenn wir sie im Herzen ehren. Wir werden uns ihrer nicht schämen, wenn sie auch arm, alt und gebrechlich sind. Wir werden sie nicht im Zorne anfahren, nicht auf sie schimpfen, sie nicht schelten. Wir werden ihnen keine sauere Gesichter machen, und keine unfreundlichen Blicke zuwerfen. Wir werden ihnen ihre Schwachheiten und Fehler nicht vorwerfen. Wir werden sie nicht bey andern ausbringen, herabsetzen und verkleinern. Nein, das werden wir nicht thun. Wir werden höflich und freundlich mit ihnen reden. Wir werden bey andern rühmlich von ihnen sprechen. Wir werden ihnen nicht anders, als im sanften Tone widersprechen, wenn sie unrecht haben, und harte und unbillige Forderungen an uns machen.

So ehret denn eure Aeltern, ihr Kinder! Ehret sie mit Wort und That! Verflucht sey der, welcher Vater und Mutter nicht ehret, sagt Mos. 5 B. 27, 16. Und Sirach sagt: Wer seinen Vater hochachtet, der wird lange leben; wer seine Mutter ehrt, macht sich um Gott verdient, d. i. die Ehrfurcht gegen die Aeltern sieht Gott an für Ehrfurcht gegen sich selbst. 3, 6.

Die Kinder sollen aber noch mehr thun. Sie sollen ihre Aeltern auch lieben.

II.

Das Zweyte, was Kinder ihren Aeltern schuldig sind, ist Liebe. Kinder sollen ihre Aeltern lieben. Du sollst deinen Nächsten lieben,

wie dich selbst, sagt Jesus, Matth. 22, 39.
Wenn nun das Christenthum verlangt, daß wir jeden Menschen, wenn er auch ein Ausländer, ein Fremder und Unbekannter ist, lieben sollen, sollten wir nicht verbunden seyn, unsere Aeltern zu lieben, sie, die unsere ersten und größten Wohlthäter sind?

Bevor Kinder geboren sind, haben ihre Mütter schon sehr viel mit ihnen auszustehen, und bey ihrer Geburt schweben sie nicht selten in augenscheinlicher Todesgefahr. Das wußte der alte Tobias: Als er vor seinem Tode seinem Sohne seine Mutter zur Versorgung anempfahl, so setzte er hinzu: Erinnere dich der Gefahren, in denen sie deinetwegen schwebte, da sie dich unter ihrem Herzen trug. Tob. 4, 4.

Sind die Kinder geboren, so sind sie lange nachher noch zarte und schwache Geschöpfe, hundert Mahl würden sie ohne die zärtliche Liebe und Sorgfalt ihrer Aeltern ihren Schwachheiten unterliegen, und zu Grunde gehen. Man kann es nicht beschreiben, was diese für sie thun, ihretwegen entbehren und leiden müssen. Die Mutter muß sie reinigen, säugen und kleiden, und wegen ihnen manche Nacht schlaflos zubringen. Der Vater muß für sie arbeiten, um ihnen, oft mit sauerm Schweiße, den Unterhalt zu verschaffen. Und was empfangen sie dafür zu ihrer Belohnung? Ein klägliches Wimmern, ein trauriges Geheul, ein Mark durchdringendes Geschrey.

Sind die Kinder erwachsen, so müssen sie unterrichtet, untergebracht und versorgt werden, so daß sie im Stande sind, sich selbst zu ernähren. Und wer berechnet die Kosten, die Gänge und Sorgen, welche die Aeltern deßwegen haben? „Wie

bringe ich meine Kinder unter, wie versorge ich sie?" Ist nicht das der Gedanke, mit welchem jene Aeltern, welche erwachsene Söhne und Töchter haben, aufstehen, und mit welchem sie sich auch wieder niederlegen? Und ist die Besorgniß, daß sie sie vielleicht nicht gut unterbringen werden, nicht das, was zentnerschwer auf ihrem Herzen lieget, was ihnen Schlaf und Ruhe raubet? — Diese unsere größten Wohlthäter nun, die so viel wegen uns ausgestanden und gelitten haben, die uns erzogen, die uns unzählige Wohlthaten erwiesen, die sich unsertwegen so unbeschreibliche Mühe gegeben und so viele Sorgen gemacht haben — diese sollten wir nicht zu lieben schuldig seyn? — Aber wie sollen wir sie denn lieben? was sollen wir denn für sie thun?

Die heil. Schrift sagt von dem jungen Tobias, daß er seinen Aeltern das Licht ihrer Augen, die Stütze ihres Alters, und der Trost ihres Lebens gewesen sey. Tob. 10, 4. Für das gab ihn seine Mutter selbst aus. Auch die weltliche Geschichte erzählet uns ein schönes Beyspiel von kindlicher Liebe. Cleobis und Biton, zwey Brüder, wie uns Solon, einer von den sieben Weisen Griechenlands erzählt, liebten ihre Mutter so sehr, daß sie dieselbe auf einem Wagen, vor welchem sie sich selbst spannten, zu dem Tempel führten, in welchem sie erscheinen mußte. Ihre Mutter nähmlich, die Priesterinn an dem Tempel einer heidnischen Göttinn war, sollte sich eben dahin begeben. Als aber die Rinder, welche ihren Wagen zu ziehen pflegten, nicht gegenwärtig waren, so spannten sich diese ihre zwey Söhne vor denselben, und zogen ihn einen weiten Weg bis zum Tempel fort.

Und auf diese Weise sollen wir denn auch unsere Aeltern lieben. Durch Dienste, Gefälligkeiten und Wohlthaten sollen wir ihnen unsere Liebe beweisen. Wir sollen erstlich das alles sorgfältig vermeiden, was sie kränken und betrüben könnte, Grobheiten, heftige Widersprüche, unfreundliche Mienen und Trotz, besonders eine schlechte Aufführung, welche ihnen, wie uns, Schande machen würde. Dagegen sollen wir zweytens das thun, was ihnen gefällt, Freude und Vergnügen machet, und wodurch wir ihnen einen Theil der Mühe, die sie mit uns hatten, vergelten. Ein Kind, das seine Aeltern liebt, arbeitet für sie, es hat Geduld und Nachsicht mit ihren Schwachheiten, es tröstet sie in ihrer Betrübniß, es hebt und legt sie, und reicht ihnen Speise und Trank, wenn sie krank sind, es sorgt für ihre Nahrung und Bequemlichkeit, und sucht ihnen die Beschwerden des Alters zu erleichtern, wenn es in voller Jugendkraft lebet und eine gute Versorgung gefunden hat, es gibt ihnen das mit Freuden, was sie zu ihrer Nothdurft sich vorbehalten haben und jährlich verlangen, ohne Zaudern, und mehr als sie verlangen, gibt es ihnen. „Wir mögen den Göttern, Aeltern und Lehrern geben, was wir wollen, es kommt dem nie gleich, was sie uns gegeben haben," sagt ein alter Weltweise. Von dieser Wahrheit, daß es seinen Aeltern nie alles, was sie für es gethan haben, vergelten könne, ist es überzeugt, und ergreift also mit Begierde jede Gelegenheit, ihnen wohlzuthun, um ihnen wenigstens so viel zu vergelten, als seine Kräfte zulassen.

Liebet eure Aeltern, meine Kinder! Sparet ihnen jeden Verdruß, und thuet ihnen Gutes, so viel ihr könnet! Merkt euch, was der weise Si-

rach sagt: Mein Kind, sagt er, nimm dich deines Vaters im Alter an, und betrübe ihn nicht, so lange er lebt. Wird er blödsinnig, so habe Nachsicht, und verachte ihn nicht in der Fülle deiner Kraft. Dein Mitleiden mit deinem Vater wird nicht vergessen werden, sondern für deine Sünden in Rechnung kommen. Zur Zeit der Noth wird deiner gedacht werden. Wie Eis an der Sonne, werden deine Sünden schmelzen. Wer seinen Vater verläßt, ist wie ein Gotteslästerer; und wer seine Mutter erzürnt, der ist von dem Herrn verflucht. Sir. 3. 12 — 17.

Die Kinder sollen drittens ihren Aeltern auch gehorsam seyn.

III.

Das Dritte, was Kinder ihren Aeltern schuldig sind, ist Gehorsam. Aufs nachdrücklichste schärft es die heil. Schrift den Kindern ein, ihren Aeltern gehorsam zu seyn. Ihr Kinder, sagt Paulus, ihr Kinder! seyd den Aeltern in allem gehorsam; denn dieses ist dem Herrn wohlgefällig. Kol. 3, 24. Moses hat auf den Ungehorsam der Kinder die Todesstrafe gesetzt. Warum jemand, so heißt es 5. Mos. 21, 18 — 22, wenn jemand einen widerspänstigen, empörerischen und seinen Aeltern ungehorsamen Sohn hat, der ihnen, ob sie ihn gleich züchtigen, doch nicht gehorcht; so sollen ihn seine Aeltern greifen, und ihn vor die Aeltesten ihrer Stadt an die Stätte des Gerichts führen, und ihn so anklagen: Dieser unser Sohn ist widerspänstig, empörerisch, und gehorcht uns nicht,

er ist ein Verschwender und Trunkenbold: dann sollen ihn alle Einwohner derselben Stadt steinigen.

Die Aeltern sind unsere natürlichen Obern und Vorgesetzten: und muß man nicht seinen Vorgesetzten gehorchen? Sie haben die Pflicht auf sich, uns zur Arbeitsamkeit, und zu allen Tugenden zu erziehen. Ihr Väter! zieht eure Kinder auf in der Zucht und Unterweisung des Herrn, sagt Paulus, Eph. 6, 4. Wenn sie uns erziehen, vom Bösen abhalten, und zum Guten anführen sollen, so müssen wir ihnen ganz natürlich auch folgen. Was würden alle ihre Worte, Ermahnungen und Befehle nützen, wenn wir nicht schuldig wären, uns nach ihnen zu richten? — Wir können also keinen Augenblick daran zweifeln, daß es unsere Pflicht sey, unsern Aeltern gehorsam zu seyn.

Der alte Jakob schickte seinen Sohn Joseph auf das Feld zu seinen Brüdern. Kaum hatte Joseph den Befehl seines Vaters vernommen, so ging er hin. Der alte Tobias hieß seinen Sohn über Land, in eine weit entlegene Stadt gehen, um ausstehende Schulden einzufordern, bereitwillig machte sich dieser auf den Weg. Vater ich will alles thun, was du mir befohlen hast, sprach er, Tob. 5, 1.

Und so bereitwillig sollen wir uns auch den Befehlen unserer Aeltern unterziehen. Heissen sie uns eine Arbeit zu Hause oder auf dem Felde zu verrichten, schicken sie uns in die Schule oder Kirche, ermahnen sie uns mit unsern Geschwistern friedlich zu leben; so sollen wir es alsbald, ohne Murren und ohne Zaudern thun. Sagen sie uns, daß wir zur Nachtszeit nicht aus dem Hause laufen, nicht an jene verdächtige Orte hingehen, mit diesen im übeln Rufe stehenden Personen keinen Umgang haben

sollen, so muß uns ihr Wort heilig seyn. Nur dann sind wir nicht schuldig, ihnen zu folgen, wenn sie uns befehlen, etwas Böses zu thun, z. B. zu stehlen, diesem oder jenem etwas zu verderben, uns mit diesem oder jenem herumzuschlagen. Nur dann tritt das ein, was die Schrift sagt: **Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.** Apostelg. 5, 29.

„Es fällt uns aber oft sehr schwer, die Befehle unserer Aeltern auszurichten," saget ihr. Das mag seyn. Allein haben denn nicht auch eure Aeltern schon tausend Handlungen für euch verrichtet, die ihnen auch schwer fielen? Thun sie nicht noch jetzt manche beschwerliche und lästige Arbeit euch zu Liebe? Was wäre das für ein Gehorsam, wenn man nur das wollte, was einem keine Ueberwindung kostet?

So höret denn, ihr Kinder! höret auf die Stimme euers Vaters, und leihet den Worten eurer Mutter euer Ohr! Der Mutter Worte sind ja liebliche Worte, des Vaters Stimme ist ja eine sanfte Stimme. Keine Gewalt ist gelinder, als die väterliche, und keine Obrigkeit ist milder, als Vater und Mutter. **Höret, Kinder! euern Vater, und folget ihm, damit es euch wohlgehe. Denn der Herr gab dem Vater die Herrschaft über seine Kinder, und der Mutter die Macht über ihre Söhne,** sagt der weise Sirach, 3, 1. 2.

Schluß. Nun habe ich euch m. L.! die Pflichten vorgetragen, welche ihr als Kinder gegen eure Aeltern zu erfüllen habet, wohlmeinend habe ich sie euch vorgetragen. Ehre, Liebe und Gehorsam, das sind eure Pflichten gegen eure Aeltern. Lasset euch aber auch nun die Erfüllung dieser Pflichten, die ihr jetzt kennen gelernt habt, eine heilige Angelegenheit seyn! Gebet euern Aeltern durch euer Betragen nie

Veranlassung und Ursache, mit euch unzufrieden zu seyn, und gerechte Klagen gegen euch zu führen! O, es ist ein böses Zeichen, und man darf es als eine ausgemachte Wahrheit annehmen, daß jene Menschen in Grund und Boden, gänzlich verdorben sind, die fähig sind, ihren Aeltern muthwillig und vorsätzlich Kummer und Herzenleid zu verursachen! Es sind Menschen, die sich selbst gegen die Gefühle, welche die Natur in unsere Herzen pflanzte, und die uns allen heilig seyn sollen, versündigen: und was läßt sich wohl sonst Gutes von solchen erwarten? Eure Aeltern gehen, nach der natürlichen Einrichtung, vor euch in das Grab. Und wenn ihr sie einst nicht mehr habet, dann werden euch alle die Worte einfallen, mit denen ihr sie betrübet, alle die Handlungen, durch die ihr ihnen Thränen ausgepresset habt, dann werdet ihr wünschen, euch anders gegen sie betragen zu haben, dann ist es aber zu spät. Die geredeten Worte lassen sich nicht mehr zurückrufen, und das Geschehene läßt sich nicht mehr ungeschehen machen. Dann werdet ihr wünschen, sie noch zu haben, um ihnen mehr Gutes, mehr Liebe und Gefälligkeit erweisen zu können, dann sind aber eure Wünsche vergebliche Wünsche. Kein Todter stehet mehr vom Grabe auf. Daran denket jetzt, jetzt da ihr eure Aeltern noch habet. Jetzt vermeidet das, was ihnen Kummer machet, jetzt thuet ihnen das, was ihnen Freude gewähret! Amen.

Am fünften Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Was uns das Christenthum über den Ursprung des Bösen in der Welt und die Absicht der zeitlichen Uebel lehre.

Text.

Herr! hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesäet? Woher kommt denn das Unkraut? Matth. 13, 27.

Neben dem Guten befindet sich in der Welt auch viel Böses, unter dem Weitzen wächst allezeit auch Unkraut. Woher kommt denn das viele Böse in der Welt?

Das viele Böse, welches in der Welt geschiehet, hat schon bey tausend und tausend Menschen den Glauben an eine wohlthätige Vorsehung erschüttert. Da wird eine unschuldige und glückliche Familie bey einem Erdbeben verschlungen, dort ein rechtschaffener Mann von einem einstürzenden Gebäude zermalmt, hier findet eine zärtliche Mutter, die bey einer ausgebrochenen Feuersbrunst ihren Säugling retten will, den schrecklichsten Tod in den Flammen. „Ach! so singt ein vortrefflicher Dichter, nicht immer fällt der gefürchtete Schlag auf des Schuldigen Haupt,“ und er hat Recht — Gewiß ist es, daß viele in diesem Leben ohne ihre

Schuld leiden, und öfters beklagenswerthe Opfer eines unvermeidlichen Schicksals werden. Sehen oder erfahren dieses die Menschen, so stehen sie da und staunen und fragen: Woher das Böse in der Welt? Und weil sie es mit einer über uns waltenden gütigen und weisen Vorsehung nicht vereinbaren können, so geben sie ihren Glauben an dieselbe auf. „Kein weiser und gütiger Gott regiert die Welt, nein! sie ist einem blinden Ungefähr unterworfen, einer eisernen Nothwendigkeit Preis gegeben," so denken sie.

Das Christenthum belehret uns auf die beste Weise über den Ursprung des Bösen, es zeigt uns den rechten Endzweck der menschlichen Leiden, es söhnet uns deßhalb vollkommen mit der Einrichtung der Welt aus, erhält unsern Glauben an die göttliche Vorsehung, und gibt uns so die freudigste Beruhigung in jedem Kummer.

Damit ihr nun durch das Böse, welches ihr in der Welt wahrnehmet, oder über euch kommt, nicht auch in euerm Glauben an Gott und seine wohlthätige Vorsehung irre gemacht werdet, und damit ihr, ohne diesen Glauben, nicht im Unglücke ohne Hoffnung und Trost schmachtet, so will ich euch heute einmahl die Lehren des Christenthums über den Ursprung des Bösen in der Welt, und die Absicht der menschlichen Leiden vortragen. Also ich zeige euch heute:

Was uns das Christenthum über den Ursprung des Bösen in der Welt und die Absicht der zeitlichen Uebel lehre.

Nun was lehret denn das Christenthum über diesen Gegenstand? Das Christenthum lehret:

1) Daß Gott nicht der Urheber des Bösen sey, und von ihm nur Gutes komme,

2) Daß alles Böse in der Welt von dem Menschen selbst herkomme,

3) Daß alle menschlichen Leiden ein Mittel zu unserer sittlichen Erziehung, mithin so fern gut seyen.

Die Absicht meiner heutigen Predigt geht also dahin, Gott über die Einrichtung der Welt zu rechtfertigen, und euern Glauben an seine göttliche Vorsehung zu befestigen: sollte ich euch dabey wohl um eure Aufmerksamkeit zu bitten brauchen? —

I.

Unser Heiland stellet uns Gott nie anders, als ein gutes und ganz vollkommenes Wesen vor. Dort bey Matth. 5 Kap., wo er seinen Zuhörern die Feindesliebe eingeschärft hatte, weiset er sie, um sie zur Ausübung derselben zu ermuntern, auf die Handlungsweise Gottes hin, der allen Menschen ohne Unterschied Gutes thue. Liebet eure Feinde, sagt er, auf daß ihr Kinder euers himmlischen Vaters seyd, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen, und auf den Acker der Gerechten und Ungerechten regnen läßt. Seyd vollkommen, setzt er noch hinzu, wie auch euer himmlischer Vater vollkommen ist. Bey Matth. 10. K. versichert er seine Jünger, daß Gottes gütige Vorsehung sich über alles erstrecke, daß kein Sperling ohne seine weise Zulassung umkomme, und kein Haar von unserm Haupte falle. Bey eben diesem Evangelisten am 19. Kap. sagt er, das Gott ganz gut und vollkom=

men sey. **Was nennst du mich gut,** sagte er zu dem jungen und reichen Menschen, der zu ihm kam, ihn einen guten Meister nannte, und ihn fragte was er thun müsse, um das ewige Leben zu erlangen: **Was nennst du mich gut? — Gott allein ist gut.**

Wie Jesus, so spricht auch sein Lieblingsjünger der sanfte Johannes. Er nennet Gott nie anders, als die Liebe. **Gott ist die Liebe,** schreibt er, 1 Br. 4. 16. Und um Gottes unbegränzte und unendliche Vollkommenheit, seine fleckenlose Heiligkeit zu bezeichnen, nennt er Gott ein Licht, welches den Morgenländern ein bekanntes Bild von Tugend und Vollkommenheit ist. Dieses ist die Verkündigung, schreibt er, welche wir von ihm, von Jesu, vernommen haben, und euch bekannt machen, daß Gott ein Licht ist, und daß in ihm keine Finsternisse sind. 1 Br. 1. 5.

Wenn nun Gott, nach der Lehre des Christenthums, ganz vollkommen, nur Güte und Heiligkeit ist, wenn er uns als das vollkommenste Muster zur Nachahmung vorgestellt wird; so ist es ja unmöglich, daß er die Quelle, der Urheber des Bösen sey, so kann ja von ihm nichts anders, als nur Gutes kommen. Und dieses sagt denn auch mit ausdrücklichen Worten der Apostel Jakobus, daß Gott seiner Natur nach gut sey, und von ihm nichts als Gutes kommen könne. Eine jede gute Gabe, schreibt er, und eine jede vollkommene Gabe ist von oben, und kommt herab vom Vater der Lichter, bey welchem keine Veränderung, und kein Schatten eines Wechsels Statt hat, 1. 17. Da Gott, will er mit diesen Worten sagen, ganz Licht, ganz Vollkommenheit ist, da nicht der mindeste

Schatten, nicht die mindeste Unvollkommenheit in ihm Statt haben kann, so kann er das Böse nie wollen, nie thun, so kann von ihm nur Gutes kommen.

Von Gott kommt also nur Gutes, von Gott gilt also auch das, was der Heiland im heutigen Evangelium von sich sagt, daß er nur guten Samen auf seinen Acker gesäet habe. Wenn aber Gott gut ist, und von ihm nur Gutes kommen kann: Woher kömmt denn das Unkraut? Von wem kommt das Böse in der Welt her?

II.

Daß die Sünde etwas Böses sey, daß der Neid, die Schadenfreude, die Unkeuschheit, die Lüge, die Völlerey, der Betrug und andere Ungerechtigkeiten, daß diese und dergleichen Laster mit allem Rechte böse genennt werden, das brauche ich nicht erst zu beweisen. Wer Vernunft hat, wird alsbald einsehen, daß diese Laster gegen die Gesetze der Vernunft seyen, und daß es nichts Verabscheuungswürdigeres geben könne, als eine Versündigung gegen das Heilige im Menschen, gegen die Vernunft. Wer wendet seine Augen nicht mit Abscheu von dem Neidigen und Schadenfrohen hinweg, und wer verachtet nicht in seinem Herzen den Wollüstling, den Betrieger, den Lügner u. s. w.?

Auch das brauche ich nicht erst zu beweisen, daß aus diesen Lastern unendlich viele Uebel, oft endlose Leiden entstehen. Der Neid nagt an dem Herzen des Menschen wie ein böser Wurm. Die Unkeuschheit vergiftet das Blut des Menschen, zieht ihm ekelhafte, oft unheilbare Krankheiten zu, und bereitet ihn nicht selten ein frühes Grab. Die Völlerey

richtet unsere Gesundheit, unsere Ehre und unsern häuslichen Wohlstand zu Grunde. Und warum seufzt dort eine Familie in der Armuth? Weil ihr Vater ein Verschwender war. Warum weint hier einer über den Verlust seiner Ehre? Weil eine böse Zunge ihr Gift gegen ihn ausspritzte. Warum zehrt da eine treue Ehegattinn vor Kummer und Betrübniß ab? Weil ein unmenschlicher Ehemann sie mißhandelt. Wenn man nicht blind ist, so wird man ohne Mühe sehen können, daß eigene und fremde Sünden die Quelle seyen, aus welcher die meisten Uebel entspringen, unter deren schwerer Bürde die Menschheit seufzet.

Und woher stammt denn die Sünde mit ihren traurigen Folgen? Wo ist die Quelle des sittlich Bösen zu finden? Thut nicht der Mensch aus eigenem freyen Willen das Böse? Und wer lockt und reitzt ihn, daß er das Böse thue? Wann ihr dieses nicht wisset, so höret nur auf die Worte des Apostels Jakobus, diese werden es euch lehren. Niemand, schreibt dieser Apostel, niemand, der versucht wird, sage, er werde von Gott versuchet; denn Gott kann durch Uebel — durch zugefügte Unbilden — nicht versucht werden. Ein jeder wird versucht, da er von seiner eigenen Lust angereitzet, und angelocket wird. Die Begierlichkeit wird sodann schwanger, und gebärt die Sünde; die vollbrachte Sünde aber gebärt den Tod. 1, 13 — 16.

Durch die Begierlichkeit, durch die sinnlichen Lüste wird also der Mensch zum Bösen, das ihm einen angenehmen Genuß verspricht, angelockt, und zu dessen Vollbringung angereitzt. Daß dem wirklich so sey, das wissen wir auch alle aus eigener Erfahrung. Wir müssen aber das Böse, zu dem wir angereitzt

werden, nicht begehen. Wir haben die Kraft, der Versuchung zum Bösen zu widerstehen, und die Freyheit, das Gute dem Bösen vorzuziehen, und der Pflicht getreu zu bleiben. „Wir hätten wohl anders handeln können, wenn wir nur ernstlich gewollt hätten:" das müssen wir uns alle Mahl selbst sagen, so oft wir gesündigt haben, und eben dieses Bewußtseyn, daß wir gekönnt hätten, ist es, welches uns verdammt, und uns mit Scham und Reue erfüllet. Das Böse stammt also von dem Menschen selbst ab, der Ursprung des Bösen ist also in unserm bösen Willen zu suchen. Von dem Bösen in der Welt gilt also auch das wieder, was der Heiland im heutigen Evangelium auf die Frage: Woher kommt denn das Unkraut? gesagt hat: Das hat der Feind gethan. Menschen, welche dem Guten feind sind, verüben das Böse, und bringen durch es so viel Unglück in die Welt.

Wenn wir aber selbst die Urheber des Bösen sind, wollen wir Gott darüber anklagen, wenn uns die übeln Folgen des Bösen drücken? Wollen wir an der göttlichen Vorsehung zweifeln, wenn wir büßen, was wir verdient haben? Ist es nicht vielmehr klar, daß eine heilige und gerechte Vorsehung die Welt regieren müsse, weil das Böse seine verdiente Strafe in ihr findet?

„Ja, saget ihr, es ist schon recht, daß der Mensch die Folgen seiner eigenen Sünden fühle. Aber oft wird er unglücklich durch fremde Sünden. Was kann das Kind dazu, daß es durch die Liederlichkeit seines Vaters in die drückendste Armuth versetzt wird? Was kann der Unterthan dazu, daß seine Saatfelder durch ein Kriegsherr verwüstet wer-

den? Oft wird der Mensch unglücklich gemacht durch die verheerenden Kräfte der Natur. Was kann er dazu, daß ihm eine Seuche den Liebling seines Herzens von der Seite reisset? daß der Hagel sein Getreide zerschlägt, das Feuer sein Haus verzehret, das Wasser seine Wiesen mit Schlamm überführet? Das, das ist es, was unser Herz empöret, was unsern Glauben an eine allmächtige und wohlthätige Vorsehung wankend machet."

Sehet, m. L.! auch darüber belehret uns das Christenthum. Es sagt uns, daß diese Uebel Mittel zu unserer sittlichen Erziehung, Beförderungsmittel unserer geistlichen Wohlfahrt seyen.

III.

Es kann nicht geläugnet werden, daß viele Menschen in der Welt unglücklich werden, entweder durch die verheerenden Kräfte der Natur, oder durch die Ungerechtigkeiten und Sünden anderer, oder meinetwegen auch durch die natürlichen Schwachheit des menschlichen Herzens, oder durch Unwissenheit und unverschuldeten Irrthum, daß sie also ohne eigene Schuld leiden. Ich habe dieses auch gleich Anfangs zugegeben. Aber wie? nennet ihr denn die Arzney ein Uebel, weil sie bitter schmecket? Ist sie nicht vielmehr eine Wohlthat? Verwünschet ihr die Ruthe, welche in der Hand eines weisen Vaters ein Zuchtmittel für seine Kinder ist? Möchtet ihr sie ihm aus der Hand winden? Wenn es nun mit den natürlichen und unverschuldeten Uebeln dieses Lebens eine gleiche Bewandtniß hätte, wenn sie in den Händen Gottes ein Mittel zur Erreichung eines größeren Gutes wären; wolltet ihr etwas dagegen einwenden?

Allerdings wären Leiden das größte Uebel für uns, wenn irdische Glückseligkeit unser höchstes Gut, wenn sie unser letztes Ziel und Ende wäre. Aber das ist sie ja nicht. Nicht zum Wohlleben, zur Tugend will uns Gott auf Erden erziehen. Erst sollen wir gut seyn, und durch sittliche Güte glücklich werden. Ohne ein gutes pflichtliebendes Herz ist der Mensch gar keiner wahren geistigen Glückseligkeit fähig. Der Geist freuet sich nur an geistiger Vollkommenheit, Wahrheit und Güte ist seine Nahrung. Immer besser sollen wir werden, immer zu größerer Tugend emporsteigen: sittliche Güte ist unser höchstes Gut, sie uns immer in einem höhern Grade eigen machen, das ist unser letztes Ziel und End' auf Erden.

Und dazu sind die natürlichne Uebel wirklich in den Händen Gottes ein Mittel. Das ist die ausdrückliche Lehre des Christenthums. Wir wissen, sagt Paulus, daß denen, die Gott lieben, die nach dem gütigen Entschlusse Gottes zum Christenthume berufen sind, alle Dinge zum Guten mitwirken. Röm. 8, 28. Ferner: Alle Züchtigung pflegt zwar, wann sie gegenwärtig ist, keine Freude, sondern Traurigkeit zu verursachen: nachgehends aber gewährt sie denen, die dadurch geübt worden sind, den friedfertigen Genuß der Gerechtigkeit. Hebr. 12, 11.

Und wer hat es nicht schon selbst erfahren, daß die Leiden und Widerwärtigkeiten dieses Lebens heilsam auf uns wirken, daß sie uns zum ernsten Nachdenken bringen, unser Gemüth von dem Irdischen hinweg und auf etwas Höheres und Besseres lenken? Nur gar zu leicht hängt sich das menschliche Herz an das Irdische und Sichtbare, und vergißt auf das Himmlische und Unsichtbare. Wenn uns aber

aber Leiden und Unglücksfälle den Unbestand und die Unvollkommenheiten der Weltgüter lehren: wenn uns eine Hoffnung nach der andern fehlschlägt, ein Freund nach dem andern dahin stirbt, eine Sache nach der andern zu Grunde gehet: dann stimmen wir in den Ausspruch des Predigers mit ein: Eitelkeit über Eitelkeit, alles Irdische ist hinfällig und eitel, Pred. 1, 2.: dann denken wir: ja, der Mensch muß für etwas Höheres bestimmt seyn: dann kehren wir in uns selbst ein, und nehmen uns vor, unser Glück in uns selbst zu suchen, in unserm Wohlverhalten, in unserer pflichtliebenden Gesinnung; zu suchen was droben ist, und nicht, was auf Erden ist; zu trachten nach Schätzen im Himmel, welche, wie Jesus sagt, Rost und Motten nicht verzehren, Diebe nicht ausgraben und stehlen, welche dauerhaft und ewig sind.

Sehet, das sind die Uebel dieses Lebens in den Händen Gottes! ein Mittel sind sie in seinen Vaterhänden, durch das er uns zum Guten erziehet!

„Ja, saget ihr, mancher erliegt aber plötzlich unter der Last der Uebel, welche ihn drückt. Wie kann der, welcher durch die Hand des Mörders, oder durch die Flammen umkommt, durch einen solchen unverdienten Unglücksfall im Guten weiter geführt werden? Für diesen hört das Uebel auf ein Beförderungsmittel der geistlichen Wohlfahrt zu seyn." Wäre unser leibliche Tod die Grenze unsers ganzen Lebens, dann, ja dann wüßte ich euch hierauf nichts zu sagen. Aber da dieses nicht ist; so brauche ich euch hierauf nichts anders zu sagen, als daß ein solcher für das in diesem Leben Erlittene einen reichen Ersatz in dem zukünftigen ohne allen Zweifel erhalten werde. Zur Zeit der Ernte, sagt Jesus,

wird das Unkraut verbrannt, der gute Weitzen aber in die Scheuer eingesammelt werden.

Schluß. Die göttliche Vorsehung ist also gerechtfertiget, meine Lieben! Gott ist seiner Natur nach gut, und von ihm kommt nichts als Gutes. Alles Böse in der Welt kommt von dem Menschen selbst her. Alle natürlichen und unverschuldeten Leiden sind für uns ein Gut, weil sie in der Hand Gottes ein Mittel zur Beförderung unserer wahren, unserer geistlichen Wohlfahrt sind. *) Das sind die Lehren des Christenthums. Was könnte es mehr thun, um Gott vollkommen über alles das zu rechtfertigen, was dem Kurzsichtigen in der Einrichtung der Welt böse scheinen kann? Was könnte es mehr thun, um uns über die Uebel dieses Lebens vollkommen zu beruhigen? — So soll uns also nichts in unserm Glauben irre machen, in dem Glauben, daß Gott die Liebe sey, daß eine gütige Vorsehung über uns wallte! Amen.

---

*) Das ist die Theodicee der Bibel, und jede wissenschaftliche Entwicklung über das, was man in der Welt böse nennt, lauft auf die angeführten Sätze hinaus: sagt Eberhard in seiner Apologie des Sokrates.

Am sechsten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Das Wort Gottes erleuchtet unsern Verstand, und bessert und beruhiget unser Herz.

Text.

Das Himmelreich gleichet einem Senfkörnlein, das einer nimmt, und auf seinen Acker säet. Es ist zwar der kleinste unter allen Samen; ist es aber aufgewachsen: so ist es das größte unter allen Gartengewächsen, und wird ein Baum, so, daß die Vögel der Luft kommen, und auf seinen Aesten ruhen. Matth. 13, 31. und 32.

Der Heiland trägt im heutigen Evangelium zwey Gleichnisse vor, eines von dem Senfkörnlein, das andere von dem Sauerteige. Durch beyde Gleichnisse wollte er seine Jünger über das schnelle Wachsthum seiner Kirche und über die große Kraft seiner Lehre unterrichten. Wer das Senfkörnlein kennt, der weiß es, daß es sehr klein ist, daß es aber in den warmen Morgenländischen Gegenden zu einem Baume mit weit ausgebreiteten Aesten, worauf die Vögel nisten können, heranwächst, Und wer den Sauerteig kennt, der weiß es, daß ein wenig davon eine ganze Masse Mehl durchsäuert und auftreibt. Der Heiland wollte also sagen, wie das Senfkörnlein geschwind zu einem Baume heranwächst, so wird meine Kirche auch ge-

schwind heranwachsen; und wie ein wenig Sauerteig große Wirkungen hervorbringt, so wird meine Lehre auch große Wirkungen in der Welt hervorbringen.

Das, was der Heiland seinen Jüngern durch diese Gleichnisse im Voraus angedeutet hat, hat sich auch bald durch die Wirklichkeit bestätiget. Schnell wuchs seine Kirche heran. Schon zur Zeit der Apostel war kaum ein Winkel im Römischen Reiche, wo es nicht wenigstens einige Christen gab. Dieses bekräftigen selbst Zeugnisse aus dem ersten Jahrhunderte. Ein heidnischer Befehlshaber schrieb um diese Zeit an seinen Kaiser, daß die Ausbreitung des Christenthums durch nichts könne aufgehalten werden. Und etwas später schrieb Tertullian, daß die Christen schon alle Städte, Gesellschaften, Felder, Zünfte und Plätze bevölkert hätten, und daß ihre Zahl größer sey, als die Zahl ihrer Feinde, daß beynahe alle Bürger Christen seyen. Große Veränderungen bewirkte seine Lehre. Sie hat eine Menge von Menschen von dem heidnischen Aberglauben zur Erkenntniß des wahren Gottes gebracht, sie hat die Heiden und Juden so gebessert, daß sie aus unkeuschen keusche, aus ungerechten gerechte, aus ungehorsamen gehorsame Menschen geworden sind. Mehrere Geschichtschreiber erzählen uns, daß durch die christliche Lehre Unschuld, Keuschheit, Schamhaftigkeit, Gerechtigkeit, Geduld und andere Tugenden sich in der Welt verbreitet hätten.

Sollte jetzt, m. L.! sollte wohl jetzt, wo die christliche Kirche in der Welt ausgebreitet und gegründet ist, die Lehre Jesu ihre Kraft verloren haben? Sollte sie wohl jetzt nicht mehr kräftig und wirksam seyn? Nein, die Lehre Jesu ist Wort Gottes, und das Wort Gottes verlieret seine Kraft

niemahls. So kräftig und wirksam die Lehre Jesu sonst war, so kräftig und wirksam ist sie noch. Um euch zur fleißigen Anhörung des Wortes Gottes zu ermuntern, so will ich euch zeigen, daß dieses wirklich so sey. Ich will von den großen Wirkungen des Wortes Gottes mit euch reden, und euch zeigen:

1) daß das Wort Gottes unsern Verstand erleuchte, und

2) daß es unser Herz bessere und beruhige.

Seyd aufmerksam, denn ohne aufmerksames Anhören kann das Wort Gottes nicht auf seine Zuhörer wirken.

I.

Sollen wir nicht im Finstern herumtappen, nicht im Aberglauben und Irrthume leben, so muß Licht in unsern Verstand kommen. Nun woher erhält unser Verstand sein Licht? Er erhält es von dem Worte Gottes, von der Lehre Jesu Christi. Der Evangelist Johannes sagt es uns, daß Jesus ein Licht sey, welches alle Menschen erleuchte, die in diese Welt kommen. Joh. 1, 9. Und Jesus nennet sich selbst auch das Licht der Welt. Ich bin das Licht der Welt, sprach er, wer mir nachfolget, der wandelt nicht in Finsternissen. Joh. 8, 12. Die Lehre Jesu belehret uns über Gott, damit wir würdig von diesem höchsten Wesen denken. Sie belehret uns über unsere hohe Bestimmung, damit wir wissen, daß wir nicht bloß des Sinnengenusses wegen, wie die Thiere, da seyen; sondern um rechtschaffen zu handeln und immer besser zu werden. Sie belehret uns über die Unsterblichkeit unserer Seele. Jesus, sagt der

Apostel, hat dem Tode die Macht genommen, und Leben und unvergängliches Wesen durch sein Evangelium an das Licht gebracht. 2 Tim. 1. 10. Noch kein Weiser der Vorzeit hat so gesprochen, wie Jesus sprach: und wie, diese seine Lehre sollte unsern Verstand nicht erleuchten?

Freylich hat jeder Mensch von Natur aus ein Licht, das ihm, auf dem Wege durch dieses Leben, leuchten soll. Dieses natürliche Licht des Menschen ist die Vernunft. Die Vernunft ist auch ein vortreffliches Licht, und in der That eine schöne Gabe Gottes; denn ohne dieses Licht wären wir gar keiner Erleuchtung fähig, ja strenge genommen, ist die Vernunft das einzige Licht des Menschen.

Allein die meisten Menschen brauchen ihre Vernunft nicht gehörig, sie lassen sich von ihrem natürlichen Lichte nicht erleuchten, sie mögen ihren Kopf nicht anstrengen, nicht denken und forschen.

Das Wort Gottes, die Lehre Jesu kommt dem Menschen zu Hülfe, sie erleichtert ihm das Nachdenken, sie lockt den Funken in ihm hervor, damit er sich zur leuchtenden Flamme entzünde, sie belehret ihn über das, was ihm Noth ist, deutlich und bestimmt. Ohne besondere Geisteskräfte, und ohne mühesames Nachdenken kann jeder aus dem Worte Gottes lernen, wie er gesinnt seyn, was er thun, was er glauben und hoffen solle.

Daß dem wirklich so sey, das bekräftiget die Erfahrung. Jene, welche das Wort Gottes nicht achten, es nicht mit lehrbegierigem Herzen und mit Aufmerksamkeit anhören, oder jene, welche wenig Unterricht in der Lehre Jesu bekommen, sind größten Theils roh, furchtsam, abergläubisch und unwissend. Umgekehrt, jene, welche das Wort Gottes schätzen,

es fleißig und aufmerksam anhören, und Gelegenheit haben, es recht oft zu hören, sind aufgeklärter, sie wissen, was sie als Väter und Mütter, als Ehegatten und Unterthanen, was sie als Menschen für Pflichten zu erfüllen haben, sie wissen, wie man Gott am besten verehre, sie lachen über den dummen Aberglauben, und leben im Vertrauen auf Gott ohne Furcht und zufrieden. Ein handgreiflicher Beweis, daß das Wort Gottes den Verstand des Menschen erleuchte, daß es auch jetzt noch mächtig und kräftig sey.

Das Wort Gottes bessert und beruhiget auch unser Herz.

II.

Vorerst muß Licht im Verstande des Menschen seyn, er muß das Wahre und Gute erst erkennen, bevor er es lieben und ausüben kann. Das Wort Gottes bringt Licht in den Verstand des Menschen. Doch damit ist noch nicht alles gethan. Was nützt ein heller Kopf mit einem bösen Herzen? Das Herz des Menschen soll gut seyn, es soll das Böse hassen und das Gute lieben und thun, daran liegt am meisten, das ist die Hauptsache. Der Mensch soll sich auch durch die widrigen Schicksale, welche über ihn kommen, nicht irre machen lassen, er soll darüber und über die vielen räthselhaften Weltbegebenheiten beruhiget seyn. Beydes leistet auch noch das Wort Gottes, es bessert erstlich das Herz des Menschen.

Schon dadurch, daß das Wort Gottes den Verstand des Menschen erleuchtet, muß es auch zugleich zur Besserung seines Herzens beytragen; denn

deutlich erkannte Wahrheit kann nie ohne allen Einfluß auf den Willen, oder das Herz des Menschen seyn. Das Wort Gottes wirkt aber vorzüglich auf die Besserung des Menschen, durch die Beweggründe, welche es dem Menschen zur Vermeidung des Bösen, und zum Rechthandeln an die Hand gibt. Es drohet dem Sünder mit dem Mißfallen Gottes, und mit einer unglückseligen Zukunft in der andern Welt. Wehe dir, so sprach einst Jesus zu den unbußfertigen Einwohnern von Korazein und Bethsaida, wehe dir Korazein! wehe dir Bethsaida! den Tyriern und Sidoniern wird es am Tage des Gerichts erträglicher seyn, als euch. Matth. 11, 21 und 22. Dieses Wehe vernehmen auch jetzt noch die Sünder aus dem Worte Gottes, und sollte sie dieses nicht in eine heilsame Furcht versetzen, sollte es nichts zu ihrer Buße und Besserung beytragen? Es, das Wort Gottes, verheisset den Rechtschaffenen den Frieden der Seele, den Beyfall Gottes, eine selige Unsterblichkeit. Kommet alle zu mir, ruft es den Menschen zu, kommet alle zu mir, nehmet mein Joch auf euch, erfüllet meine Sitten-Vorschriften, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen, Matth. 11, 29. Wenn jemand mich liebet, der wird meine Rede halten, und mein Vater wird ihn lieben, wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bey ihm machen, Joh. 14, 23. Die Gerechten werden gehen in das ewige Leben, Matth. 25, 46. So ruft das Wort Gottes allen Menschen zu: und das sollte nichts zur Beförderung ihrer Tugend, nichts zur Besserung ihres Herzens beytragen? Das ist nicht möglich.

Daß das Wort Gottes dadurch zur Besserung des Menschen beytrage, daß wird auch wieder durch

die Erfahrung bestätiget. Denket nur an das, was ihr schon selbst erfahren habet. Habt ihr nicht schon bey Anhörung des Wortes Gottes den Vorsatz gemacht dieses und jenes Laster zu meiden? Diese und jene Gelegenheit zur Sünde zu fliehen? Diese und jene verübte Ungerechtigkeit wieder gut zu machen? Eifriger zu seyn in euerm Berufe, und diese und jene schöne Tugend fleißig zu üben? Und hat euch das gehörte Wort Gottes nicht auch in der Ausführung eurer guten Vorsätze gestärkt? Auch der verstockteste Sünder wird endlich in sich gehen und sich bekehren, wenn er oft die Beweggründe zur Buße oder Besserung aus dem Worte Gottes vernimmt. Dagegen bleiben jene, wie es ebenfalls die Erfahrung lehret, welche das Wort Gottes nicht hören, gewöhnlich bey ihren alten bösen Gewohnheiten, gewöhnlich bey ihren alten bösen Gewohnheiten und in ihren alten Sünden. Schon dieses, daß sie der Anhörung des Wortes Gottes so sorgfältig ausweichen, ist ein Beweis von seiner großen Kraft, sie wollen sich nähmlich nicht bessern, und wissen doch, daß das Wort Gottes das Herz des Sünders angreife und erschüttere. Ja, wie Speise und Trank den müden Wanderer zur Fortsetzung seiner Reise stärken: so stärken uns die Lehren und Verheissungen des Wortes Gottes zum muthigen Fortschritte auf der Bahn der Tugend.

Das Wort Gottes beruhiget auch das Herz des Menschen. Wir brauchen oft Trost und Beruhigung in diesem Leben; denn es gehet uns nicht alle Mahl nach Wunsch und Willen. Oft, gar oft müssen wir aus dem Becher der Trübsale trinken. Oft, gar oft sind die Weltbegebenheiten so verworren, daß wir uns nicht darein zu finden wissen. In diesen

und dergleichen Fällen richtet uns das Wort Gottes auf, tröstet und beruhiget es uns. Es sagt uns, denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten. Es sagt uns, daß die Leiden dieser Zeit die Freuden des bessern Lebens nicht aufwägen. Es sagt uns, daß kein Haar von unserm Haupte falle ohne den Willen und das Vorherwissen unsers himmlischen Vaters, und daß er mit weiser Hand die Begebenheiten der Welt so lenke, daß aus ihnen am Ende nur Gutes für uns hervorgehe. Und sollte dieses unser Herz ohne Trost lassen? Sollte es sich damit nicht beruhigen können? Und habt ihr nicht auch schon wirklich Trost und Erquickung aus dem Worte Gottes geschöpfet?

Schluß. Ihr kennet nun die Wirkungen des Wortes Gottes, meine Lieben! Ihr wisset nun, daß es unsern Verstand erleuchte, und unser Herz bessere und beruhige. Höret also das Wort Gottes fleißig an! Machet es nicht wie jene, welche schon der Kirchenthür zueilen, so bald der Prediger, mit dem Evangelienbuche in der Hand die Kanzel besteiget, gerade, als wenn der Prediger ihr Richter, und das Evangelienbuch jenes Buch wäre, welches ihr Verdammungsurtheil enthielt! Entschuldiget euch nicht, wie sie, mit dringenden Gschäften! Die Geschäfte sind nicht immer dringend: und soll denn das an Sonn- und Feyertagen nicht unser erstes Geschäft seyn, die Lehre des Herrn zu vernehmen? Denket an das, was Jesus sagt: Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort. Joh. 8, 47.! Amen.

Am ersten Sonntage in der Fasten.

Damit wir nicht in die Versuchungen zur Sünde einwilligen, so müssen wir uns überzeugen, daß nicht die Sünde, sondern die Tugend glücklich mache.

Text.

Da ward Jesus in die Wüste geführet, wo er vom Teufel versucht ward. Matth. 4, 1.

Von den Versuchungen oder Anreitzungen zum Bösen bleibt niemand frey: selbst Jesus, der Sohn Gottes, ist versucht worden. Das heutige Evangelium erzählet uns, daß er drey Mahl nach einander zu sündlichen Handlungen angereitzt worden sey.

Woher die Versuchungen entstehen, das lehret uns der Apostel Jakobus ganz deutlich und bestimmt. Ein jeder, schreibt er, wird versuchet, da er von seiner eigenen Lust angereitzet, und angelocket wird. Jak. 1, 14. Ein jeder, der zur Sünde verleitet wird, wird es also durch seine sinnlichen Lüste.

Diese Anreitzung der Sinnlichkeit zum Bösen wird gar oft noch sehr von außen durch das böse Beyspiel der Welt, durch das lasterhafte Thun und Lassen verkehrter Menschen um uns her verstärkt. Die Sinnlichkeit und Welt sind also unsere Versucher.

Das heutige Evangelium sagt: Jesus sey vom Teufel versucht worden. Die Ursache, warum es sich so ausdrücket, ist diese: weil die Schrift überhaupt alles Böse in der Welt, und alle Anreitzungen zur Sünde dem Teufel zuschreibet, so wie sie alles Gute, jedes Tugendwerk, und jede gute Gesinnung, Gott, der Gnade Gottes, oder dem heil. Geiste zuschreibet.

Warum willigen denn aber die Menschen so oft in die Versuchungen zur Sünde ein? Warum thun sie so oft das Böse, wozu sie angereitzt werden? Ach, es wird gar zu viel Böses in der Welt verübt! Der Menschen- und Tugendfreund möchte weinen, wenn er seine Augen auf die Handlungsweise der Menschen hinrichtet, und ihre vielen Vergehungen mit ansiehet. Woher kommt es nun, daß die Menschen gemeiniglich in die Versuchungen einwilligen, und das Böse thun? — Es kommt daher: Die Menschen wollen glücklich seyn, nun glauben sie durch Sinnengenuß, den ihnen die Sünde verspricht, glücklich zu werden, und deßwegen, weil sie dieses glauben, willigen sie in die Versuchungen ein, und thun das Böse. Der eine überläßt sich dem Trunke, der andere dem Geitze, der dritte der Wollust, alle deßwegen, weil sie im Weine, im Gelde und in der Geilheit ihre Glückseligkeit suchen. Würden sie diese ihre irrige Meinung ablegen, und sich überzeugen, daß dieses ein Betrug der Sinne sey, daß nicht in der Sünde, sondern nur allein in der Tugend unsere wahre Glückseligkeit zu finden sey; so würden sie gewiß ganz anders handeln, nicht in die Sünde einwilligen, sondern der Tugend treu bleiben.

Damit wir also nicht in die Versuchungen zur Sünde einwilligen, so müssen wir uns überzeugen,

daß nicht die Sünde, sondern allein die Tugend wahrhaft glücklich mache. Und davon will ich euch jetzt zu überzeugen suchen. Ich will euch zeigen;

1) daß nicht die Sünde, sondern

2) daß die Tugend den Menschen glücklich mache.

Könnte ich euch etwas Besseres, als dieses zeigen? Gewiß nicht. Nun so gebet also auch recht Acht.

I.

Jeder Mensch will glücklich seyn, der Hang zur Glückseligkeit ist uns allen angeboren; aber in der Sünde können wir unsere Glückseligkeit nicht finden. Daß die Sünde uns nicht glücklich machen könne, das lehrt uns a) die heil. Schrift, und das lehret uns b) auch die Erfahrung.

a) Die heil. Schrift ist voll von solchen Stellen in welchen ausdrücklich gesagt wird, daß die Sünde nicht glücklich sondern unglücklich mache. Habe ich dir es nicht vorgesagt, heißt es im 1ten Buche Moses, wenn du recht handelst, wirst du Trost haben, handelst du aber übel, so steht die strafende Sünde augenblicklich vor der Thür. 1 Mos. 4, 6. Wer der Sünde dienet, sagt Jesus, der ist ein Sclave der Sünde. Joh. 8, 34., und einen Sclaven wird doch wohl niemand für glücklich halten. Trübsal und Angst, schreibt Paulus, werden über die Seelen derer kommen, welche Böses thun. Röm. 2, 9. Ja, dieser Apostel behauptet sogar, daß nur durch die Sünde der Tod, das ist, alles Uebel und Unglück, in die Welt gebracht worden sey. Die Sünde ist

durch einen Menschen in die Welt eingegangen, und durch die Sünde der Tod, alles vorhandene Unglück, schreibt er, Röm. 5, 12. Und anders ist es auch nicht. Denn

b) Daß die Sünde nicht glücklich mache, lehret auch die Erfahrung. Sie blendet und täuschet, aber glücklich machet sie nicht. Der Unmäßige z. B. betrinkt sich jetzt im Weine, und wähnet im Rausche glücklich zu seyn: ist er es denn wirklich? Wie lange dauert der Rausch, und was hat er, wenn der Rausch vorüber ist? Einen kranken und schweren Kopf, einen leeren Beutel, verlorne Zeit, versäumte Arbeit, und eine zerrüttete Gesundheit. Ist der Mäßige, welcher alle diese bösen Folgen durch die Nüchternheit vermieden hat, nicht glücklicher? Der Habsüchtige und Geitzige glaubet glücklich zu seyn, wenn er so viel zusammen raffet, als er kann: wird er wohl dadurch glücklich? Wird er wohl einmahl so viel zusammen bringen, als er sich wünschet? Und wenn er sich niemahls so viel erwirbt, so mangelt ihm ja immer etwas. Wenn er aber auch so viel zusammen bringt, wie lange wird er es denn behalten? Muß er denn nicht sterben? Und wer hat mehr Sorgen, der Habsüchtige oder der Genügsame? Und wer wird leichter sterben, dieser oder jener? Der Hoffärtige bildet sich viel ein, und glaubt mit seiner Einbildung glücklich zu seyn: ist er es denn? Er meinet groß vor den Leuten zu seyn, ist er es denn wirklich? Nein, die Leute lachen über seine Eitelkeit, und verachten ihn im Herzen. Wird der Bescheidene und Demüthige nicht von allen Menschen mehr geliebt? Der Unkeusche hält dafür, er wäre glücklich, wenn er seinen geilen Trieb befriedigen kann: ist er denn in der That glücklich? Ist denn seine Leidenschaft

keine erschrecklich beunruhigende Leidenschaft? Sind nicht nach genossener augenblicklicher Wollust Schmerz und Schande sein Lohn? — Und so geht es allen Wollüstlingen, allen Sündern, die Sünde kann niemand glücklich machen. Der Sünder haschet also nach einem eiteln Schatten, er suchet Güter, die ihn nicht beglücken können, weil sie keine wahren, weil sie nur Scheingüter sind.

Die Tugend allein ist es, welche uns glücklich machet.

II.

Das wahre Glück des Menschen, so wohl für dieses als auch für das zukünftige Leben, bestehet in der Tugend, in einer guten Gesinnung und einem rechtschaffenen Wandel. Zwar macht die Tugend eben nicht reich, zwar führt sie nicht nothwendig zu Glücksumständen und zu Ehrenstellen, aber sie versetzt den Menschen in einen solchen Zustand des Vergnügens und der Zufriedenheit, welcher alle körperliche Lüste weit hinter sich zurücke läßt. Die Tugend erhebt uns a) zur Freyheit des Geistes, sie belohnt uns b) mit innerer Zufriedenheit, und c) dem Bewußtseyn, Gottes Wohlgefallen zu besitzen: und bestehet nicht hierin das wahre Glück der Seelen?

a) Erstlich erhebet uns die Tugend zum Adel der Kinder Gottes, zur Freyheit des Geistes. Betrachtet einmahl einen Menschen, welcher sündiget: ist ein solcher frey? Ist er nicht ein Spiel seiner thierischen Triebe, seiner Neigungen und Begierden? Wird er nicht von diesen, wie ein Rohr vom Winde hin- und hergetrieben? Der Zornige, der Rachsüchtige, der Geizige, der Unkeusche: sind diese frey? Wer-

den sie nicht von ihren bösen Leidenschaften beherrschet? Sind sie nicht wirklich Sclaven dieser ihrer Leidenschaften? Die Sünder gestehen es auch oft, daß sie elende bedauerungswürdige Sclaven seyen. Ich habe mir schon so oft vorgenommen, mich zu bessern, bin aber immer wieder von meiner bösen Leidenschaft mit fortgerissen worden, und habe nicht gethan, was ich habe thun wollen: dieses Bekenntniß haben schon viele Sünder abgelegt. Und haben sie damit nicht eingestanden, daß sie nicht frey, sondern Knechte seyen, und daß die Sünde wie ein Tyrann über sie herrsche? Jesus hat also ganz Recht, wenn er sagt: **Wer der Sünde dienet, der ist ein Sclave der Sünde.**

Ganz anders stehet es mit dem Tugendhaften. Der Tugendhafte ist frey. Der Tugendhafte bekümmert sich nicht um seine thierischen Triebe, Neigungen und Begierden. Mögen sie sich in ihm regen, mögen sie es versuchen, ihn da- und dorthin zu ziehen, er folgt ihnen nicht, wie ein Herr gebiethet er über sie, er thut nicht das was sie wollen, sondern er thut, was er für recht und gut, für den Willen Gottes erkennet, und so müssen sie sich von ihm regieren lassen, und sich seinem Willen unterwerfen. Mag die Wollust sich in alle ihre Reitze kleiden, sich vor ihn hinstellen, und ihn locken; mag das Gold und Silber den größten Glanz von sich werfen, und ihm zurufen: Alle Vergnügungen kannst du dir durch mich verschaffen: sie, und alles, was sinnlich ist, bethören ihn nicht! Es wäre eine Schande, denkt er, wenn sich der unsterbliche Geist in die Knechtschaft der Sinnlichkeit begeben würde. Und so erhebt sich der Tugendhafte von dem groben, sinnlichen Zustande seines lästigen Körpers zu dem

geisti-

geistigen Zustande seiner Seele, zur Freyheit des Geistes, zur Freyheit der Kinder Gottes. Und so erkennet er es immer mehr, daß er nicht bloß der sichtbaren Natur, sondern einer höhern Welt zugehöre; so ahnet er immer mehr seine Verwandtschaft mit höhern Geistern, und selbst mit Gott, und dieses gewähret ihm das seligste Vergnügen. Und je höher die Stufen sind, die er auf der Tugendleiter erreicht, desto größer wird dieses sein Vergnügen.

b) Zweytens belohnet uns die Tugend mit innerlicher Zufriedenheit, mit stiller Seelenruhe. Der Mensch, welcher sündiget, ist der schweren Strafe unterworfen, weder Ruhe noch Frieden hienieden zu genießen: oder ist es etwa nicht so? Ist der Sünder nicht beständig in Unruhe? Kann er ohne Schande in sein Herz sehen? Kann er ohne Furcht an Gott und Zukunft denken? Sieht er nicht in jedem Unglücksfalle die Strafe seiner Sünden? Denkt nur an den Brudermörder Kain, wie er die ganze Welt durchirrte, wie er sich nirgends sicher glaubte, und ihr werdet es sehen, wie unruhig das Herz der Sünders sey.

Nicht so ist es mit dem Tugendhaften. Der Tugendhafte ist ruhig, es mag ihm begegnen, was nur will. Weil er mit sich selbst gut stehet, weil er das Bewußtseyn seiner Unschuld hat, so denkt er, wenn er zu leiden hat: ich habe es nicht verschuldet, und dieser Gedanke tröstet ihn; so denkt er, wenn das Bild des Todes vor seine Augen tritt: er kann keine Strafe für mich seyn, und das machet, daß er vor dem Tode nicht erschrickt; so denkt er, wenn sich die Zukunft und die andere Welt vor ihm öffnet: es kann nichts Unangenehmes in ihnen für mich aufbe-

wahret seyn, und das läßt ihn mit Freuden dem Zukünftigen entgegen harren. Und so findet der Tugendhafte in sich selbst eine unversiegbare Quelle des Trostes, der stillen Freuden, die desto süßer sind, je heimlicher er sie genießt.

c) Drittens belohnt uns die Tugend mit dem Bewußtseyn, Gottes Wohlgefallen zu besitzen. Der Mensch fühlt nur zu sehr seine Schwäche und Ohnmacht, und seine Abhängigkeit von Dingen außer ihm. Kann er sich bey diesem Gefühle nicht mit Vertrauen in die Arme eines allmächtigen Wesens werfen, und von seiner Güte hoffen, daß es sein Schicksal regieren und alles zu seinem Besten ordnen werde; so wird es mißlich mit seinem Glücke stehen. Und dieses kann der Sünder nicht thun. Der Sünder kann kein Zutrauen zu Gott haben. Das Gefühl seiner Unwürdigkeit, läßt ihn in Gott keinen liebevollen Vater, sondern nur einen strengen Richter und gerechten Bestrafer alles Bösen sehen. Ist der kein unglücklicher Mensch, welcher von dem Regierer der menschlichen Schicksale nichts Gutes erwarten kann, sondern nur dessen strafenden Arm fürchten muß?

Der Tugendhafte ist sich des Wohlgefallens Gottes ganz gewiß. Weil er weiß, daß er Gottes Gebothe heilig gehalten habe, so weiß er auch, daß er den Beyfall dessen haben müsse, der an allem Guten sein Wohlgefallen hat. Und weil er dieses weiß, so ist er in Hinsicht seines Schicksals, in wiefern es nicht von seinem Verhalten abhängt, ohne alle Sorgen. Ich habe das Meinige gethan, denkt er, nun wird Gott gewiß auch das thun, was ich zu thun nicht im Stande bin. Er übergibt sich also der göttlichen Vorsehung mit gelassenem und

freudigem Herzen, und lebt und stirbt mit dem Gedanken, daß Gott alles zu seinem Besten verfügen werde.

So findet also der Mensch seine Glückseligkeit in seiner Tugend, so ist der Weg der Tugend allein der Weg zur Seligkeit.

Schluß. Nicht die Sünde, nein! nur die Tugend macht den Menschen wahrhaft glücklich: Dieses also, m. L.! dieses war der Inhalt der heutigen Predigt. Und wie? wird wohl ein Mensch in die Versuchungen zur Sünde einwilligen, wenn er fest davon überzeugt ist, daß er durch das, was ihm die Sünde vorspiegelt, nicht glücklich, sondern nur unglücklich werde, daß die Tugend allein es sey, die ihn zur Seligkeit führe? Nun so denket über das, was ich sagte, reiflich nach, denket darüber nach, daß es Schrift und Erfahrung bestätigen, daß die Sünde der Leute Verderben, und nur die Tugend es sey, welche den Menschen beglücke, weil, sie ihn zur Freyheit des Geistes erhebet, und mit innerlicher Zufriedenheit, und dem Bewußtseyn, Gottes Wohlgefallen zu besitzen, belohnet! Denket darüber mit allem Ernste nach, damit ihr vollkommen davon überzeugt werdet! Und wenn ihr euch lebhaft davon überzeuget; so werdet ihr in dieser Ueberzeugung die besten Waffen zur Besiegung aller Versuchungen haben; so werden alle Blendwerke des Fleisches und der Welt euch nicht berücken. Und nun nichts mehr, als die wenigen Worte des Apostels Paulus an den Timotheus, welche die Wahrheit bekräftigen, daß nur die Tugend glücklich mache: Die Frömmigkeit, schreibt er, ist zu allen Dingen nütze, und soll in diesem und jenem Leben belohnt werden. 1. Timoth. 5, 8. Amen.

Anmerk. Ich fürchte nicht, daß man mich dieser Predigt wegen des Eudämonismus beschuldigen, und sagen werde, ich mache die Tugend zur Dienstmagd der Glückseligkeit. Mir ist die Tugend ein Thätigseyn, ein Denken und Handeln nach den ewigen Gesetzen der Vernunft, freye, ungehinderte Geistesthätigkeit, und hierin, denke ich, bestehe auch die Glückseligkeit des Geistes. Ich muß also nothwendig sagen: Nur die Tugend machet glücklich.

Am Feste des heil. Josephs.

Wie rechtschaffen sich der heilige Joseph gegen Maria verhalten habe.

Weil aber Joseph, ihr Verlobter, ein gerechter Mann war, und sie nicht beschimpfen wollte, so faßte er den Entschluß, sich in der Stille von ihr zu scheiden. Matth. 1, 19.

Die heil. Schrift stellet uns unter dem Nahmen Joseph zwey recht gute und liebenswürdige Männer auf, einen im alten und einen im neuen Testamente. Joseph im alten Testamente, der Sohn Jakobs, insgemein der Aegyptische Joseph genannt, was für ein

lieber, rechtschaffener und gottesfürchtiger Mann war der nicht? Er hatte noch eilf Brüder, von denen aber die meisten recht ungerathen waren, und durch ihr schlimmes Betragen ihrem guten alten Vater viel Kummer und Herzenleid verursachten. Joseph nahm keinen Antheil an ihren Ausgelassenheiten und an ihrem Muthwillen. Er war mit einem Worte ein rechtschaffener Mann. Er betrübte seinen Vater nicht durch Ungehorsam, er rächte sich nicht an seinen Brüdern wegen den Unbilden, die er von ihnen erdulden mußte, er willigte nicht in die schändliche That ein, wozu ihn die Hausfrau des Putiphars anreitzte. Er that seinem Vater und seinen Brüdern wohl, und verwaltete die Geschäfte, welche ihm der König Pharao anvertraute, mit Fleiß und Treue. So ein Mann war Joseph im alten Testamente.

Heute, meine Lieben! haben wir einen andern Joseph vor uns, den Joseph im neuen Testamente, den Mann Mariä und Nährvater Jesu Christi. O, der war auch, wie der Aegyptische Joseph, ein überaus guter und liebenswürdiger Mann. Die h. Schrift selbst legt ihm ein recht großes Lob bey. Sie nennt ihn einen Gerechten. Weil aber Joseph, ihr Verlobter, sagt sie, ein gerechter Mann war, und sie nicht beschimpfen wollte, so faßte er den Entschluß, sich in der Stille von ihr zu scheiden. Diesen heil. Joseph zu verehren, deßwegen sind wir heute hier zusammen gekommen. Nicht wahr, Andächtige! zur Verehrung dieses großen Heiligen habet ihr euch so zahlreich hier versammelt? Nun wie verehren wir ihn denn am besten? — Dadurch werden wir ihn am besten verehren, wenn wir über sein rechtschaffenes Verhalten auf Erden nachdenken,

und den Vorsatz mit aus der Kirche nehmen werden, unser ganzes Leben hindurch, wie er, rechtschaffen und tugendhaft zu leben. So lasset uns denn jetzt über sein beyspielmäßiges Verhalten nachdenken! Lasset uns ins besondere sehen:

Wie rechtschaffen, wie edel und menschenfreundlich er sich gegen Maria verhalhalten habe.

Lasset uns untersuchen, wie er sich gegen Maria verhalten habe

1) Bevor er sie zu sich ins Haus nahm;

2) Wie er sich gegen sie verhalten habe, als er sie zu sich in das Haus genommen hatte.

Das heutige festtägliche Evangelium selbst gab mir die Veranlassung zu dieser Eintheilung. Bey diesen zwey Puncten lasset uns also stehen bleiben. Ich bitte euch um eure Aufmerksamkeit.

I.

Als Maria, die Mutter Jesu, mit Joseph vermählet war, fand sie sich, noch ehe sie zusammen kamen, schwanger: sagt der evangelische Text. Nichts hat den heil. Joseph mehr befremdet, nichts war ihm auffallender, als die Schwangerschaft Mariä außer dem Ehestande. Das wußte er gewiß, daß er als ihr rechtmäßiger Bräutigam keinen Antheil daran habe: er hatte die Jungfrauschaft Mariä nie, auch nicht im Geringsten beflecket, und ihren jungfräulichen Leib, wie ein Heiligthum, stets unberührt gelassen. Er war zwar schon länger bekannt mit Maria, und hatte sich schon mit ihr versprochen;

aber rein und unschuldig war sein Umgang mit ihr, rein wie der Umgang der Engel Gottes mit einander. Kein unreiner Gedanke, kein zweydeutiges Wort, nicht die geringste unehrbare Handlung: o! dieses hätte ihn mit Abscheu erfüllet. Darum führt auch seine Bildniß eine Lilie in der Hand. Diese schneeweiße Lilie, ist sie nicht das Sinnbild der Unschuld und der unbefleckten Reinigkeit des heil. Josephs? So rein, so keusch und unschuldig betrug sich der h. Joseph gegen die Jungfrau Maria, ehe er mit ihr zusammen kam, bevor er sie als seine Braut zu sich in das Haus nahm.

O, möchten wir es dem h. Joseph hierin nachthun! Möchten alle Verlobten, möchten alle jungen Leute, ehe sie im Ehestande zusammen leben, noch in ihrem ledigen Stande so in Unschuld, Keuschheit und Reinigkeit leben! Aber ach! die Unkeuschheit, o! dieses schändliche Laster nimmt heut zu Tage immer mehr überhand in der Welt, und richtet so viel und großes Unheil an. Abstumpfung aller Sinne für jedes andere edle Vergnügen, ein abgezehrter verdorrender Körper, immer größere Schwäche der Kräfte der Seele und des Leibes, das äußerste Sittenverderbniß; peinigende Vorwürfe des Gewissens, und ein frühezeitigerer Tod, als die Natur für den Menschen bestimmt hatte, der Verlust der Ehre und des guten Nahmens: das, das ist der gewöhnliche Lohn der Wollust, das sind außer den Strafen der Ewigkeit, die natürlichen Folgen des jetzt, wie eine Pest, um sich greifenden Lasters der Unzucht. Jünglinge, Jungfrauen nehmet euch ein Beyspiel an dem h. Joseph. Ihr seyd jetzt noch in euerm ledigen Stande, und darin sollt ihr nichts höher schätzen, nichts sorgfältiger zu bewahren su-

chen, als eure Keuschheit und jungfräuliche Reinigkeit. Jetzt in euern jungen Jahren müsset ihr noch keinen vertrauten Umgang mit Personen des andern Geschlechts haben. Die unzeitige Liebe nimmt gemeiniglich ein schlechtes Ende, und nach langen allzu vertrauten Bekanntschaften folgt entweder gar keine, oder oft nur eine unglückliche Ehe. Seyd ihr Willens, eine Person zu ehelichen, so dürfet, ja sollet ihr euch schon vorher mit ihr bekannt machen, sollet sehen, ob sie für euch geschaffen sey, ob sie solche Eigenschaften habe, daß ihr mit ihr in Freundschaft und Liebe leben könnet. Aber diese Bekanntschaft soll nicht in Wirthshäusern, nicht in Winkeln gemacht werden, in Gegenwart eurer Aeltern oder anderer ehrbarer Leute sollet ihr mit ihr umgehen, vor denen ihr euch schämen müsset, etwas zu reden oder zu thun, was der Schamhaftigkeit und Reinigkeit zuwider ist. Ihr könnet den Schatz eurer Unschuld und Reinigkeit nicht sorgfältig genug bewahren. Die Reinigkeit ist eine heikliche Blume, die geschwinde verwelkt: die aber immer frisch und immer schön bleiben soll. Ist eure Unschuld einmahl verscherzt, so könnet ihr sie mit keinen Seufzern und Thränen mehr erkaufen. „Einmahl verscherzt und aufgegeben, verläßt sie uns im ganzen Leben, und keine Reue bringt sie zurück:“ sagt ein frommer Dichter. O! Jünglinge, lieben Jünglinge und Jungfrauen! fliehet also! fliehet vor der Wollust, wie vor einer Schlange, die unter Blumen versteckt auf euch lauert! Fliehet schon jeden Gedanken, jede Vorstellung, welche die Wollust eurer Einbildungskraft vorgaukelt! Fliehet diese Bübinn: sonst ist es um eure Gesundheit, um eure Ehre, und was die Hauptsache ist, um eure Tugend geschehen! Jüngling! bringe deine

Jugend in Unschuld zu, und verdiene dir das Glück, eine tugendhafte und liebenswürdige Braut vor den Altar zu führen! Und du, o Jungfrau! bewahre den Kranz deiner Jungfrauschaft unversehrt bis hin zum Altare, wo du deine Hand in die deines Bräutigams legest! Noch einmahl: Eure Reinigkeit, ihr Jünglinge und Jungfrauen! ist ein Heiligthum, ist köstlicher, als eine Perle; darum suchet sie zu bewahren! Werfet die Perle nicht vor die Schweine! Gebet das Heilige nicht den Hunden! —— Nun lasset uns wieder zum heiligen Joseph zurück kehren.

Der heil. Joseph wußte kein Wort von dem, was der heil. Bothe, was der Engel mit Maria seiner Braut geredet, was er ihr für eine Botschaft gebracht habe, wußte nicht, daß sie auf eine wundervolle Weise, die Mutter des Weltheilandes werden sollte. Nur das wußte er, daß er Maria stets unberührt gelassen habe. Da sah er aber endlich doch, daß Maria wirklich schwanger sey. Man kann sich nicht vorstellen, was das für ein Anblick für ihn war, und wie sehr ihn das, was er sah, befremdete. Hätte ihm ein anderer eine Nachricht von dem, was er jetzt mit eigenen Augen sah, hinterbracht, er hätte ihr nicht den geringsten Glauben gegeben; denn er kannte die jungfräuliche Sittsamkeit, die Tugend Mariä zu gut, als daß er nur einen Verdacht gegen sie schöpfen konnte. Allein die Sache schien jetzt selbst gegen sie zu reden. Die schönste Rose der Unschuld sollte also verblühet, die weiße Lilie verdunkelt, die reine Jungfrau befleckt seyn. Das war für ihn ein Räthsel, das nagte wie ein böser Wurm an seinem Herzen. „Maria, ach! Maria ist mir untreu geworden:" dieser Gedanke lag zentnerschwer auf seinem Herzen, quälte

ihn beym Tage, und schreckte ihn im Schlafe bey der Nacht. Bey einem andern hätte sich da gewiß die Liebe in Wuth und Haß verwandelt: er wäre vor das Gericht gelaufen, hätte die treulose Verlobte einer solchen schändlichen Untreue wegen verklagt, da wäre dann eine solche Untreue, nach dem 5. Buch Moses 22 Kap. für einen wirklichen Ehebruch angesehen, und mit dem Tode bestraft worden: beyde, die Treulose so wohl, als ihr Verführer wären der öffentlichen Schande ausgesetzt, und gesteiniget worden.

Dieses zu thun, dazu war der heil. Joseph viel zu edel gesinnet, zu menschenfreundlich. Nein, er wollte sie nicht vor Gericht anklagen, sie nicht der Schande und der Strafe Preis geben, nicht einmahl in geheim wollte er ihr darüber Vorwürfe machen. Weil aber Joseph, ihr Verlobter, gerecht war, so wollte er sie nicht beschimpfen. „Sie hat gefehlt; was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ungeschehen machen," so dachte er, und faßte den Entschluß, sie heimlich zu entlassen, d. h. das eheliche Versprechen vor zwey oder drey Zeugen in der Stille, ohne jemanden ein Wort von der Ursache zu sagen, wieder aufzuheben. So betrug sich Joseph gegen Maria, so gut und sanftmüthig wollte er sie, bey ihrem, dem Anscheine nach, großen Verbrechen behandeln.

Ach! ihr Eheleute, was thuet ihr oft! Nehmet hier ein Beyspiel an dem heil. Joseph! Lernet von ihm eine sanfte und menschenfreundliche Behandlung! Seyd schonend und liebreich gegen einander! Gebt der leidigen Eifersucht keinen Platz, denket nicht gleich das Schlimmste von euerm Ehegatten, glaubt nicht jedem Geschwätze: da, wo Eifersucht ist, ist die Hölle auf Erden! Seyd aufrichtig und

offenherzig gegen einander! Eines ertrage die Fehler und Schwachheiten des andern mit Gelassenheit und Geduld! Welcher Mensch ist ohne Fehler? Habet also Nachsicht! Seyd nicht eigensinnig! Eigensinn macht Eigensinn. Kleinigkeiten übergehet mit Stillschweigen, und gröbere Fehler haltet einander im Guten vor! Ein gutes Wort findet einen guten Ort, sagt das Sprichwort. Verklagt einander nicht bey fremden Leuten! Diese können euch nicht helfen. Zanket und fluchet nicht! Dadurch machet ihr das Uebel nur ärger. Du, Ehemann! sey kein Wütherich in deinem Hause, kein Tyrann gegen deine Ehefrau! Sie ist deine Frau, nicht deine Sclavinn. Begegne ihr nicht mit Grobheit, mit Ungestüm oder gar mit Schlägen! Dein Verfahren gegen sie, ist ein Gift, daß ihre Lebensgeister verzehrt, ein Wurm, der an der Wurzel ihres Lebens nagt. Und du, Ehefrau! mache durch Zorn und Zank deinem Manne sein Leben nicht zur Hölle! Sanftmuth ist eine köstliche Perle im Kranze weiblicher Tugend. Durch Sanftmuth gebiethest du über das Herz deines Mannes. Alle Boßheit, nur nicht Weiber Boßheit. Lieber wollte ich bey einem Löwen und Drachen wohnen, als mit einem boßhaften Weibe leben, sagt der weise Sirach, 25, 13 und 16. Ich wiederhohle es: Tobet nicht, wie ein bestürmtes Meer, wenn euch nicht alles nach Wunsch und Willen gehet! Fliehet den Zorn, er ist das Grab der häuslichen Glückseligkeit! Liebet einander! Die Liebe ist die Königinn aller Tugenden.

Nun lasset uns weiter schreiten, und sehen, wie sich der heilige Joseph gegen Maria verhalten habe, nachdem er sie zu sich in das Haus genommen hatte.

II.

Als der heil. Joseph mit dem schwermüthigen Gedanken von der Untreue Mariä umging, und sich abhärmte, kam ein Engel, offenbarte ihm das Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes, und befreyte ihn auf ein Mahl von aller seiner Unruhe. Als er aber mit diesem Gedanken umging, sagt das Evangelium, sieh! da erschien ihm der Engel des Herrn im Schlafe und sprach: Joseph! du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, deine Braut, zu dir zu nehmen, sie ist dir nicht untreu, denn die Frucht, welche sie empfangen hat, ist von dem heiligen Geiste, ist durch die besondere Allmacht Gottes entstanden. Sie wird aber einen Sohn gebären, und du sollst ihm den Nahmen Jesus, d. i. Erlöser, beylegen; weil er sein Volk von ihren Sünden befreyen wird.

Voll Freude und Frohlocken über diese Nachricht nahm der heil. Joseph jetzt Maria als seine Gemahlinn zu sich in sein Haus, schätzte sie jetzt noch höher, als vorher, und wünschte ihr Glück, daß Gott sie gewürdiget habe, die Mutter dessen zu werden, auf den die Völker schon lange mit Sehnsucht warteten. So bald Joseph vom Schlafe erwachte, so vollzog er das, was ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und hohlte seine Braut heim, sagt der Evangelist.

Und jetzt war Joseph der einzige Trost und Beystand Mariä, jetzt verließ er sie nicht mehr, jetzt theilte er Freuden und Leiden, Angenehmes und Unangenehmes mit ihr. Reiset Maria von Nazareth nach Bethlehem, so ist er bey ihr, um sich mit ihr, nach dem Befehle des Kaisers, aufschreiben zu lassen. Findet Maria zu Bethlehem keinen Raum in der

Herberge zu ihrer Niederkunft, so geht er mit ihr in einen Stall, in eine Hirtenhöhle, um sie vor Wind und Kälte zu schützen. Die Unannehmlichkeiten, welche Maria erlebte, kommen ihr nur halb so bitter vor, weil Joseph alle Mahl ihr Theilnehmer, Tröster und Helfer ist. Gebärt sie ihr göttliches Kind, empfindet sie süße Mutterfreuden über dasselbe, sieht sie, wie es von den Hirten aufgesucht, ihm von den Weisen aus dem Morgenlande gehuldiget wird, höret sie die Lobsprüche, welche ihm der ehrwürdige Greis Simeon ertheilet; so sieht sie auch an dem heil. Joseph die nähmliche stille Bewunderung darüber, und die nähmliche entzückende Freude, mit welcher ihr Herz voll war. Jeder Trost, jede Freude, die ihr zu Theil wird, wird ihr durch die Theilnahme ihres Ehegemahls, des heil. Josephs, doppelt süß und angenehm. Aendern sich hingegen die Umstände, ziehen sich trübe Wolken über ihrem Haupte zusammen, soll der Knabe vor dem Blutdurste des Herodes nach Aegypten fliehen, so geht ihr Joseph mit dem Kinde in der Nacht durch unbekannte Wege in fremde Gegenden voran. Er bleibt bey ihr in Aegypten, er kehrt mit ihr von da zurück, er verläßt sie keinen Augenblick. Verliert sie ihren zwölfjährigen Jesus, so ist es abermahl Joseph, der ihr Gesellschaft leistet, um ihn zu suchen, und Joseph ist es wieder, der sich mit ihr freuet, da sie ihn im Tempel wieder fand. Versorgt Maria zu Nazareth ihr kleines Hauswesen, so arbeitet Joseph unterdessen, um sie und ihr Kind mit dem Verdienste seiner Händearbeit zu ernähren. Sehet so betrug sich im Ehestande der heil. Joseph gegen Maria, so lebte er mit ihr, so stand er ihr in allem bey, so theilte er Freuden und Leiden mit ihr.

Und so, ihr Eheleute, so sollet ihr euch auch gegen einander betragen, so sollet ihr auch mit einander leben, so einander beystehen, so Angenehmes und Unangenehmes mit einander theilen. Der Ehestand hat nicht lauter Annehmlichkeiten, es ist nicht immer Frühling, und die Sonne scheint nicht immer lieblich: es ist auch Winter, und auf Sonnenschein folgen trübe Regentage. Auf den schönsten Morgen folgt oft nach wenigen Stunden ein stürmischer Tag. So wechseln auch im Ehestande angenehme und unangenehme Tage, Freude und Leid, Annehmlichkeiten und traurige Schicksale mit einander ab. Da soll nun, wie der heil. Joseph, ein Ehegatte dem andern an der Seite seyn, alles mit ihm theilen und tragen, auf solche Weise ihm das Unangenehme erleichtern, und das Angenehme noch mehr versüßen. Ist ein Theil traurig, so suche der andere ihn aufzumuntern. Liegt eines auf dem Krankenbette, so warte und pflege das andere seiner. Die Frau freue sich über den Verdienst des Mannes, und der Mann freue sich über den Segen der häuslichen Arbeiten seiner Frau. Keines überlasse die Geschäfte und Sorgen der Haushaltung dem andern allein: auf den Schultern des einen drücken sie zu sehr, getheilt thun sie keinem zu wehe. Ihr sollet dem Manne eine getreue Gehülfinn seyn, und allen Fleiß anwenden, euch mit und bey ihm fromm zu ernähren, sagt der Seelsorger bey der Trauung der Frau, und dem Manne sagt er: Ihr sollet ihr getreu vorstehen, und so viel an euch ist, sie vor Schande und allem Ungemache bewahren.

Schluß. Wir wissen nun, m. L.! wie schön und menschenfreundlich, wie edel und rechtschaffen sich der heilige Joseph gegen Maria verhalten habe,

wie sein Betragen gegen sie als seine Braut eben so schön war, als sein Wohlverhalten gegen sie als seine Ehefrau. Verdienet es dieser gerechte, dieser Edle Mann nicht, daß wir sein Andenken segnen? Verdienet er es nicht, daß wir ihn zum Muster der Nachahmung nehmen? — Nun so wollen wir uns denn freuen, daß er jetzt verklärt in der andern Welt den Lohn seiner Menschenfreundlichkeit, seiner Treue und Reinigkeit erhält und genießet! So wollen wir denn auch sein schönes Beyspiel in der Tugend, seine Keuschheit und jungfräuliche Reinigkeit, seine Sanftmuth und Liebe gegen Maria vor Augen behalten, und ihm nachzufolgen, uns redlich bemühen! Amen.

Am Charfreytage.

Wie wir unserm Heilande, der uns so innig geliebt hat, unsere Gegenliebe beweisen sollen.

Text.

Niemand hat eine größere Liebe, als diese, daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Joh. 15, 13.

Welch ein Anblick, meine Lieben? Jämmerlich ist es, und zum Entsetzen, was die Kirche uns heute vorstellet! Jesus der Sohn Gottes, der Unschuldige, der Freund aller Menschen wird zur Kreuzigung ver-

urtheilt! Er, über den nie eine trübe Wolke hätte ziehen sollen, wird in die finsterste Leidensnacht gezogen!

Sehet! da ist Judas, der ihn verräth, da ein Schwarm muthwilliger Soldaten, die ihn greifen und binden, da der Knecht des hohen Priesters, der ihn in das Angesicht schlägt, da stehen falsche Zeugen, welche ihn der Gotteslästerung beschuldigen, da befindet sich der wollüstige König Herodes mit seinen Hofleuten, und erklärt ihn für einen Wahnsinnigen, da stehen andere, welche ihn verspotten, anspeyen und geißeln, da ruft das rasende Volk: Kreuzige, kreuzige ihn! und da sind noch andere, welche ihm das Kreuz aufladen, und endlich an dasselbe annageln!

Er, der es mit allen Menschen so gut meinte, alle so recht vom Herzen lieb hatte, leidet schrecklich: sein Leib und seine Seele leiden gleich schmerzlich. An seinem Leibe sind alle Glieder verwundet, sein Haupt ist mit Dornen aufgeritzet, sein Angesicht ist von Backenstreichen aufgelaufen, seine Hände und Füße sind mit Nägeln durchbohret. Seine Seele durchdringet das Hohngelächter, der Spott von Hohen und Niedrigen: „Hülf dir nun selbst, weil du „ein so großer Helfer bist! Er hat auf Gott ver„traut, der errette ihn nun, wenn er ihn so lieb „hat! Wir wollen sehen, ob Elias kommt, und ihm „hilft!" So wird seine Seele durch Spott gequält.

Warum überließ sich Jesus den Mißhandlungen der boßhaften und blinden Juden? Warum unterzog er sich den bittersten Leiden? Warum dem schmählichsten Kreuzestode? Was hat Jesum dazu bewogen, meine Lieben? — Nichts als die Liebe, seine überaus große Liebe zu uns Menschen. So

wie

wie er für uns lebte, so wollte er auch aus Liebe zu uns leiden und sterben.

Wir wollen heute einmahl über die große Liebe Jesu zu uns Menschen nachdenken, zugleich aber auch sehen, wie wir ihm unsere Gegenliebe beweisen sollen.

Ich will euch also zeigen:

1) Wie sehr Jesus uns Menschen geliebt habe,
2) Wie wir ihm unsere Gegenliebe beweisen sollen.

Möchte ich doch so viele Beredsamkeit besitzen, daß ich Jesu große Liebe nach Wahrheit schildern könnte! Möcht ich doch auch nur so viele Kräfte besitzen, daß ich die Flamme der Gegenliebe in euern Herzen zu erwecken im Stande wäre!

I.

Groß, überaus groß war die Liebe Jesu zu uns Menschen. Er liebte uns im Leben, und liebte uns im Sterben. Wie groß seine Liebe zu uns Menschen war, das lehret alles, was er für uns gethan hat, a) die Lehren, welche er uns geprediget, b) die Thaten, welche er zum Besten der Menschen verrichtet, und c) der Tod, den er für uns gelitten hat, sind alle nichts anders, als Früchte und Beweise seiner unbegrenzten Liebe zu unserm Brudergeschlechte.

a) Elend und rührend war der Zustand der Menschen vor der Geburt Jesu. Die ganze Welt war in Unwissenheit und Aberglauben, in Sünden und Lastern begraben. Man kannte damahls den Urheber seines Lebens, seinen Schöpfer, heiligen Ge-

setzgeber, seinen größten Freund und Wohlthäter noch nicht. Zwar suchte man in allen Zeiten seinen Gott: aber wie viele fanden ihn? Hier hoben einige Hände und Augen zur Sonne und zum Monde auf, dort betheten andere Ochsen und Stiere, Holz und Steine an. Statt des herrlichen und unvergänglichen Gottes, sagt der Apostel Paulus, verehrte man ein dem vergänglichen Menschen, den Vögeln, den vierfüßigen und kriechenden Thieren ähnliches Bild. Röm. 1, 23. Man kann die Götter nicht alle zählen, welche man aus Unwissenheit und Betrug auf den Thron setzte, und aus Dummheit und Aberglauben anbethete. Und wie verehrte man diese Götter?

Abscheulich waren die Dienste, welche man diesen Göttern zu erzeigen suchte. Thiere wurden zu Hunderten geschlachtet, ihr rauchendes Blut, glaubte man, wäre ein süßer Wohlgeruch für die Gottheit. Selbst Menschenblut war nicht zu heilig, es mußte unter dem Opfermesser fließen. Väter und Mütter drückten das neugeborne Kind noch einmahl an Herz und Lippen, und dann legten sie es — ach! es ist schrecklich zu sagen — zur Ehre eines Götzen auf glühendes Eisen. Jungfrauen ließen sich vor dem Angesichte alles Volkes, in der Mitte des Tempels, und zur Ehre einer wollüstigen Göttinn mißbrauchen. Männer besoffen sich, raubten sich Sinne und Verstand, und tief unter das Vieh herabgesunken, glaubten sie, dem Gott des Weines Dienste gethan zu haben. *)

Daß Gott ein gütiger Vater aller Menschen sey, daß er uns alle zur Seligkeit erschaffen habe, daß

*) Was ich hier sagte, kann man in Jerusalems und Leß Schriften weitläuftiger lesen.

er als ein heiliges Wesen keinen Dienst von uns verlange, als den, daß wir unsere Pflichten als seine Gebothe beobachten, besonders alle Menschen als unsere Brüder ansehen, achten und lieben sollen: davon wußte man nichts, selbst der klügere Theil der Menschen konnte es hierin zu keiner vollkommenen Beruhigung bringen. Man war statt Gottes- und Menschenliebe, voll von unnatürlicher Wollust, Neid, Zanksucht, Ohrenbläserey, Lästerung und andern Lastern: wie wir in dem Briefe an die Römer lesen können. Röm. 1, 27 — 32.

In diesem jämmerlichen und elenden Zustande wären auch wir noch ohne die große Liebe Jesu. Aber Dank sey ihm, dem Sohne Gottes, dem besten aller Menschenfreunde! Er erbarmte sich der irrgegangenen Welt, entsagte allen Bequemlichkeiten dieses Lebens, und zog umher, um den Menschen Gott im wahren Lichte zu zeigen, um die ihm allein gefällige Verehrung ihnen zu verkündigen, um die erstorbene Liebe zum Rechte und zu reinen Sitte in ihren Herzen zu erwecken, um sie auf ihren hohen Adel, auf ihre Bestimmung zur Tugend und Ewigkeit aufmerksam zu machen. — Wie durch diese seine Lehren, so bewies er seine Liebe zu den Menschen auch durch seine wundervollen Thaten.

b) Er zoh umher, sagt der Apostel Petrus, that wohl, und heilte alle, die mit Krankheiten geplagt waren. Apostelg. 10, 38. Sein menschenfreundliches Herz konnte niemand leiden sehen. Weine nicht, sagte er zur trostlosen Witwe, deren einzigen Sohn man zu Naim zur Begräbniß heraus trug, und erweckte ihren Liebling wieder vom Todesschlafe. Hier gab er einem Blindgebornen Licht und Augen, und einem Tauben das Gehör wieder. Dot heilte

er eine Anzahl aussätziger Menschen, durch ihn durften sie nun wieder zur weinenden Gattinn, zu den vielgeliebten Kindern zurück. Da machte er die blühende Tochter eines zärtlichen Vaters, und dort den lieben Bruder zweyer Schwestern wieder lebendig. Und durch wie viele andere Wunder erfreute er nicht arme Unglückliche in ihrem Innersten? Er reisete aus Galiläa in Judäa, von Städten in Dörfer und Flecken, überall predigte er Liebe und Barmherzigkeit, und überall verrichtete er auch Werke der Liebe und Barmherzigkeit. Saget dem Johannes, so sprach er einmahl zu dessen Abgesandten, saget dem Johannes, was ihr gesehen und gehöret habt: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, und den Armen wird das Evangelium geprediget. Matth. 11, 4, 5.: und so konnte er mit Wahrheit sprechen; denn da war kein Unglücklicher, dem er nicht half, kein Betrübter, den er nicht tröstete, kein niedergebeugter, den er nicht aufrichtete, kein Kranker, dem er nicht Linderung verschaffte. Wer, fragte er ein anders Mahl, wer sind meine Brüder, und wer ist meine Mutter? und deutete dann auf seine Jünger und Zuhörer, und sagte: Sehet hier sind meine Brüder, und meine Mutter! Wer den Willen meines himmlischen Vaters thut, der ist mein Bruder und meine Schwester, den liebe ich, wie meine Mutter. Matth. 12, 48 — 50.; und weil er in jedem Menschen seinen Bruder ehrte und liebte, deßwegen nahm auch jeder Hülfsbedürftige Antheil an seinen wohlthätigen Wunderthaten. Aber wozu dieses alles? — Lasset uns nur bey dem stehen bleiben, woran uns die Feyerlichkeit des heutigen Tages erinnert.

c) Dort auf dem Kalvarieberg, dort sehen wir alles auf ein Mahl, was je die Liebe Großes und Erstaunungswürdiges gethan hat. Dort sehen wir Jesum von der Erde erhöhet, an ein Kreuz angeschlagen, mit Tod und Qual ringend. Dort hängt er am Kreuzesstamme, zwischen Himmel und Erde schwebend, und von Mördern umgeben. Sechs jammervolle Stunden hängt er dort, leidet an jedem seiner Glieder, und vergießet sein Blut bis auf den letzten Tropfen. Und dieses alles leidet und duldet Jesus wegen uns. Uns zum Besten wollte er die Wahrheit seiner Lehre mit seinem Blut und Tode versiegeln, zum Opfer für unsere Sünden wollte er sich hingeben. Gibt es eine größere Liebe, als diese? Nein, Jesus hat Recht, wenn er sagt: Niemand hat eine größere Liebe als diese, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.

Sehet! so groß war die Liebe Jesu zu uns Menschen! Aus Liebe zu den Menschen trug er seine heilsame Lehren vor, aus Liebe zu den Menschen verrichtete er seine Wunderthaten, und aus Liebe zu den Menschen unterzog er sich den schmerzlichsten Leiden, und dem schmählichsten Tode! Sollten wir ihn dagegen nicht wieder lieben? — Ja, das sollen wir.

II.

Es konnte nicht anders seyn, die unendliche Liebe Jesu zu den Menschen mußte von unverdorbenen und guten Herzen Gegenliebe erhalten. Dem Apostel Petrus war Jesus zu erhaben, als daß er sich von ihm die Füße wollte waschen lassen; so bald er aber die Worte Jesu hörte: „Petrus! würdest „du von mir nicht gewaschen, du hättest keinen Theil

„an mir!" so rief er feurig: „O Herr! nicht nur „die Füße, das Haupt und die Hände wasche mir „auch!" Wie viel Empfindung von Liebe liegt nicht in diesen Worten? Kannst du ohne dieses Abwaschen nicht mehr mein Herr und Freund seyn, o! so wasche alle Glieder an mir; denn ewig bin ich dein Jünger und Verehrer! Und der Maria Magdalena war Jesus so lieb, daß sie, als sie ihm nach seiner Auferstehung zum ersten Mahle sah und erkannte, ihm zu Füßen fiel, ihn festhielt, und vor Freude nichts reden konnte, als die wenigen Worte: Mein Lehrer! Auch ein edler Mann *) des vorigen Jahrhunderts war Jesu mit feuriger Liebe ergeben. Er lag auf dem Bette, und wartete in jeder Stunde auf den Tod. Der Geistliche, welcher ihn zur Ewigkeit vorbereitete, wand auf ihn die Worte an, welche die Schwestern des krankliegenden Lazarus Jesu sagen ließen: Herr, sieh! den du lieb hast, der liegt krank! „O, wenn ich das doch wäre, wäre ich doch meinem Jesu so lieb!" rief er. Er mußte also Jesum innig lieben, weil er seine Liebe so sehnlich zu haben wünschte. Sollten wir nicht auch, wie diese, Jesum lieben, der uns zuvor geliebt hat? Verdient seine große Liebe nicht unsere Gegenliebe? Aber wie sollen wir Jesu unsere Gegenliebe beweisen?

Glaubet nicht, meine Lieben! daß wir Jesum lieben, wenn wir bloß über seine bittern Leiden und seinen Tod seufzen; wenn wir die Ceremonien mit ansehen, welche uns an seine Leiden und seinen Tod erinnern; wenn wir zu ihm rufen: Herr, Herr! nein, wir beweisen ihm, nach seinen eigenen Versicherungen,

---

*) Der gelehrte und religiöse Gellert.

unsere Liebe nur dadurch, a) daß wir seinen Lehren und Gebothen gemäß leben, und b) ins besondere unsern Nächsten, wie uns selbst, lieben.

a) Diesen Unterricht haben wir von Jesu erhalten, daß der, welcher ihn lieben will, seine Lehren und Gebothe befolgen müsse. Wenn ihr mich liebet, so haltet meine Gebothe. Joh. 14, 15. Wer meine Gebothe hat, und sie beobachtet, der ist es, der mich liebet. Joh. 14, 21. Ihr seyd meine Freunde, wenn ihr thuet, was ich euch befehle. Joh. 15, 14.; und: Wenn jemand mich liebet, der wird meine Rede halten — wer mich nicht liebt, beobachtet auch meine Reden nicht. Joh. 14, 23, 24. Dieses sind die ausdrücklichen Worte Jesu. Der liebt also Jesum seinen Heiland, welcher sich selbst ehret, und nicht durch Fraß und Völlerey, nicht durch Unkeuschheit seine Leibs- und Seelenkräfte zu Grunde richtet. Der liebt seinen Heiland, welche die tiefeste Ehrfurcht vor Gott hat, und nicht durch Mißtrauen, durch Undankbarkeit, durch verderblichen Aberglauben, nicht durch Fluchen und Lästern das höchste und heiligste Wesen entehret. Der liebt seinen Heiland, welcher alles, was er thuet, aus der lautersten und reinsten Absicht, aus Achtung für die Pflicht, aus Gehorsam gegen Gottes Gebothe thuet, und nicht durch Habsucht, durch Ehrgeitz, durch Furcht vor Strafen, nicht durch andere eigennützigen Gesinnungen seinen gesetzmäßigen Handlungen den innern Werth entziehet. Denn dieses alles fordert die Lehre, der Sittenunterricht Jesu Christi. Ins besondere beweisen wir dem Heilande unsere Gegenliebe, durch ungeheuchelte und thätige Menschenliebe.

b) Der Heiland nannte sich öfters den Menschensohn, und versicherte, daß der ihm Gutes erwei-

se, der den Menschen Gutes erweiset, daß der ihn liebet, welcher die Menschen liebe. Ich versichere euch, sprach er, was ihr einem aus diesen meinen geringsten Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan, Matth. 25. 40.; und umgekehrt: was ihr einem aus diesen Geringsten nicht gethan habt, das habt ihr auch mir nicht gethan. Matth. 25, 45. Ferner: Dieses ist mein Geboth, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe, Joh. 15, 12.; und: Daran soll jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander lieb habet, Joh. 13, 35. Der liebt also seinen Heiland, welcher keinen frohen Menschen um sein besseres Glück beneidet, der vielmehr am Wohlergehen anderer seine Freude hat. Der liebt seinen Heiland, welcher den Kranken besuchet, den Betrübten tröstet, den Nothleidenden zu Hülfe eilet. Der liebt seinen Heiland, welcher Haß und Rache in seinem Herzen unterdrücket, und seinem Feinde und Beleidiger die Hand zur Versöhnung hinreicht. Der liebt seinen Heiland, welcher sich der Armen, Witwen und Waisen in ihrer Trübsal annimmt, und sich von den Lastern dieser Welt unbefleckt erhält, Jak. 1, 27.

Hier habt ihr, m. L.! aus dem Munde euers Erlösers den ganzen Unterricht, wie ihr ihm eure Gegenliebe beweisen sollet. Und liebt ihr denn euern Heiland auf diese Weise? Ihr — ach! daß ich es nicht sagen müßte! — ihr liebet euern Heiland nicht. Eure Werke treten als Zeuge gegen euch auf, und beschuldigen euch der Unwahrheit, wenn ihr saget: Wir lieben ihn. So lange ihr euch dem Zorne, der Unkeuschheit, und so vielen andern Lastern ergebet, die seine Lehre verdammet, so lange liebet ihr ihn nicht.

Schluß. So lasset uns denn m. L.! lasset uns unsern Heiland lieben, mit der feurigsten Liebe, von Herzen lasset uns ihn lieben! Aber nicht mit Worten, sondern mit der That und in der Wahrheit lasset uns ihn lieben! Sehet noch einmahl hin auf euern Heiland, auf euern Freund und Wohlthäter! Sehet dort öffnet er seinen Mund und lehret, und die Finsternisse der Abgötterey und des Aberglaubens, und die Laster der Nacht verschwinden vor dem Lichte seiner Gottes- und Sittenlehre! Sehet dort seufzen Elende jeder Art, er nähert sich ihnen, und nimmt die Ursache ihres Kummers hinweg! Sehet dort besteigt er mit dem Kreuzholze auf den Schultern den Kalvarieberg, und wird das Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt, und hinwegnimmt! Kann seine Liebe mehr thun? Nun so lasset uns ihn wieder lieben — lieben dadurch, daß wir seine vortrefflichen Sittengebothe zur Richtschnur unseres Denkens und Handelns machen — lieben dadurch, daß wir die, welche er für seine Brüder erklärte, die Menschen durch Wohlthun erfreuen, so oft, und wie wir können! Amen.

Am zweyten Sonntage nach Ostern.

Was Seelsorger und ihre Gemeinden wechselseitig von einander fordern können.

Text.

Ich bin der gute Hirt, und kenne meine Schafe, und die meinen kennen mich. Joh. 10, 14.

Das süße Verhältniß, in welchem sich der Heiland zu den Seinigen, zu denen, welchen er seine Sitten- und Religionslehre vortrug, und welche sie annahmen, betrachtete, war das Verhältniß eines guten Hirten zu treuen und folgsamen Schafen. Ich bin der gute Hirt, sprach er, ich erkenne meine Schafe, und lasse mein Leben für sie, meine Schafe dagegen kennen mich, und hören meine Stimme.

In diesem süßen Verhältnisse hätten sich auch die jüdischen Oberpriester, Priester und Schriftgelehrten zu dem gemeinen Judenvolke denken sollen. Aber daß sie dieses nicht thaten, das sehen wir schon aus dem Propheten Ezechiel. Ihr habt, sagt dieser Prophet im Nahmen Gottes, ihr habt die Milch gefressen, und euch mit der Wolle bekleidet, und das Gemästete abgestochen; aber meine Schafe habt ihr nicht geweidet. Ferner: Meine

Hirten haben nicht nach meiner Herde gefragt, die Hirten weideten sich selbst, und meine Herde weideten sie nicht. Ezech. 34. Das sehen wir auch daraus, weil sich Jesus ihnen entgegen stellet, sie Miethlinge, sich aber einen guten Hirten nennet. Sie trachteten nur nach der Milch, der Wolle und dem Fette der Schafe, sie unterzogen sich dem Hirtenamte nur des Eigennutzes wegen, nicht aber um ihre Herde zu weiden, nicht um das Volk gehörig zu belehren, die Laster unter ihm auszurotten, und die Tugenden unter ihm einzupflanzen. Und bey dieser Beschaffenheit der jüdischen Priester und Schriftgelehrten konnte also auch das Volk kein Zutrauen, keine Liebe, und keine wahre Hochachtung gegen sie haben.

In diese süße Verhältniß des Heilandes zu seinen Schülern und Anhängern müssen christliche Seelsorger und ihre Gemeinden wieder eintreten. Das ist der ausdrücklichste Wille des Heilandes. Wie mich der Vater gesendet hat, sprach er zu seinen Jüngern und den Seelsorgern, die nach ihnen ihre Stelle einnahmen, so sende ich euch, Joh. 24, 21. Und in Beziehung auf das Volk: Wer euch höret, der höret mich. Luk. 10, 16.

Aus diesem Verhältnisse ergeben sich nun auch die Pflichten, deren Erfüllung die christlichen Gemeinden von ihren Seelsorgern, und die Seelsorger von ihren Gemeinden mit Recht fordern können. Und sehet darüber will ich jetzt mit euch reden.

Ich will euch zeigen:

Was Seelsorger und ihre Gemeinden wechselseitig von einander fordern können.

1) Erstlich zeige ich, was eine christliche Gemeinde von ihrem Seelsorger,

2) Zweytens zeige ich, was ein Seelsorger von seiner christlichen Gemeinde fordern könne.

Seyd aufmerksam.

I.

Die geistliche Wohlfahrt einer christlichen Gemeinde beruhet größten Theils auf dem guten Sitten- und Religionsunterrichte, den sie erhält, auf den Religions- und Andachtsübungen, den sie beywohnet, und auf dem guten Beyspiele, mit welchem der aufgestellte Seelsorger ihr vorangehet. Da nun der Seelsorger, nach dem Beyspiele und dem Willen Jesu, der gute Hirt seiner Gemeinde seyn und für ihr sittliches Wohl sorgen soll; so kann eine christliche Gemeinde von ihren Seelsorger mit allem Rechte fordern, a) daß er ihr das Wort Gottes in Predigten und christlichen Lehren vortrage, b) den Gottesdienst oder die Religionsgeheimnisse und Andachtsübungen gehörig verwalte, und c) durch seine Aufführung ein gutes Beyspiel gebe.

a) Das Wort Gottes, die christliche Sitten- und Religionslehre in Predigten und christlichen Lehren vorzutragen, dieses ist die erste und wichtigste Pflicht des Seelsorgers. Die blinde Welt mit dem Lichte seiner göttlichen Lehre zu erleuchten, das war die vorzüglichste Sorge und Angelegenheit unsers Heilandes, deßwegen hat er auch seine Apostel berufen, und sie mit dem Befehle: „Lehret alle Völker,“ in die Welt ausgesandt, damit sie das von ihm angezündete Licht allenthalben herumtragen soll-

ten. Mit diesem Lichte seine christliche Gemeinde zu erleuchten, dazu ist der Seelsorger da, das ist sein Beruf. Diese seine Pflicht schärft ihm auch der Apostel Petrus auf das nachdrücklichste ein: Weidet die Herde Gottes, welche unter euch ist, schreibt er an die geistlichen Vorsteher der christlichen Gemeinden, und sorget für sie, nicht gezwungen, sondern freywillig, nicht des schändlicher Gewinnes halber, sondern aus Zuneigung. 1 Petr. 5, 2. Das thut auch die Kirche. Der Kirchenrath zu Trient trägt den Seelenhirten auf, daß sie oft unter der Messe von dem, was dabey gelesen wird, besonders an Sonn- und Feyertagen, etwas erklären sollen. Diese Pflicht des Seelsorgers ist auch für sich klar. Denn ohne Unterricht bleibt der Mensch dumm und finster; und ist kein Licht in seinem Verstande, kennt er seine Pflichten, die Wege und Mittel nicht zu seiner Bestimmung, zur Tugend und Glückseligkeit, zu gelangen; so wird er auch nie dazu gelangen, er wird sein geistliches Wohl verfehlen. Der Seelsorger als Seelenhirt muß also seine christliche Gemeinde mit dem Worte des Heils, mit der christlichen Lehre weiden. Hat er aber als Seelenhirt diese Pflicht auf sich; so kann seine ihm anvertraute christliche Gemeinde ihre Erfüllung auch mit allem Rechte von ihm forderen.

b) Der Heiland befahl aber seinen Jüngern nicht bloß zu lehren, er befahl ihnen auch zu taufen, er befahl ihnen auch das, was er am letzten Abendmahle that, zu seiner Gedächtniß nachzuthun, mit einem Worte, er trug ihnen auch die Verrichtung gottesdienstlicher Gebräuche auf. Es ist auch nicht genug, daß eine christliche Gemeinde nur unterrichtet werde. Sie soll das Gute nicht nur ken-

nen, sie soll es, was die Hauptsache ist, auch lieben und thun, dazu trägt aber die Religion sehr viel bey. Die Religion ist die wunderthätige Schöpferinn der schönsten Gefühle, und die holdselige Pflegerinn aller Tugenden. Die Religion muß aber in den Herzen der Menschen geweckt und genährt werden. Dieses geschieht aber nicht bloß durch Unterricht, dieses geschieht ganz besonders durch gottselige Gebräuche, durch Andachtsübungen, kurz durch den öffentlichen Gottesdienst. Der Seelsorger ist Vorsteher des öffentlichen Gottesdienstes, er ist der Verwalter der von Jesu zum Heile der Gläubigen eingesetzten Religionsgeheimnisse, die wir Sacramente nennen. Der Seelsorger, als Seelenhirt, hat also auch die Pflicht auf sich, dem öffentlichen Gottesdienste vorzustehen, demselben, so weit es von ihm abhängt, die möglichst beste Einrichtung zu geben, und die Sacramente, oder besondere christlichen Tugendmittel, zum Besten der Glieder seiner Gemeinde auszuspenden. Und da dieses die Pflicht des Seelsorgers ist, so hat seine christliche Gemeinde auch das Recht, dieses von ihm zu fordern.

c) Ein guter Hirt gehet aber auch seiner Herde voran, und zeiget ihr durch sein Vorangehen den Weg, den sie gehen soll. Und wenn der gute Hirt, sagt der Heiland, seine Schafe herausgelassen hat, so geht er vor ihnen her, und die Schafe folgen ihm nach. Joh. 10, 4. Der Heiland selbst ging auch seiner Herde in allem Guten voran. Er lehrte und befahl nicht bloß, er that auch, was er lehrte, und andern zu thun befahl. „Der Seelenhirt, sagt der h. Gregorius, welcher ein Buch über die gute Verwaltung des Seelsorger-Amtes geschrieben hat, soll vortrefflich in seinem Thun seyn, da-

mit er mit seinem Lebenswandel seinen Untergebenen den Weg des Lebens weise. Die Herde folgt der Stimme und den Sitten des Hirten, sie gehet aber leichter nach seinem Beyspiele als nach seinen Worten. Die Stimme, welche von dem Leben des Redenden begleitet wird, dringt besser in das Herz.“ Und der heil. Bernard sagt: „Gute und sorgfältige Hirten hören nie auf mit guten Beyspielen ihre Herde zu weiden, und zwar mit ihrem eigenen guten Beyspiele, nicht mit fremden; denn wenn sie nur fremde Beyspiele anführen, so gereicht das ihnen selbst, nicht zur Ehre, sondern zur Unehre.“ Ohne das gute Beyspiel des Seelsorgers wird auch alles sein Reden und Ermahnen, alles sein Bitten und Drohen wenig oder gar nichts nützen. Der Seelsorger, als Seelenhirt, soll also seinen Untergebenen, seiner Herde, mit einen guten Wandel vorangehen. Die Schrift sagt, 1 Kön. 10. Kap., daß der König Saul das ganze Volk Israel an Leibesgröße übertroffen habe. Und so, wie Saul, alle seine Unterthanen an körperlicher Größe übertraf, so soll der der Seelsorger alle seine Untergebenen an sittlicher Größe übertreffen; es soll keiner in seiner Gemeinde seyn, der ihn an wahrer Frömmigkeit und Tugend, an Gottes- und Menschenliebe gleich kommt. Er soll sich, wie Paulus schreibt, in allem als ein Vorbild guter Werke vorstellen; in der Lehre, in der Reinheit der Sitten, und im äußerlichen Anstande, Tit. 2, 7. Das ist nicht bloß eine allgemeine, das ist besondere Amts- und Standespflicht des Seelsorgers, und die ihm anvertraute christliche Gemeinde macht also mit Recht die Forderung an ihn, daß er sie pünctlich erfülle.

Sehet das ist ein Seelsorger, ein guter Hirt seiner Herde zu thun schuldig, er soll ihr das Wort predigen, ihr die Heilsmittel ausspenden und dem Gottesdienste vorstehen, und ihr mit seinem Thun und Lassen ein gutes Beyspiel geben; das könnt ihr von ihm, als euerm Hirten fordern. Was kann er dagegen von euch fordern?

II.

Weil der Seelsorger für das sittliche Wohl seiner Gemeinde zu sorgen verpflichtet ist, und als guter Hirt mit Aufopferung seiner Gemächlichkeit, Ruhe und seines eigenen Lebens dafür sorget; so fordert er von seiner Gemeinde mit Recht, daß sie a) das heilige Amt, welches er bekleidet, an ihm in Ehren halte, b) ihm ihr Zutrauen schenke, c) seinen Worten und Anordnungen Gehorsam leiste, und d) für seinen anständigen Unterhalt sorge.

a) Ehre, dem Ehre gebührt, schreibt der Apostel Paulus, Röm. 13, 7. Und sollte dem Seelsorger keine Ehre gebühren? Sein Amt bringt es mit sich, daß er die Menschen lehre, nicht wie sie zum Besitze großer Reichthümer, nicht wie sie zu großen Ehrenstellen und zu den Wollüsten des Lebens gelangen können; sondern wie sie leben sollen, damit sie den Endzweck ihres Lebens erreichen, des Beyfalles Gottes und der seligen Unsterblichkeit werth seyn mögen. Sein Amt bringt es mit sich, daß er den Menschen, wenn sie sich zu sehr im Irdischen vertiefen und darin verlieren wollen, liebreich zurufe: Aufwärts mit euern Herzen; suchet, was droben ist, und nicht, was auf Erden ist; vorerst bemühet euch um das Reich Gottes, und die ihm wohlgefällige

Recht-

Rechtschaffenheit. Und ihm sollte keine Ehre gebühren? Ihm, der für die Seelen der Glieder seiner Gemeinde wachet, und der einst auch, wie Paulus sagt, Hebr. 13, 17. Rechenschaft dafür geben muß? Paulus sollte nicht Recht haben, wenn er schreibt: Ehret, die an euch arbeiten, euch vorstehen in dem Herrn, und euch ermahnen, 1 Theß. 5, 1.?

b) Aber nicht nur Ehre auch Zutrauen kann der Seelsorger von seiner christlichen Gemeinde fordern. Muß nicht das Kind Zutrauen zu seinem Vater haben? Muß nicht der Kranke Zutrauen zu seinem Arzte haben? Und ist er nicht der Vater seiner Gemeinde? Ist er nicht ihr Seelenarzt? Was wird er nützen, wenn seine Untergebenen kein Zutrauen zu seiner Einsicht, und zu seinen guten Willen haben? Wenn sie ihn verlassen und einem Fremden zulaufen? Wenn sie sich scheuen, ihm ihre Gewissens-Angelegenheiten, die Krankheiten ihrer Seele zu entdecken? Freylich muß er sich um dieses Zutrauen bewerben, und es zu verdienen bemühet seyn. Allein kann eine christliche Gemeinde nicht im Voraus, ohne besondere Beweise, überzeugt seyn, daß es ihr Hirt gut mit ihr meine? daß er auf die Beförderung ihrer Wohlfahrt bedacht sey? mehr als ein Fremder darauf bedacht sey? Kaum wird das ein gutes Schaf seyn, welches kein Zutrauen zu seinem Hirten hat.

c) Das dritte, was der Seelsorger von seiner Gemeinde fordern kann, ist Gehorsam. Ich rede hier nicht von dem Gehorsame, welcher in Erfüllung der Sittenlehren, welche er vorträgt, bestehet, denn dazu ist ohnehin schon jeder vernünftige Mensch, als Mensch, jeder Christ, als Christ, verbunden. Ich rede hier

von dem Gehorsame gegen seine besonderen Ermahnungen, Befehle, Einrichtungen und Anordnungen. Oft muß der Seelsorger gewisse Mißbräuche rügen und abstellen, oft in der bisherigen Schul- und Kircheneinrichtung eine Veränderung vornehmen, oft diese und jene Verfügungen treffen: muß er dieses der guten Sache wegen, die er verwaltet, thun; so darf ihm seine Gemeinde den Gehorsam nicht verweigern unter dem gewöhnlichen Vorwande, daß das, was er anordne und befehle, eine Neuerung, und sonst auch nicht so gewesen sey. **Meine Schafe,** sagt Jesus, **hören meine Stimme.** Und Paulus sagt: **Gehorsamet euern Anführern,** nähmlich euern Religionslehrern, **und seyd ihnen unterthan.** Heb. 13, 17.

d) Endlich kann der Seelsorger seinen Unterhalt von seiner Gemeinde fordern. Moses hat für die jüdischen Geistlichen den Zehent, und einen Theil der Opfer bestimmt. Die ersten Christen brachten Mehl und andere Eßwaren zu Opfern, wovon ihre Geistlichen einen Theil zu ihrem Unterhalte bekamen. Was aber auch immer dem Seelsorger einer Gemeinde zu seiner Nahrung angewiesen seyn mag, so müssen es ihm die Christen abreichen. Der Seelsorger beschäftiget sich mit dem Unterrichte des Volkes in der Sitten- und Religionslehre, muß seine meiste Zeit auf die Vorbereitung zu diesem Unterrichte verwenden, hat nebenher noch so viele andere Geschäfte, und kann sich also, da er für seine Gemeinde arbeitet, sein Brot nicht mit seiner Händearbeit verdienen, sondern muß es eben deßhalb von seiner Gemeinde erhalten. **Der Herr,** sagt Paulus, **hat befohlen, daß die, welche das Evangelium ver-**

kündigen, auch vom Evangelium sich nähren sollen. Gal. 6, 6.

Sehet das kann also ein Seelsorger von seiner Gemeinde fordern, Ehre, Zutrauen, Gehorsam und Unterhalt. Erfüllet eine Gemeinde diese seine gerechten Forderungen nicht, so wird das eintreffen, was der Apostel im Briefe an die Hebräer schreibt: Er wird nicht mit Freuden, sondern mit Seufzen, zum Schaden seiner Gemeinde, sein Amt verwalten. Hebr. 13, 17.

Schluß. Jesu, bester Seelenhirt! möchten doch alle jene, welche in deinem Nahmen deiner Gemeinde vorstehen, dich zu ihrem Vorbilde und Muster nehmen! Möchten sie doch alle die ihnen anvertraute Herde lieben, innig lieben, und alles, was in ihren Kräften stehet, zur Beförderung ihrer geistigen Wohlfahrt, ihrer Tugend thun! Möchten sie alle guten Willen genug haben, selbst ihr Blut und Leben, wenn es nöthig seyn sollte, für ihre Schafe aufzuopfern! Möchte es keinen, auch nicht einen einzigen, Miethling unter ihnen geben! Möchten aber auch nur alle jene, die ihrer Obsorge, ihrem Unterrichte und ihrer Führung anvertraut sind, ihre Seelenhirten in ihnen erkennen, und ihre Stimme hören! Möchten sie sich nach guter Weide, nach deiner Lehre, die sie ihnen vortragen, sehnen, und sie mit brennender Begierde auffassen! Möchten sie doch auch nur diese deine Lehre befolgen, gewissenhaft, und in allen Stücken befolgen, und in ihrer Befolgung ihre wahre Seligkeit suchen und finden! Amen.

Am vierten Sonntage nach Ostern.

Eine Antwort auf die Frage: Wo gehen wir hin?

Text.

Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat, und niemand aus euch fragt mich: Wo gehest du hin? Joh. 16, 5.

Jesus, der zärtliche Freund und Lehrer seiner Jünger wußte, was ihm nach Kurzem begegnen würde; er wußte, daß er nach wenigen Stunden in den Händen seiner Feinde den schmählichsten Kreuzestod sterben würde. Seine Jünger sollten nicht unvorbereitet seinen Tod mitansehen, er sagte ihnen deßhalb denselben mit diesen Worten noch einmahl vorher: „Nun, sprach er, nun gehe ich zu dem, der mich gesandt hat."

Bey diesen Worten dachte Jesus, daß ihn seine Jünger fragen würden, wo er hingehe, ob er wirklich, und warum er sterben würde, aber sie fragten ihn nicht. Ihr Herz war über seinen Abschied von ihnen mit der größten Traurigkeit erfüllet, und vor Traurigkeit vergaßen sie die Frage: Wo gehest du hin?

Wir, m. L.! machen es wie die Jünger Jesu. Nicht vor Traurigkeit, aber vor Leichtsinn, und vor

allzu großer Anhänglichkeit an das Irdische vergessen wir, die Frage an uns selbst zu stellen: Wo gehest du hin? Mit jedem Schritte kommen wir weiter, wie die Flüsse dem Meere zueilen, so eilen wir mit jedem Augenblicke unserm letzten Ziel' und Ende zu, aber keiner aus uns fraget sich ernstlich: Wo gehest du denn hin? Und doch hängt von der Beantwortung dieser Frage so viel ab. Wer sich dieselbe beantwortet, wird nicht, wie so viele, sein Herz zu sehr an die Güter dieser Erde hängen, er wird sich vor allem um ein gutes und reines Gewissen bewerben. Aber eben deßwegen, weil von der Beantwortung dieser Frage so viel abhängt, so will ich heute auch dabey stehen bleiben. Ich will eine Antwort geben auf die Frage:

Wo gehen wir denn hin?

Ich sage, wir gehen:

1) Mit dem Leibe zum Grabe, und
2) Mit der Seele in die Ewigkeit.

Gebet auf die Ausführung dieser zwey Puncte recht Acht.

I.

Man vergleicht unser Leben mit einer Wanderschaft, und diese Vergleichung ist richtig und lehrreich. Schon David sagt: Ich bin ein Pilgrimm, wie alle meine Väter. Ps. 39, V. 13. Und Paulus schreibt von allen Frommen der Vorzeit, daß sie es bekannt hätten, daß sie nichts anders, als Gäste und Fremdlinge auf Erden gewesen seyen. Hebr. 11, 13, 14.

Wenn wir aber nur Pilgrimme oder Reisende sind, so müssen wir auch einen Ort oder ein Ziel haben, auf den oder auf das wir zugehen, denn jeder Reisende hat einen Ort im Sinne, wohin er zu kommen hoffet. Nun wo gehen wir denn hin?

Auf die Frage, wo wir hingehen, hat uns schon längstens der fromme Dulder Hiob geantwortet: „Meine Tage, spricht er, werden abgekürzt, und mir bleibt am Ende nichts übrig, als allein das Grab. Hiob, 17. Kap. Der Ort, auf dem wir mit jedem Schritte zueilen, ist also das Grab. Die Felder, welche wir besitzen, die Häuser, in denen wir wohnen, das Geld, welches wir uns sammeln, ist nicht eigentlich unser, wir müssen es verlassen, und am Ende bleibt nichts unser, als das Grab. Das Grab ist eigentlich unser, und von diesem können wir mit Wahrheit sagen: „Das ist meine Wohnung."

Dieser unserer Wohnung, dem Grabe kommen wir täglich näher und immer näher. Unser Leben gleicht einem Gebäude, welches an einem reissenden Flusse liegt. Wie das Wasser des Flusses allmählig den Grund dieß Gebäudes untergräbt, bis es einstürzet; so frißt die Zeit beständig an unserm Leben. Jeder Augenblick, den wir leben, nimmt ein Stück von unserm Leben mit sich hinweg. Ein Athemzug drückt den andern fort, bis endlich einer den letzten Odem auspresset. Der Rost verzehrt das Eisen, der Wurm das Holz, die Schabe das Tuch, und die Zeit verzehrt unser Leben.

Allein wenn wir auch täglich, stündlich, ja augenblicklich dem Grabe, unserm Wohnorte zueilen, so denket doch keiner daran, keiner fragt sich: Wo gehest du hin? Ein Weiser der Vorzeit sagt: „Wir

leben, und erkennen es, daß wir sterblich seyen, unsere Begierden aber sind so groß, als wenn wir unsterblich wären," und er hat ganz recht. Wir können nicht genug bekommen. Wir sorgen vom frühen Morgen bis zum Abende. Wir laufen und rennen. Wir führen lieblose und langweili Prozesse, und um was? Um ein Stück Feld, um ein Paar Gulden Geld, um ein Haus, das uns morgen der Tod entreissen wird. Ich habe nichts gegen den vernünftigen und gerechten Erwerb der zeitlichen Güter; allein über der unmäßigen Sorge für das Irdische, über dem ungerechten Erwerbe vergänglicher Schätze, die Sorge für Tugend und Seligkeit vergessen, und seine Seele zu Grunde richten, wer kann das billigen? Was hilft es denn dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnet, an seiner Seele aber Schaden leidet? Matth. 16, 26.

Von der sträflichen Vergessenheit dieser Wahrheit, von der Vernachlässigung der Frage: Wo gehest du hin? kommt es her, daß man das Zeitliche über alles, das Ewige aber gar nicht, oder gering achtet. O, meine lieben! vergesset nicht mehr darauf. „Ich bitte euch, schreibt der Lehrer Augu„stin, — mit seinen Worten will ich euch auch „bitten. — Ich bitte euch, betrachtet, so oft ihr „bey dem Grabe eines reichen Mannes vorüber gehet, „betrachtet und sehet fleißig nach, wo seine Reich„thümer und Schätze, wo sein Ansehen und Ruhm, „wo seine eiteln Freuden, wo seine oft muthwilligen „und sündlichen Wollüste hingekommen seyen, und „was er jetzt davon übrig habe. Betrachtet es, und „fasset es tief zu Herzen, daß jetzt von allem dem, „und von ihm selbst im Grabe nichts mehr zu

„finden sey, als Staub und Asche, Gestank und „Würmer.“ Wie oft hängst du verdorbenen Lüsten nach, o Jugend! und sinnest auf die Befriedigung deiner sündhaften Begierden? Wie oft streckest du, und du deine Hände nach ungerechtem Gute aus? Wie oft thust du, und du jenes und dieses Böse? Denkest du denn daran, was du willst, was du thuest, und wohin du gehest? Nein, du denkst nicht daran, sonst würdest du nichts Böses verlangen, und nichts Böses thun. Nun so denke daran, daß du mit jedem Augenblicke dem Leibe nach zum Grabe gehest!

Mit dem Leibe gehen wir zum Grabe: Wohin gehen wir mit der Seele?

II.

Mit unserer Seele gehen wir in die Ewigkeit; denn obgleich unser Leib sterblich ist, und im Grabe verweset, so ist doch unsere Seele unsterblich: davon überzeuget uns die Vernunft und die Schrift. Die Vernunft sagt uns, daß ein Wesen, welches das Gute erkennet, und thun kann, wenn es nur will, daß ein vernünftiges und sittliches Wesen seine Erkenntniß und seine Freyheit nicht von der Natur haben könne, daß mithin die Natur es auch nicht zerstören könne, weil es ihr nicht angehört. Als vernünftige sittliche Wesen gehören wir zu einem höhern, übersinnlichen, ewigen Reiche, das sagt die Vernunft. Und die h. Schrift sagt uns: Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit. 1 Joh. 2, 17. Mit unserer Seele also gehen wir in die Ewigkeit, aber was nehmen wir in die Ewigkeit mit? Von

unserem Geld' und Gut, von unserm Ruhme und Ansehen, von allen unsern Wollüsten nehmen wir in die Ewigkeit nichts mit, davon können wir dort nichts brauchen, Schätze und Reichthümer, große Aemter und Ehrentitel geben uns auch vor Gott nicht den geringsten Werth. In die Ewigkeit nehmen wir nichts mit, als unsere Tugend und Rechtschaffenheit. Fehlt es uns an dieser, so fehlt es uns an dem hochzeitlichen Kleide, das unsere Seele schmücket, und wir werden die Worte des ewigen Richters hören: „Werfet ihn in die äußerste Finsterniß."

Wollen wir also etwas mit in die Ewigkeit hinübernehmen, wollen wir dort etwas haben, welches uns vor Gott einen Werth gibt, und das uns der Seligkeit würdig machet; so müssen wir uns jetzt um Tugend und gute Werke bewerben. Ich muß wirken, sagt Jesus, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann. Joh. 9. Kap. Unsere Lebenszeit ist der Tag, da wir für die Ewigkeit wirken können, deßwegen ermahnet uns auch Paulus, diese Lebenszeit für die Ewigkeit wohl anzuwenden. Lasset uns Gutes thun, schreibt er, jetzt, da wir noch Zeit haben. Gal. 6. Kap.

Was würden wir für Werke vor Gott aufzeigen können, wenn er uns jetzt zu sich in die Ewigkeit rufen würde? O, wir haben schon lange, aber noch nicht für die Ewigkeit gelebt! Die Jahre unserer Jugend, die Jahre unsers männlichen Alters sind dahingegangen, und noch sind wir arm, bettelarm an schönen Werken, die Früchte in die Ewigkeit tragen könnten. Zu einer Reise für diese Erde

versieht man sich mit allem, und zu der Reise in die Ewigkeit versieht man sich mit nichts: welche Thorheit! Jesus hat wohl recht, wenn er sagt: **Die Pforte ist enge, und der Weg schmal, welcher zum Leben führet, und wenige sind, die denselben finden.** Matth. 7, 14. Wenige sind, die ihre bösen Lüsten bekämpfen, und nur das verlangen und thun, was recht und gut ist; wenige sorgen also auch nur für die Ewigkeit.

Wie unsere Lebenszeit hier beschaffen ist, so wird unser Schicksal dort in der Ewigkeit ausfallen. **Was der Mensch hier säet**, sagt der Apostel Paulus, **das wird er dort einernten.** Gal. 6. Kap. Ferner: **Ein jeder wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit.** 1 Cor. 3, 8. Unmöglich kann unser Schicksal dort gut ausfallen, wenn wir hier Böses thaten: denn **wer auf das Fleisch säet, wird vom Fleische das Verderben ernten.** Gal. 6. Nur gute Menschen können dort glücklich werden; nur **die Gerechten werden gehen in das ewige Leben.** Matth. 25, 46.

Schluß. So wollen wir denn daran denken, meine Lieben! Wir wollen nicht im Leichtsinne dahin leben, sondern ernstlich bedenken, wohin wir gehen. Wir wollen denken, daß wir mit dem Leibe in das Grab gehen, und wollen also nicht für ihn und für das Zeitliche zu sehr sorgen, vielmehr wollen wir vor allem und bey allem für unsre Seele sorgen, weil wir mit dieser in die Ewigkeit gehen, und dort empfangen, was wir verdienen, Gutes oder Böses. *) Amen.

---

*) Diese Predigt ist nach Hunolt bearbeitet, und ich theilte sie mit zum Beweise, daß, und zur Probe, wie man die alten Prediger benutzen könne.

An einem Tage in der Bittwoche.

Was Jesus über das Gebeth gelehret, welches Mustergebeth er uns gegeben; und wie er selbst gebethet habe.

Text.

Herr! lehre uns bethen. Luk. 11, 1.

Wir sind gewohnt diese Woche hindurch weßwegen sie auch die Bittwoche heißt, viel zu bethen. Wir bethen zu Hause, wir bethen bey unsern Wallgängen, und wir bethen in den benachbarten Kirchen, die wir besuchen. Aber wissen wir denn auch recht zu bethen? Wissen wir, wie der Christ als Christ bethen soll?

Nichts scheint euch vielleicht überflüssiger zu seyn, als diese Frage. Warum sollten wir nicht nicht bethen können, werdet ihr denken, das Bethen war ja das Erste, was man uns als Kinder lehrte, und kein Tag geht vorüber, wo wir nicht wirklich bethen, bethen können wir alle.

Das ist wahr, daß ihr schon als Kinder bethen gelernt habt, und daß ihr alle Tage bethet. Allein eben deßwegen bethet ihr vielleicht nicht recht. Vielleicht habt ihr als Kinder nicht recht bethen gelernet,

vielleicht bethet ihr gedankenlos, weil ihr alle Tage und oft nur aus Gewohnheit bethet.

Doch dem sey, wie ihm wolle, aufs Neue zu hören, wie man recht bethen solle, kann weder eine Schande noch unnütze seyn. Haben ja die Jünger Jesu selbst noch einen neuen und wiederhohlten Unterricht über das Gebeth verlangt. Lange waren sie schon bey Jesu, viel hatten sie schon gebethet, und doch kamen sie mit der Bitte zu ihm, sie bethen zu lehren. Herr! riefen sie, Herr! lehre uns bethen.

Wir wollen also heute einen Unterricht über das Gebeth anhören. Wer wird uns diesen aber am besten geben können? Doch gewiß nur Jesus, unser Herr? Von ihm wollen wir also einen Unterricht über das Gebeth anhören, von ihm, wenn wir etwa nicht recht bethen, wollen wir die rechte Art zu bethen lernen. Wir wollen sehen:

1) Was Jesus über das Gebeth gelehret habe,
2) Was er uns für ein Mustergebeth gegeben habe; und
3) Wie er selbst gebethet habe.

Seyd aufmerksam.

I.

Das Kind lauft zu seinem Vater, oder es wendet sich an seine Mutter, und der erwachsene Mensch nimmt seine Zuflucht zu Gott. So bald der Mensch, entweder durch den Anblick der schönen Natur, die

einen allmächtigen Schöpfer voraussetzet, oder durch die Stimme seines Gewissens, welche ihn im vorhaltenden Sittengesetze die Majestät eines heiligen Wesens ahnen läßt, oder durch Unterricht, zum Glauben an Gott gelangt, so bald wendet er sich auch zu Gott. Geht es ihm Wohl, so dankt er Gott für sein Wohlergehen, geht es ihm übel, so klagt er Gott seine Leiden, und fleht zu ihm um Abwendung derselben, rührt ihn die Schönheit, Ordnung und Mannigfaltigkeit der erschaffenen Dinge, so bewundert er seine Allmacht und Größe, erkennt er in seinen Pflichten einen heiligen Gesetzgeber, so hat er Scheu und Ehrfurcht vor ihm, und bethet ihn an. Das ist alles natürlich, deßwegen bethen alle Menschen. So wie man kein Volk antrifft ohne Gott, so trifft man auch keines an ohne Gebeth. Der Wilde bethet, und mit Freuden hebt auch der Weise seine Hände zum Allvater empor.

Aber eben deßhalb, weil das Gebeth etwas so Allgemeines ist, eben deßhalb artete es unter rohen Menschen so bald aus. Das was natürlich war, und stets ein Werk der Gefühle und des freyen Antriebes hätte bleiben sollen, das ward bald eine Sache der Gewohnheit und des Herkommens. Man bethete jetzt nicht mehr aus einem natürlichen Drange des Herzens, man bethete aus Gewohnheit. Man schätzte die Güte des Gebethes nicht mehr nach der Innigkeit der Gefühle, man schätzte es nach seiner Länge und Dauer. Man betrachtete es nicht mehr, als ein Mittel des Trostes und der Beruhigung, nicht als ein Mittel, um sich durch es, durch den Gedanken an Gott, im Guten zu stärken, man betrachtete es als einen Dienst, den Gott von den

Menschen fordere, so wie große Herren Frohndienste fordern. Man sah nicht mehr auf die Wirkungen des Gebethes im Herzen und Wandel des Bethenden, man hielt es für ein an sich gutes Werk.

So artete das Gebeth bey den Juden aus. Man stellte das Gebeth in den jüdischen Schulen als eine Sache vor, die an gewisse Tage, Stunden und Orte gebunden sey, man bestimmte seine Länge und Dauer, man trennte es von einem heiligen Wandel, und glaubte diesen mit Gebeth zu ersetzen. Wer also viel und lang bethete, wer zu den festgesetzten Zeiten und an den bestimmten Orten bethete, den hielt man für einen rechten Bether, für einen großen Religionsfreund, für einen Liebling Gottes. Leute, welche den Ruf der Heiligkeit haben wollten, betheten also lang und viel, betheten im Tempel und an öffentlichen Plätzen, um von den Leuten gesehen zu werden.

Dagegen eiferte Jesus. In seinem Unterrichte über das Gebeth machte er seine Jünger auf diese Ausartung des Gebethes aufmerksam. Er hatte sie gelehret, wie man ohne Geräusch und Nebenabsichten, wie man ingeheim und aus Liebe zur Pflicht Almosen geben solle. Und so, setzte er jetzt hinzu, so machet es auch bey dem Gebethe. Seyd dabey nicht jenen Häuchlern ähnlich, die sich gern in die Synagogen und an den Ecken der Straßen hinstellen, und bethen, um vor den Leuten zu glänzen. Ich versichere euch, sie haben ihre Belohnung weg. Wenn du bethest, so gehe in deine Kammer, und bethe bey verschlossener Thür zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir

deine Bitte öffentlich gewähren. Wenn ihr bethet, so machet keine unnützen Wiederhohlungen, wie die Heiden, die durch ihr Geplauder Erhörung zu erlangen meinen. Machet es ja nicht, wie sie, denn euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe ihr ihn um etwas bittet. Matth. 6, 5 — 9.

Das war der Unterricht Jesu über das Gebeth. Er war kurz, aber lehrreich genug. Seine Jünger konnten daraus deutlich sehen, daß das nicht bethen heisse, wenn man nur Gebethsformeln hersage, sie sinn- und gedankenlos bis zur langen Weile, ja bis zum Ekel hundert Mahl wiederhohle, daß man, wenn man bethen wolle, sich fremder Gedanken entschlagen, seinen Geist sammeln, und sich allein mit Gott, dem himmlischen Vater, beschäftigen müsse, daß man deßwegen am besten bethen könne, nicht an dem und jenem Orte, nicht zu der oder jener Zeit, sondern in stiller Einsamkeit, wo man ohne äußere Störung ist, und allezeit, wo man einen innern Drang fühlet, sein Herz vor Gott zu eröffnen, daß man nicht aus Gewohnheit, nicht aus Zwang, nicht das schändlicher Scheinheiligkeit, sondern aus eigenem Antriebe bethen solle.

Zu diesem Unterrichte über das Gebeth gesellte er noch ein vortreffliches Mustergebeth.

II.

Gewöhnlich bethen die Menschen nur um irdische Güter. Sie bitten Gott um Gesundheit und langes Leben, um guten Fortgang ihrer Geschäfte, um Brot und Unterkunft, um schöne und gedeihliche Witterung, um Ruhe und Frieden. Man sieht sie nie inniger bethen, als wenn es ihnen an

diesen Gütern gebricht. Ein Weiser des Alterthums geboth laut zu bethen, damit niemand um etwas bitte, dessen er sich zu schämen habe. Würden seinem Gebethe zu Folge auch heut zu Tage die Menschen noch alle laut bethen, so würde man hören, wie sie größten Theils nur um Erdengüter betheten.

Es kann nicht unrecht seyn, um zeitliche Güter zu bitten. Ach! es thut uns gar zu wehe, wenn wir hungern, und nicht wissen, wo wir Brot hernehmen sollen; gar zu wehe, wenn wir ohne Kleidung und Holz der Kälte und übeln Witterung Preis gegeben sind; gar zu wehe, wenn Seuchen und Kriegsheere alles um uns her zerstören: warum sollten wir nicht Gott unsere Noth vortragen und klagen dürfen? Ein Kind darf alle seine Angelegenheiten seinem Vater eröffnen: sollten wir in Hinsicht unsers himmlischen Vaters nicht ein Gleiches thun dürfen?

Zwar sagt Jesus: Seyd nicht um den Unterhalt euers Lebens, um Speise und Trank bekümmert, auch nicht um die Bekleidung euers Leibes. Ist nicht das Leben mehr, als die Speise, und der Leib mehr, als die Kleidung? Sehet die Vögel in der Luft an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch. Uebertrefft ihr sie nicht bey weitem? Wer von euch kann mit allen seinen Sorgen seinen Lebensfaden um eine Elle verlängern? Und warum seyd ihr um die Kleidung besorget? Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten und spinnen nicht. Und doch kann ich euch versichern, daß Salomon in seiner ganzen Pracht

nicht so angezogen war, als eine von ihnen. Wenn aber Gott das Gras auf dem Felde, das heute stehet, und morgen in den Ofen geworfen wird, so bekleidet, sollte er das nicht viel mehr an euch thun? Ihr Schwachgläubigen! Darum sorget nicht, und sprechet nicht: was werden wir essen, was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Nach dergleichen Dingen streben die Heiden; denn euer himmlischer Vater weiß, was ihr von dem allen bedürfet. Matth. 6, 23 — 33. Damit will er uns aber nicht das Gebeth um irdische Güter untersagen, nur die ängstliche Bekümmerniß für den leiblichen Unterhalt, die aus dem Unglauben und Mißtrauen herrühret, will er damit rügen.

Nein! es kann nicht unrecht seyn, um zeitliche Güter, um das Wohlseyn und die Bedürfnisse des Leibes zu bitten. Allein nur darum bitten, den Himmel nur immer mit irdischen Wünschen bestürmen, kann das recht seyn? Was hilft es den Menschen, wenn sein sterblicher Leib reichliche Nahrung hat, seine unsterbliche Seele aber darbet? Was hilft es reich seyn an zeitlichen Gütern, aber arm an Erkenntniß Gottes, an Tugend und guten Werken?

Unser wahres Glück, das Glück unserer Seelen bestehet in der Erkenntniß Gottes, als des gütigen und allversorgenden Vaters, es bestehet in der Kenntniß und Liebe zur Wahrheit, es bestehet in dem frey seyn von der Sünde und ihren heftigen Versuchungen, es bestehet in der Reinigkeit des Herzens und Rechtschaffenheit des Wandels. Und sehet deßwegen hat Jesus seinen Jüngern ein Mustergebeth gegeben; um welche Güter man zuerst

und vorzüglich bitten solle, das wollte er ihnen in seinem Mustergebethe zeigen. Deßwegen hat er ihnen gesagt, zu bethen: daß der Nahme Gottes geheiliget werde, daß nähmlich alle Menschen Gott besser erkennen möchten, daß sein Wille allen Menschen so heilig und theuer seyn möchte, wie den Auserwählten im Himmel, daß das Christenthum als Mittel zur Beförderung besserer Gotteserkenntniß und Sittlichkeit allenthalben verbreitet werden möchte, daß Gott denen, die ein versöhnliches Herz gegen ihre Beleidiger haben, ihre begangenen Sünden vergeben, und vor neuen Sünden bewahren möchte. Nur eine einzige Bitte um das tägliche Brot, um das, was jeder zu seiner gegenwärtigen Pflichtübung schlechthin bedarf, hat er den Bitten um geistliche Güter beygesetzt, und so hat er sie durch eine kurze Vorschrift gelehrt, welches der vorzügliche Inhalt des Gebethes seyn solle.

Jesus hat aber nicht bloß einen Unterricht über das Gebeth ertheilt, er hat nicht bloß ein Mustergebeth gegeben, er hat auch selbst gebethet.

III.

Das Jesus öfters bethete, daß ihm die Unterhaltung mit seinem himmlischen Vater ein süßes Geschäft war, das können wir bey allen Evangelisten lesen. Am andern Morgen, nähmlich den Tag darauf, als er zu Kapernaum in der Synagoge gelehrt, und in der Stadt viele Kranken geheilt hatte, stand er vor Tags auf, und begab sich in eine Einöde, um daselbst zu bethen, schreibt Markus 1, 35. Um eben diese Zeit, um die Zeit, wo er die auflauernden Pharisäer und Schriftgelehrten

gefragt hatte, ob es erlaubt sey, am Sabbathe Gutes zu thun, begab er sich auf einen Berg zu bethen. Hier brachte er die ganze Nacht im Gebethe zu Gott zu, schreibt Lukas, 6, 12.

Ich preise dich, Vater, und Herr Himmels und der Erde! daß du das, was den Großen und Weisen verborgen ist, den Kleinen und Einfältigen geoffenbaret hast. Vater! also war es dir wohlgefällig: so bethete er, als einst seine 72 Jünger mit freudigem Entzücken zu ihm zurück kamen, daß sie in seinem Nahmen so große Zeichen und Wunder thun konnten. Lukas 10, 21. Vater! ich danke dir, daß du mich erhöret, daß du mir verstattet hast, diesen Todten zum Leben zu erwecken. Ich wußte zwar, daß du mich allezeit erhörest; aber um des herum stehenden Volks willen sagte ich es, damit sie glauben, du habest mich gesandt: so bethete er am Grabe des Lazarus, den er von den Todten auferweckte, Joh. 11, 41 und 42. In seinem bitteren Leiden am Oehlberge bethete er: Vater! ist es möglich, so gehe dieser Leidenskelch vor mir vorüber, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Luk. 22, 42. Vater! vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun: so bethete er, als man ihn an das Kreuz nagelte, Luk. 23, 34; und sterbend am Kreuze bethete er: Vater! in deine Hände empfehle ich meinen Geist. Luk. 23, 46.

So bethete Jesus. Manches Mahl zog er sich in die Einsamkeit zurück, und beschäftigte sich ganze Nächte hindurch mit höhern Gegenständen. Manches Mahl bestand sein Gebeth nur in ein Paar Worten, und in einem stillen Aufblicke zu Gott. Und so lehrte er seine Jünger auch durch sein Beyspiel, daß man bisweilen längere Zeit der heiligen Betrachtung wid-

men, bey seinen Berufsgeschäften aber sich durch einen einzigen Gedanken an Gott zur Geduld, Ausdauer und Berufstreue stärken müsse.

Wenn wir nun dieses, was Jesus über das Gebeth gelehrt, was er in seinem Mustergebethe ausgedrückt, und wie er selbst gebethet hat, zusammen nehmen; so ergibt sich daraus dieses: daß bethen nichts anders heisse, als seine Gedanken, sein Gemüth auf Gott richten, Gott seine Empfindungen, Wünsche, Angelegenheiten und Bitten bekannt machen, in der Absicht, um dadurch, durch den Gedanken an Gott als liebevollen und weisen Vater im Leiden Trost, durch den Gedanken an Gott als größten Wohlthäter in glücklichen Tagen dankbare Freude, durch den Gedanken an Gott als heiligen Gesetzgeber, und Richter der menschlichen Gesinnungen und Handlungen neue Kraft und Stärke zur treuen Pflichterfüllung zu schöpfen; daß also nur der recht bethe, welcher sich mit seinem Herzen zu Gott nahet, in ihm seinen Vater, Wohlthäter und die Heiligkeit lebhaft erkennet, und aufrichtig und redlich, wie ein gutes Kind mit seinem guten Vater, sich mit ihm unterhält; daß nur der von seinem Gebethe wirklich Nutzen, Beruhigung, Freude und Kraft zum Guten haben könne; daß der aber nicht bethe, welcher nur aus Gewohnheit, aus Zwang, ohne Wärme und Empfindung, ohne Sinn und Gedanken mit Zerstreuung und Ausschweifung unter Muthwillen, Lachen und Schwätzen, halb schlafend und gähnend Gebethsformeln daher stammelt, daß der ohne allen Nutzen bethe, die Gottheit entehre, und sich selbst um die kostbare und edle Zeit betriege.

Schluß. Unser Gebeth, m. L.! soll also kein Lippenspiel, soll kein Gedanken leeres Wortmachen, es soll Erhebung unseres Gemüthes zu Gott, es soll Ausdruck unseres Herzens, es soll ein Aufschwung unseres Geistes zu Gott seyn! Schämen wollen wir uns des sinnlosen Geplauders, schämen des Wahns, als käme es bey dem Gebethe auf die Dauer und nicht auf die Innig- Herzlich- und Aufrichtigkeit desselben an, schämen uns des Vorurtheils, als gefalle Gott ein Gebeth, das uns nicht zufriedner mit seinen Anordnungen, freudiger über seine Wohlthaten, eifriger in der Ausübung unserer Standes- und allgemeinen Menschenpflichten machet! An Gott wollen wir denken, wenn wir bethen, seine Vollkommenheiten, seine Vatergüte, Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit wollen wir erwägen, wenn wir bethen, aufs Irdische wollen wir vergessen, wenn wir bethen, oder — lieber gar nicht bethen! Amen.

Am Feste Christi Himmelfahrt.

Ueber die Wiederkunft Jesu.

Text.

Ihr Männer aus Galiläa, was stehet ihr hier, und sehet gegen Himmel? Dieser Jesus, der vor euern Augen in den Himmel aufgenommen ward, wird wieder kommen, wie ihr ihn jetzt in den Himmel habet fahren gesehen. Apostelg. 1, 11.

Mehrmahl hat es Jesus gesagt, daß er die Welt verlasse, und zum Vater gehe. Auch hat er es ge-

sagt, daß er hinauf fahre, hinauf zu seinem Vater, und zu unserm Vater, zu seinem Gott, und zu unserm Gott. Was er sagte, ward bald erfüllet. Sichtbar, in Gegenwart seiner Jünger, fuhr er hinauf in jene übersinnliche Welt, wunderbar erhob er sich in jenes bessere Leben. Seine Jünger, die glaubwürdige Zeugen sind, erzählen uns seine Auffahrt zum Himmel.

Diese Himmelfahrt, welche Jesus vorher sagte, und die Apostel uns erzählen, feyern wir heute, und freuen uns, daß er, der verkannte Gerechte, die verfolgte Unschuld, der gehaßte Wahrheitsfreund, der verworfene Erlöser der Menschen so verherrlichet ward, daß Gott dem sinnlichen Menschen auf eine so sinnliche Weise seine gerechte Sache bewiesen hat.

Jesus ist nun wirklich im Himmel verherrlichet, er sitzet, wie die Schrift hat, zur Rechten Gottes, er genießet eine Seligkeit, die dem Grade seiner nie befleckten Tugend gleich kommt. Auch auf Erden ist er nun verherrlichet. Tausende und Tausende erkennen es jetzt, daß er eine gerechte Sache betrieb, daß er ohne Tadel wandelte, daß er der Erlöser der Menschen sey, und finden in seiner Lehre eine Wahrheit, die die Vernunft befriediget, eine Wahrheit, die das Herz in jeder Lage des Lebens beruhiget.

Aber wisset ihr denn auch, m. L.! was den Aposteln gesagt ward, die ihren Blick auf ihren zum Himmel fahrenden Meister gerichtet hatten? Was stehet ihr da, sagten zwey Männer, die in weißen Kleidern bey ihnen standen, ihr Männer aus Galiläen, was stehet ihr da, und sehet gegen Himmel! Dieser Jesus, der von euch in den Himmel aufgenommen worden ist, wird wieder kommen, wie ihr ihn jetzt in den Himmel habt fahren gesehen.

Der aufgefahrene Jesus soll also wieder kommen. Ja, von seinem Wiederkommen redet auch Jesus selbst, von seinem Wiederkommen reden auch seine Apostel. Fassen wir denn aber den rechten Sinn dieses Wiederkommens? Und wenn wir ihn fassen, wie wenden wir ihn zu unserer Erbauung an?

Lasset uns heute einmahl bey dem,

„Was von dem Wiederkommen Jesu“ gesagt wird, stehen bleiben.

Lasset uns sehen:

1) Was Jesus und seine Apostel von seinem Wiederkommen sagen,

2) Wie wir es zu verstehen haben, und

3) Wie wir es zu unserer Erbauung anwenden.

I.

Oft hat Jesus von seiner Wiederkunft gesprochen. Dort, bey Matth. 10. Kap., wo er zum ersten Mahl seine Jünger ausschickte, um seine Lehre im Judenlande zu predigen, dort sagte er ihnen ihre Schicksale bey diesem ihren Geschäfte vorher, wie sie nähmlich um seinetwillen von allen gehaßt, und von einer Stadt in die andere verfolgt werden würden, und setzte hinzu: **Ich versichere euch, ihr werdet nicht alle Städte Israels, nicht alle Städte des Judenlandes, durchwandern, bis der Sohn des Menschen kommt.**

Bey Matth. 24. Kap. zeigten ihm seine Jünger das schöne Tempelgebäude zu Jerusalem. Sehet, sprach Jesus zu ihnen, sehet dieses alles recht an, betrachtet diese herrlichen und weitläuftigen Gebäude des Tempels; sie sind schön und prächtig; aber von

diesem Gebäude wird kein Stein auf dem andern gelassen werden. Wann wird der Tempel zerstört werden? fragten ihn jetzt seine Jünger. Er gab ihnen die Zeichen an, welche der Zerstörung des Tempels und der Stadt, und dem Umsturze des jüdischen Reiches vorher gehen würden, darauf setzte er hinzu: Alsdann wird das Zeichen des Menschensohns am Himmel erscheinen, es werden alle Geschlechter auf Erden heulen, und werden den Sohn des Menschen in den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit kommen sehen.

Endlich, bey Matth. 26 Kap., wo der hohe Priester ihn beschwor, zu sagen, ob er Christus, der Sohn Gottes sey, gab er zur Antwort: Du hast es gesagt: ich bin es. Von nun an werdet ihr des Menschen Sohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen, und auf den Wolken des Himmels kommen sehen. — So oft, und so hat Jesus selbst von seinem Wiederkommen geredet.

Auch die Apostel reden von seinem Wiederkommen. Es wird der Tag des Herrn, wie ein Dieb in der Nacht, kommen, sagt Petr. 2. B. 3. Kap. Und Paulus schreibt: Ihr wisset es auf das zuverlässigste, daß der Tag des Herrn, wie ein Dieb in der Nacht, einbricht. 1. Thess. 5, 2.

Wie haben wir nun dieses Wiederkommen Jesu zu verstehen?

II.

Nichts war natürlicher, als daß Jesus vom Wiederkommen redete, nichts natürlicher, als daß seine Apostel von demselben redeten. Er hatte ein großes Werk angefangen, dieses große Werk war

aber noch nicht ausgeführt: sollte er es unvollendet lassen? Sollte das, was er pflanzte, keine Frucht bringen? Sollte seine Aussaat nicht zur Ernte reifen? Er hatte angefangen das Reich Gottes, eine Gesellschaft tugendhafter Menschen, eine Kirche zu gründen: sollte dieses sein Reich nicht zur Vollkommenheit kommen? Nein! die Sache Jesu war die Sache Gottes, sie konnte nicht im Aufkeimen verwelken, sie mußte zu ihrer Ernte heranreifen.

Vieles stand aber der Ausführung der Sache Jesu noch im Wege. Die Verfassung des jüdischen Reiches, der Ceremoniendienst im Tempel zu Jerusalem, das Vorurtheil, daß Jesus ein weltliches Königreich auf Erden errichten würde: das alles war dem Auf- und Fortkommen des Christenthums nicht günstig. Wäre der Tempel zu Jerusalem geblieben, wäre das jüdische Reich in seinem Zustande geblieben, wäre das Vorurtheil von einem weltlichen Messias geblieben, so würde das Christenthum, so würde die Pflanzung Jesu nicht aufgekommen seyn. Erst mußte das Judenthum gestürzt, erst der Tempel zerstöret, erst das Vorurtheil von einem irdischen Messiasreiche aufgegeben werden, bevor das Christenthum feste Wurzel schlagen konnte. Auf den Trümmern des Judenthums mußte das Christenthum erbauet werden. Dieses wußte Jesus, deßwegen sagte er, nachdem er die Zerstörung der Stadt Jerusalem mit dem Tempel, und den Verfall des jüdischen Reichs vorher gesagt hatte, alsdann erst, nachdem dieses geschehen seyn würde, würde man den Menschensohn in einer Wolke mit großer Macht und Herrlichkeit kommen sehen. Deßwegen sagte er beym hohen Priester, wo er wußte, daß er jetzt zum Tode verurtheilt werden, und nach seinem Tode das

Vorurtheil von seiner irdischen Größe verschwinden würde: von nun an, nach meinem Tode, werdet ihr des Menschen Sohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen, und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.

Jesus wollte also mit seinem Wiederkommen dieses sagen: meine Sache, die ich anfing, bleibt nicht unvollendet. Ist einmahl der Tempel verwüstet, die Stadt ein Steinhaufen, sind die Bande, welche den jüdischen Staat zusammen hielten, aufgelöset; dann werden die Juden dem Christenthume nicht mehr so viele Hindernisse in den Weg legen können; dann wird sich das Christenthum schnell, weit und breit umher verbreiten, dann werde ich in meiner Herrlichkeit erkannt werden. Haben einmahl meine Jünger ihre Vorurtheile nach meinem Tode aufgegeben, haben sie einmahl den Traum fahren lassen, als wäre ich gekommen, ein weltliches Königreich voll irdischen Lüsten und vergänglichem Wohlleben zu gründen, werden sie einmahl an ein Tugendreich, daß ich gründen wollte, denken; dann wird es geschwinder mit der Aufnahme und Verbreitung meiner Lehre vor sich gehen. Wer ein Werk angefangen hat, und darüber fortgegangen ist, ohne es vollendet zu haben, muß wieder kommen, wenn er es vollenden will. Mein Werk ist noch nicht vollendet, meine Lehre ist noch wenigen bekannt, zu meinem Reiche ist kaum der erste Stein gelegt: aber es wird vollendet werden, meine Lehre wird vielen bekannt werden, mein Reich wird zu seiner Vollkommenheit gelangen: sehet da den Sinn von dem Wiederkommen Jesu! Sehet, wie er damit sagen wollte, der Menschensohn, welcher jetzt in Niedrigkeit erscheint,

wird doch noch groß, wird den Völkern noch in Macht und Herrlichkeit erscheinen!

Aber wie, meine Lieben! ist das der ganze Sinn der Worte Jesu, wenn er von seinem Wiederkommen redet, wenn seine Jünger davon reden, ist damit der volle Sinn ihrer Worte erschöpfet? Ist denn jetzt das Reich der Wahrheit und der Gerechtigkeit schon eingetreten? Liebt jeder das Gute, und thut jeder das Gute? Und wenn jeder liebt, was recht und gut ist, und thut, was recht und gut ist, empfängt denn auch jeder, was er nach seiner sittlichen Güte werth ist? Gehen Tugend und Glückseligkeit immer gleichen Schritt.

O! lasset uns nur aufrichtig seyn, und es gestehen, daß die Zeit der vollkommenen Gerechtigkeit, die Zeit der genauen Vergeltung noch nicht eingetreten sey! Schon die Heiden erwarteten eine Zeit der belohnenden und bestrafenden Gerechtigkeit Gottes, und drückten sie durch bildliche Vorstellungen aus. „Sie hielten dafür, wie Plato schreibt, „der Höllen Gott Pluto habe zum Gerichte der Boßhaften im künftigen unsterblichen Leben drey Fürsten „bestimmt, welche sich in diesem Leben durch Gerechtigkeit und Schärfe berühmt gemacht haben, den „Arakus, Minos und Rhadamantus, von welchen „der erste und letzte auf einem, an zwey Wege anstoßendem Felde das Gericht über die Seelen der „Verstorbenen anstellten: ein Weg führe zur Hölle, „zum Tartarus, der andere in die elisäischen Felder „— wo die Heiden ihren Himmel hinsetzten — „Minos sitze auf dem Richterstuhle mit einem goldenen Zepter, nur in zweifelhaften Fällen das „Endurtheil zu sprechen.“

Diese Vergeltung geschehe durch Jesum, sagen die Apostel, Jesus halte das Gericht über die Menschen, schreiben sie. Der Vater, schreibt Johannes, hält das Gericht über die Menschen nicht selbst, sondern er hat die Haltung des Gerichts dem Sohne übergeben: damit alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren, Joh. 5, 22 und 23. Er hat uns auch befohlen, sagt Petrus, dem Volke zu predigen und zu bezeugen, daß er der von Gott verordnete Richter der Lebendigen und der Todten sey, Apostelg. 10, 42. Und Paulus predigte an dem Orte des höchsten Gerichtes zu Athen, daß Gott einen Tag bestimmt habe, an dem er den Erdkreis in Gerechtigkeit durch einen dazu bestimmten Mann — nähmlich durch Jesum — richten werde, Apostelg. 17, 31. Ferner schreibt eben dieser Paulus: wir müssen alle vor dem Richterstuhle Christi geoffenbaret werden; damit einem jeden vergolten werde, was er in seinem Leben gethan hat: es sey Gutes oder Böses, 2. Kor. 5, 10. Und sehet, diese Wahrheit, daß eine Zeit der Vergeltung eintrete, daß von der Annahme und Befolgung der Lehre Jesu unser Schicksal in der künftigen Welt abhange, daß Jesus der Richter alles Fleisches sey, sehet auch diese Wahrheit verbindet die Kirche mit den Worten Jesu und seiner Apostel von seiner Wiederkunft.

Nun wie wenden wir diese Lehre von der Wiederkunft Jesu zu unserer Erbauung an?

III.

Jesus redete von seinem Wiederkommen, und wollte erstlich damit so viel sagen, daß sein ange-

fangenes aber noch nicht vollendetes Werk, gewiß nicht unvollendet bleiben, daß man ihn noch in seiner Herrlichkeit erkennen werde. Er war also fest davon überzeugt, daß seine Sache eine gute, daß sie die Sache Gottes sey. Wie, sind wir auch fest davon überzeugt? O, möchten wir es doch seyn! Viele treten als Feinde gegen das Christenthum auf, viele sind ganz gleichgültig gegen dasselbe, viele hängen nur an der Schale desselben, und dringen nicht bis zum Kerne, bis zur Hauptsache desselben ein. Wäre uns das Christenthum heilig, wie es uns die Sache der Wahrheit, die Sache Gottes seyn soll, wie weit eifriger würden wir uns um den rechten Verstand seiner Lehren, wie weit gewissenhafter um die Befolgung seiner Vorschriften bemühen? Wie weit mehr würden wir thun, damit unsere Kinder, und alle die, welche unserer besondern Obsorge anvertraut sind, frühzeitig und immer mehr in demselben unterrichtet und befestiget würden? Wie weit empfindlicher würde es uns fallen, wenn wir sehen, daß der Buchstabe desselben ergriffen, sein Geist aber übersehen, daß die Nebensache zur Hauptsache gemacht werde?

Jesus redete vom Wiederkommen, und wir sollten zweytens dabey an die Zeit des Gerichtes, an die Zeit der Vergeltung, an jene Zeit, wo der Tugend eine verhältnißmäßige Glückseligkeit; dem Laster eine gerechte Strafe zugetheilt werden wird, denken; denken wir denn daran? denken wir daran, daß Jesus der Richter aller Menschen sey, daß von der Befolgung oder Nichtbefolgung seiner Lehre unser glückseliges oder unglückseliges Schicksal im künftigen Leben abhange? Ach! wir leben so im Leichtsinne dahin, bleiben immer in unsern alten bösen Gewohnheiten

stecken, häufen mit jedem Tage so unbesorgt neue Sünden auf die alten, als wenn keine Zeit des Gerichtes, keine Zeit der Vergeltung wäre, als wenn die Uebertretung der Sittengebothe der Religion Jesu nicht zum endlichen und unabsehbaren Elende führte! Würden wir daran denken, wir würden blind, wir würden mehr als thöricht seyn, wenn wir auf der betretenen Lasterbahne nicht umkehreten, Buße thäten, und ein neues Leben zu leben anfingen!

Sehet, diese Anwendung sollen wir von der Lehre, daß Jesus wieder komme, machen.

Schluß. So freuet euch denn, m. L.! daß euer Heiland zum Himmel aufgefahren ist, daß er jetzt zur Rechten Gottes sitzet! Denket aber auch an seine Worte, an die Worte seiner Apostel von seinem Wiederkommen! Denket, daß sie euch an die Vortrefflichkeit des Christenthums, als an die Sache Gottes, daß sie euch an die Zeit der Vergeltung erinnern sollen! Daran denket, und lasset sie euch ein Sporn seyn, der euch antreibet, fest über das Christenthum zu halten, und gewissenhaft nach seinen Lehren zu leben! Amen.

Am sechsten Sonntage nach Ostern.

Wie wir uns bey jenen Leiden, denen abzuhelfen ist, und jenen, gegen die es keine Hülfe gibt, verhalten sollen?

Text.

Sie werden euch von ihren Versammlungen ausstoßen, ja, es wird die Zeit kommen, da ein jeder, der euch tödtet, glauben wird, er thue Gott einen Dienst. Joh. 16, 2.

Von Leiden und Widerwärtigkeiten bleibt in diesem Leben niemand ganz frey. Und wenn die Welt eben auch kein Jammerthal ist, in dem man nur Seufzer und Klagetöne höret, so ist sie doch auch kein Paradies, in dem nur Freudenlieder angestimmt werden. Jesus mußten sich den bittersten Leiden unterziehen, und seinen Jüngern ging es nicht viel besser, als ihm. Im heutigen Evangelium sagte er es ihnen vorher, was ihnen noch begegnen würde. Sie werden euch, sagte er zu ihnen, sie werden euch von ihren Versammlungen ausstoßen, ja es wird die Zeit kommen, da ein jeder, der euch tödtet, glauben wird, er thue Gott einen Dienst. Haß, Verfolgung und Tod war ihr trauriges Loos.

Was Jesu und seinen Aposteln begegnete, das haben wir zwar nicht mehr zu fürchten. Der falsche Religionseifer, die Unduldsamkeit anderer Religionen waren es vorzüglich, welche ihnen den Leidenskelch bereiteten, und diese eben so abscheulichen als

schrecklichen Feinde des menschlichen Geschlechtes hat das Licht einer vernünftigen Aufklärung, wo nicht ganz verscheuchet, doch größten Theils unschädlich gemacht.

Allein wenn wir auch das nicht mehr zu befürchten haben, was Jesu und seinen Aposteln begegnete; so wird uns doch manches begegnen, das schwer auf unserm Nacken lieben, das unser Herz mit Kummer und Wehemuth erfüllen wird. Nun wie sollen wir uns verhalten, wenn uns widrige Dinge begegnen? Was sollen wir thun, wenn wir mit Leiden und Widerwärtigkeiten heimgesucht werden?

Die Leiden, welche über uns kommen, sind entweder solche, gegen die es Hülfe gibt, oder es sind solche, die nicht zu heben sind, mithin getragen werden müssen. Und da sage ich denn:

1) **Bey Leiden, denen abzuhelfen ist, sollen wir uns nach Hülfe umsehen, und sie brauchen,**

2) **Bey Leiden aber, die nicht können gehoben werden, sollen wir uns mit den Wahrheiten der Religion bereiten.**

Seyd aufmerksam.

I.

So gewöhnlich die Leiden und Widerwärtigkeiten im menschlichen Leben sind, so fehlerhaft und thöricht ist gewöhnlich auch das Betragen der meisten in denselben. Einige lassen, wenn sie mit Leiden und Widerwärtigkeiten heimgesucht werden, allen Muth sinken, gehen traurig und hoffnungslos herum, und man siehet es ihnen an, daß sie, für keine Freude mehr empfänglich, das Leben für eine uner-

träg-

trägliche Last halten. Die Vorstellung ihrer Leiden bemächtiget sich ihrer ganzen Seele, und läßt keine angenehme mehr in ihnen aufkommen. Ihr Gemüth gleichet einem dichten, düstern Walde, in den kein erfreulicher Lichtstrahl der Sonne eindringen kann. Aus Mißmuth wünschen sie sich oft den Tod.

Andere sind in Leiden und Widerwärtigkeiten voller Ungeduld und Unfreundlichkeit; was sie thun, thun sie mit Verdruß und Unwillen; jeden mit dem sie umgeben müssen, behandeln sie hart und lieblos. Keine freundliche Miene, kein gefälliges Wort kann man mehr von ihnen erhalten. Freunde und Nachbarn, Dienstbothen und Taglöhner, selbst Weib und Kinder fahren sie rauh an: diese müssen büßen, was sie nicht verschuldet haben.

Noch andere murren in Kreuz und Leiden sogar wider Gott, und seine heilige Vorsicht. „Mich scheint Gott ganz vergessen zu haben; alles Unglück kommt nur über mich; ich möchte vor Qual vergehen:“ so lautet ihre Sprache; und wirklich scheinen sie an der Vaterliebe Gottes und seiner Fürsorge zu zweifeln.

Ein solches Betragen in Kreuz und Leiden ist des denkenden Menschen, ist des Christen ganz und gar unwürdig, es ist thöricht und sündhaft; denn durch ein solches Betragen werden unsere Leiden nicht gehoben, nicht erleichtert, sie werden dadurch nur vergrößert und unser Zustand verschlimmert.

Es ist beynahe keine Krankheit, gegen die keine Arzney, beynahe kein Uebel, gegen das kein Rettungsmittel vorhanden wäre. Die Erfahrung lehret dieses, und ihr selbst pfleget zu sagen: Es ist keine Krankheit, gegen die Gott kein Kraut hat wachsen lassen.

„ Wenn es beynahe gegen jede Krankheit eine Arzney, gegen jedes Leiden ein Rettungsmittel, gegen jedes Unglück eine Hülfe gibt: ist es da nicht Thorheit, nicht Unvernunft, sich in sein Unglück zu vertiefen, sich seinem Schmerzgefühle ganz zu überlassen, gegen Gott und seine Anordnungen zu murren? Ist es nicht natürlicher, nicht vernünftiger zu fragen: Wie ist zu helfen? Unser Verstand hat die Kraft, Hülfsmittel auszuspähen, unser Herz sehnet sich im Leiden nach Hülfe. Warum sollten wir unsern Verstand nicht brauchen, warum unserm Herzen seinen Wunsch nicht gewähren, warum nicht fragen: Wie ist zu helfen?

„ Bisweilen werden wir krank, bisweilen machen uns die Menschen, mit welchen wir leben müssen, Verdruß, bisweilen stoßet unserm Viehe etwas zu, bisweilen schlagen unsere Feldfrüchte nicht an, bisweilen fehlet es uns am Brote und an andern Lebensbedürfnissen: nun in allen diesen Fällen sollen wir uns nach Hülfe umsehen, sollen uns fragen: Wie ist zu helfen?

„ Ihr seyd krank: Wie ist zu helfen? Welche Antwort gibt euch der Verstand auf diese Frage? Gehe, sagt der Verstand, gehe zu einem geschickten öffentlich aufgestellten Arzte, trage ihm deine Krankheit vor, lasse dir die vorgeschriebenen Arzneymitteln zubereiten, und gebrauche sie nach der Vorschrift des Arztes. Es stoßet euerm Viehe etwas zu: Wie ist zu helfen? Wenn dem Menschen in den meisten Krankheiten zu helfen ist, sagt der Verstand, so muß dem kranken Viehe auch zu helfen seyn; denn dem Leibe nach haben die Thiere mit uns Menschen eine ähnliche Beschaffenheit: gehe also zu einem Manne, der sich auf die Vieharzneykunde verstehet,

brauche, was er dir anräth, schone dein Vieh mit der Arbeit, halte den Stall, nach seiner Art sauber und rein, und sey auf gutes Futter bedacht. Euer Ehegatte quälet euch, macht euch unverdient bittere Vorwürfe, störet den Hausfrieden: Wie ist zu helfen? Thue ihm, sagt der Verstand, thue ihm zu Gefallen, was du ihm nur immer thun kannst, begegne ihm liebreich und freundlich, gebe ihm ein gutes Wort, versichere ihn, daß du alles thun, was er gern, und alles vermeiden wollest, was er nicht gern sehe, er solle es nur aufrichtig sagen, was ihm an dir zuwider sey. Ein gutes Wort findet einen guten Ort; Sanftmuth bezwinget auch ein Felsenherz. Eure Kinder machen euch Herzenleid: Wie ist zu helfen? Stelle ihnen, sagt der Verstand, stelle ihnen ihr unartiges Betragen vor, zeige ihnen die Schändlich- und Sträflichkeit desselben: helfen vernünftige Lehren, helfen liebevolle Vorstellungen nichts, so bestrafe sie mit allem, womit du sie als Vater, als Mutter bestrafen kannst: entziehe ihnen auf einige Zeit deine Wohlthaten, untersage ihnen den Ausgang aus dem Hause, den Umgang mit ihren Gespielen, u. s. w. Durch wiederhohlte Hiebe stürzt die Eiche, warum sollten nicht durch wiederhohlte Vorstellungen, durch zweckmäßige Strafen Kinder gebessert, von ihren Unarten und Fehlern geheilt werden können? Eure Feldfrüchte schlagen nicht an, oder gehen durch ein Ungewitter zu Grunde: Wie ist zu helfen? Ackere, sagt der Verstand, ackere das Feld, auf dem eine Fruchtart nicht fortkommt oder verdorben worden ist, um, und säe, wo es noch Zeit ist, eine andere darauf, diese wird dir den erlittenen Schaden wenigstens in etwas vergüten, u. s. w.

Man muß sich aber nicht nur nach Hülfe, wo sie nöthig ist, umsehen, man muß jene, die uns Erfahrung und Nachdenken an die Hand geben, auch wirklich gebrauchen. Ihr sehet oft das Rettungsmittel gegen das Unglück, in dem ihr seufzet, vor euch und greifet doch nicht nach ihm. Ihr beklaget euch über ausgeartete Kinder, und doch möget ihr sie nicht besser erziehen. Ihr beschweret euch über das Betragen eueres Ehegatten, und doch möget ihr es nicht durch Nachgibigkeit, durch Gefälligkeit, durch die Macht der Liebe zu ändern suchen. Ihr rufet in eurer Krankheit Ach und Wehe, und doch möget ihr nicht einmahl einen Gulden für eure Wiederherstellung dem Arzte geben. Ihr weinet in euerer Armuth, und doch möget ihr eure Hände nicht zur Arbeit ausstrecken. Ihr wollet lieber leiden, als eure Kräfte zur Abwendung eurer Leiden anstrengen, lieber leiden, als etwas von euerm Vermögen aufopfern, oder ihr saget lieber, geblendet vom falschen Schimmer des religiösen Wahns: „Wenn mir Gott helfen will, so kann er mir auch so helfen, was aus mir werden soll, das wird doch aus mir, gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, u. s. w.“ Bequemlichkeit, Eigennutz, und Aberglauben: wie oft halten euch diese vom Gebrauche der rechten Mittel ab? Ich will nicht bitter werden, aber zum Beweise der Wahrheit meiner Worte nur ein einziges Beyspiel. Alle Aerzte rathen euch die Schutzblattern-Impfung gegen das natürliche Blatterngift an, die Erfahrung bestätiget ihre Wirkung, alle Kinder- und Menschenfreunde muntern euch zu ihrem Gebrauche auf, aber umsonst. Ihr wisset das und jenes dagegen vorzubringen, und lasset eure Kinder darüber leiden und sterben. Dann, wenn sie todt

im Grabe liegen, dann erst stehet ihr hin und weinet und schluchzet und saget: Wenn ich nur meine Kinder noch einmahl hätte, ich wollte alles zu ihrer Rettung thun. Wer vor Hunger stirbt, wenn die Speise vor ihm stehet, der ist ein Thor, und wer über Durst klaget, wenn die frische Quelle neben ihm vorbey fließet, der redet und handelt wie ein Wahnsinniger: machet die Anwendung von diesem Gleichnisse selbst.

Wenn wir leiden, so sollen wir uns also nach Hülfe umsehen, und die vorhandenen Hülfsmittel gebrauchen. Aber wie, wenn diese nicht da sind, wenn unsere Leiden nicht zu heben sind, was sollen wir da thun?

II.

Wenn es auch beynahe gegen die meisten Leiden Hülfs- und Linderungsmittel gibt, so gibt es doch nicht gegen alle, nein! alle Uebel dieses Lebens lassen sich nicht heben. Wie viel thut mancher Kranke für die Herstellung seiner Gesundheit? Wie viel manches Eheweib für die Besserung ihres Ehemannes, der ein Trunkenbold, ein Friedensstörer, ein Verschwender ist? Wie viele Sorgfalt und Mühe verwenden manche Aeltern auf ihre Kinder, um sie von dem Verderben, in welchem sie sich befinden, zu retten? Und doch gelangt der Kranke nie wieder zum frohen Genuße seiner Gesundheit, doch besänftiget und verbessert das Eheweib das verdorbene Herz ihres Mannes nicht, doch bleiben die Kinder, wer sie sind, Taugenichtse. Was ist in solchen Fällen, was bey unabänderlichen Leiden zu thun?

Auch in Leiden, gegen die alle Mittel vergebens angewendet werden, sollen wir nicht verzagen, nicht verzweifeln. Haben wir alle Hülfsmittel fruchtlos versucht, dann sollen wir unsere Zuflucht zur Religion nehmen, und uns mit ihren Wahrheiten beruhigen. Unsere heilige Religion läßt uns nie ohne Trost. Was sagt, was lehret sie im Betreffe der Leiden und Mühseligkeiten dieses Lebens?

Du lebst, sagt erstlich unsere heilige Religion, du lebst hier im Stande der Prüfung, Leiden sind hier das Loos aller Sterblichen, der König im glänzenden Pallaste entgehet ihnen so wenig, als der arme Taglöhner in der finstern Strohhütte, schaue nur umher, nnd sehe die vielen Thränen, welche andere weinen, und höre die vielen Seufzer, welche sich aus dem beklemmten Herzen so vieler Tausenden hervordrängen, und verlange nicht, daß du von dem frey bleibest, was eine weise Vorsicht mit dem menschlichen Leben zu verknüpfen für nöthig fand.

Leiden, sagt zweytens unsere heilige Religion, Leiden dienen unter der Regierung eines gütigen und allmächtigen Vaters im Himmel dir zum Besten. Sind sie Folgen deiner Sünden, so bedienet sich Gott ihrer, um dich von deinen Sünden zu heilen. Die Aerzte verordnen in mancher Krankheit eine Aderlasse, um den Patienten zu heilen; so muß auch Gott oft eine Wunde schlagen, um die Krankheiten der Seele zu heilen; so heilt er Ueppigkeit durch Armuth, Hochmuth durch Verachtung. Des Leibes Wehe ist hier der Seele Wohl. Sind sie unverschuldet, so gibt dir Gott durch sie Gelegenheit, Geduld, Gelassenheit und manche andere schöne Tugend zu üben, Gelegenheit zu lernen, daß es kein dauerhaftes Glück, kein reines Vergnügen auf Erden

den gebe, daß deine Wünsche und Hoffnung auf höhere, auf bessere und unvergängliche Güter des Geistes gehen müsse, Gelegenheit zu lernen, ob deine Tugend eine wahre Tugend sey, ob sie auch die Leidensprobe aushalte, wie das echte Gold die Feuerprobe aushält.

Leiden, sagt drittens unsere heilige Religion, Leiden dieser Zeit sind der Herrlichkeit nicht werth, die an uns soll offenbar werden, Röm. 8, 18. Auf Leid folgt Freude, auf Arbeit Ruhe, auf Kampf Triumph und Sieg, auf ein mühevolles kurzes Erdenleben folgt eine selige Unsterblichkeit.

Das sagt, das lehret uns unsere heilige Religion, daran sollen wir bey unabänderlichen Leiden denken, damit uns beruhigen und trösten. Und sind diese Wahrheiten nicht trostreich genug? Sind sie nicht die Quelle alles Trostes? Sollten wir bey ihrer Betrachtung das durch Leiden gebeugte Haupt nicht aufrichten?

Schluß. So werdet also nicht trostlos, nicht kleinmüthig, m. L.! wenn euer Lebensschiff vom Ungestüme des Meeres, von Wind und Wellen, ich meine von den Leiden des Lebens hin- und hergetrieben wird! Betrachtet die Wunde, welche euch etwa geschlagen wird, nicht durch ein Vergrößerungsglas, damit ihr sie nicht für unheilbar haltet! Leget eure Hände nicht müßig in den Schooß, sondern fraget: Wie ist zu helfen? Auch das schwerste Kreuz kann erträglicher gemacht werden, und für geringe Leiden liegt oft das Mittel in der Nähe: ermannet euch im Unglücke und brauchet es! Brauchet es, und ehe ihr es glaubet, wird die Trauerwolke vorübergehen, und die Glückssonne wieder über euerm Haupte lachen!

Geht sie aber nicht vorüber die Trauerwolke; sind eure Leiden durch nichts zu heben; so flüchtet in die Arme eurer Religion, und höret ihre Tröstungen! Sie ist der Hafen, in dem jeder am Ende Erquickung, Ruhe und Sicherheit findet. Amen.

Am Pfingstmontage.

Welches die Werke des Fleisches, und welches die des Geistes Gottes und Christi seyen.

Text.

Die Früchte des Geistes sind: Liebe, Freude, Friede, Nachsicht, Gefälligkeit, Wohlwollen, Redlichkeit, Sanftmuth und Mäßigkeit, Gal. 5, 22.

Mächtig wirkte der Geist Gottes auf die Apostel, unbegreiflich sind für uns die Wirkungen, welche er in ihnen hervorbrachte. Diese außerordentlichen Wirkungen waren damahls aber auch nothwendig. Denn als Jesus die Welt verließ, war seine Heil bringende Lehre noch nicht weit umher verbreitet, auch war sie noch nicht bleibend gegründet. Das Licht des Evangeliums war gleichsam erst aufgegangen, seine Strahlen brauchten aber noch Zeit, bis sie die

Finsternisse der Unwissenheit durchdrangen, und die blinde Welt erleuchteten.

Was in Hinsicht der Verbreitung und Begründung der christlichen Lehre noch nicht gethan war, das sollte jetzt, nach dem Hingange Jesu, durch die Apostel geschehen. Sie sollten das Werkzeug seyn, wodurch das Evangelium in der Welt verbreitet und begründet würde. Dazu waren sie aber noch keine ganz brauchbare Männer. Ihr Verstand war selbst noch nicht in den wahren Sinn der Lehre Jesu eingedrungen, und ihr Herz nährte noch irdische Wünsche und Hoffnungen. Sollten sie die Verbreiter einer ganz geistigen Religion seyn, so mußten sie selbst noch einen ganz andern Geist empfangen.

Und diesen ganz andern Geist empfingen sie auch wirklich. Sie wurden alle mit dem heiligen Geiste erfüllet, sagt die Apostelgeschichte 2, 4. Sie waren auf ein Mahl ganz andere Männer, als sie vorher waren. Vorher gingen ihre Hoffnungen aufs Irdische, jetzt suchten sie nur das Himmlische, vorher waren sie furchsam und verzagt, jetzt waren sie ohne Menschenfurcht und beherzt. Man merkte es ganz deutlich, daß sie jetzt ein ganz anderer Geist regiere.

Nun ist das Christenthum in der Welt verbreitet und unerschütterlich gegründet, nun sind die außerordentlichen Wirkungen des Geistes Gottes nicht mehr nothwendig. Aber wenn das auch ist, wenn die außerordentlichen Wirkungen des Geistes Gottes auch aufhören, so muß doch jetzt noch und immerhin ein göttlicher Geist unter den Christen wehen, und sich bey ihnen durch gewisse Werke offenbaren; denn wo der Geist Gottes nicht wehet, da ist kein Christenthum. Wehet denn noch der Geist

Gottes unter uns, oder ist er von uns gewichen? Wehe uns, wenn er uns verlassen hat!

Dem Geiste Gottes und Christi wird der Geist der Welt, den Werken des Geistes Gottes und Christi werden die Werke des Fleisches entgegengesetzt. Ob der Geist Gottes noch unter uns wehe, oder nicht, das können wir an unsern Werken erkennen. Andere Werke sind die Werke des Geistes, und andere Werke sind die Werke des Fleisches. Welches sind die Werke des Fleisches, und welches die Werke des Geistes Gottes und Christi? Nun sehet diese Werke will ich euch heute kennen lehren

Ich will euch zeigen:

1) Welches die Werke des Fleisches,
2) Welches die Werke des Geistes Gottes oder Christi seyen.

Seyd aufmerksam.

I.

Die heilige Schrift setzet die Welt und das Christenthum, das Fleisch und den Geist einander entgegen, und ermahnet uns, der Welt und dem Fleische abzusterben, vom Geiste uns regieren zu lassen, und Christo zu leben. Es lehret uns auch die Werke des Fleisches kennen, und warnet uns vor ihnen. Die Werke des Fleisches sind bekannt, sagt Paulus. Sie sind: Hurerey, Ehebruch, Unlauterkeit und Unzucht. Sie sind: Abgötterey, Zauberey, Feindschaft, Eifersucht, Zorn, Zwietracht, Uneinigkeit, Parteygeist. Sie sind: Neid,

Todtschlag, Trunkenheit, Schwelgerey und dergleichen. Gal. 5, 19 — 22.

Deutlich und bestimmt gibt uns also die heil. Schrift die Werke des Fleisches an. Wer also dem Laster der Unkeuschheit sich ergibt, wer sein Herz von Gott hinweg und zu den Geschöpfen wendet, wer dem Zorne sich überläßt und Uneinigkeit stiftet, wer seinen Nächsten um sein besseres Glück beneidet, oder ihm am Leben schadet, wer der Trunkenheit und Schwelgerey ergeben ist, der verübt die Werke des Fleisches, in dem lebt und webt der Geist Gottes nicht, der h. Geist, der Geist Christi hat ihn verlassen, der ist also auch kein Christ, und wenn er auch den Nahmen Christ trägt, denn wer den Geist Christi nicht hat, der ist auch kein Christ.

Daß in einem Menschen, welcher diese Werke thuet, diese Laster verübet, der Geist Gottes nicht lebe und webe, daß ihn der Geist Christi verlassen habe, daß ist offenbar. Der Geist Gottes ist ein Geist der Heiligkeit, welcher das größte Mißfallen an allem Bösen hat. Der Geist Christi ist ein Geist der Reinigkeit, der Liebe, des Friedens, der Sanftmuth und der Mäßigkeit. Unmöglich kann also in einem solchen Menschen der Geist Gottes und Christi seyn.

Daß also in vielen Christen der Geist Gottes, der Geist Christi nicht mehr lebe und webe, daß er von ihnen gewichen sey, ist ebenfalls offenbar. Sehet nur auf ihre Werke, sind sie nicht die Werke des Fleisches? Sehet, wie sie ihren Lüsten nachgehen, wie sie geil sind in ihren Blicken, unverschämt in ihren Worten, unkeusch in ihren Handlungen! Sehet, wie sie jahrelang mit ihren Nächsten in Feindschaft leben, wie sie auf Rache denken, und keine

Beleidigung vergeben können! Sehet, wie sie im Zorne toben und rasen, Gott und die Menscheu lästern, und alles mißhandeln, was ihnen nur vor die Augen kommt! Sehet wie sie es darauf anlegen, Unfrieden zu stiften, und deu Frieden aus den Häusern zu verjagen! Sehet wie der Neid in ihnen brennet, wie er ihr Gesicht entstellet, und an ihrem Herzen naget, wie sie leiden, wenn es ihrem Nächsten nach Wunsch und Willen gehet, wie sie sich freuen, wenn dessen Wünsche und Absichten vereitelt werden! Sehet, wie sie es gar nicht achten, sich zu berauschen, wie sie sich sogar der Trunkenheit und der Schwelgerey und anderer Laster rühmen! Können diese Christen — doch ich darf sie gar nicht Christen heissen, — können diese Menschen den Geist Gottes, den Geist Christi haben?

O, daß doch von uns alle Werke des Fleisches unterblieben! daß wir doch bedächten, was Paulus sagt, daß diejenigen, welche solche Dinge thun, das Reich Gottes nicht erlangen werden. Gal. 5, 21. Daß wir doch nie vergäßen: Wer auf das Fleisch säet, wird vom Fleische das Verderben ernten. Gal. 6, 8. Wenn wir diese Tage hindurch die Ankunft des heiligen Geistes feyeru, wenn wir hören und vernehmen, wie er in den Aposteln wirkte, welche großen und schönen Werke er durch sie hervorbrachte; so lasset uns auch einen Blick auf unser Inneres werfen, und uns fragen: Welcher Geist lebt und webt in dir? Wie sind deine Werke beschaffen? Sind es nicht Werke des Fleisches? Nicht Werke, welche beweisen, daß der gute Geist, der Geist Gottes und Christi dich verlassen habe, daß er von dir gewichen sey?

Ihr kennet nun die Werke des Fleisches. Lernet jetzt auch die Werke des Geistes kennen.

II.

So wie uns Paulus die Werke des Fleisches kennen lehret, so lehret er uns auch die Früchte, die Werke des Geistes kennen. Die Früchte, sagt er, die Früchte des Geistes sind: Liebe, Freude, Friede, Nachsicht, Gefälligkeit, Wohlwollen, Redlichkeit, Sanftmuth und Mäßigkeit. Gal. 5, 22.

Daß dieses die Werke des Geistes seyen, das sehen wir auch in dem Betragen, in der Denk- und Handlungsweise der Apostel, über die der heilige Geist herabkam. Wie feurig und thätig war ihre Menschenliebe? Wie groß ihre Freude, die Heiterkeit ihres Gemüthes auch unter Verfolgungen, unter Leiden und Tod? Fröhlich, sagt die Schrift, fröhlich gingen sie von dem Angesichte des Rathes hinweg, weil sie würdig geachtet wurden, für den Nahmen Jesu Schmach zu leiden. Apostelg. 5, 41. Wie ernstlich bemüheten sie sich mit jedermann Frieden zu halten? Mit welcher Nachsicht übertrugen sie die erlittenen Beleidigungen? Wie gefällig gegen jedermann, wie wohlwollend gegen alles, was Mensch heisset, wie redlich, oder wie voll Treue und Glauben in ihrem ganzen Benehmen, wie sanft und mäßig waren sie nicht?

Da dieses die Früchte des Geistes sind, da der Geist Gottes und Christi seine Gegenwart durch diese und dergleichen schöne Tugenden offenbaret, so wissen wir also auch in wem dieser Geist lebt und webt. Er lebt und webt in dem Menschenfreunde, welcher Freuden schaf-

fet und Leiden mindert, wo und so viel er kann, welcher sich durch Undank und Grobheit nicht von Liebesdiensten abhalten läßt, welcher auch gegen Fehlende und Irrende noch ein Herz voll Liebe und Wohlwollen behält. Er lebt und webt in dem Friedfertigen, in dem Versöhnlichen, in dem Aufrichtigen und Ehrlichen, in dem Mäßigen, welcher sich nicht im Genusse sinnlicher Ergetzungen vergißt, sondern jeden Sinnengenuß so einrichtet, daß dadurch der freye Geist nicht in seiner Wirksamkeit gestöret werde. Mit einem Worte, er lebt und webt in einem jeden, welcher das Gute liebt, und das Gute thuet.

Und wirklich lebt und webt dieser Geist auch noch unter den Christen. Es gibt noch allenthalben Christen, welche das Gute aufrichtig lieben und nach Kräften thun. Die vielen Anstalten der Obrigkeit zur bessern Bildung der Jugend, zur Verhüthung des Bösen, zur gerechten Bestrafung des Unrechts, die vielen Beyträge zur Unterstützung der im Kriege Verunglückten und anderer Armen und Unglücklichen, welche wir täglich in den Zeitungen lesen, der sichtbare Kampf vieler Jünglinge und Jungfrauen, gegen das Laster der Unzucht, der Eifer vieler Aeltern, Lehrer und Seelsorger, bessere Kenntnisse und Sitten unter den Ihrigen zu verbreiten, dieses alles, und noch manche andere Thatsachen beweisen, daß dieser Geist noch unter uns lebe und webe. Vieles Gute geschieht ingeheim, und wird absichtlich geheim gehalten, und es ist wahr, was ein vortrefflicher Mann sagt: „Das Christenthum hat von jeher jene reinen und stillen Seelen gebildet, die das Auge der Welt nicht suchten, und vor Gott ihr Gutes thaten."

O, möchte doch dieser gute, dieser heilige Geist auch in uns, in uns allen leben und wirken! Möchten alle unsere Werke nicht Früchte des Eigennutzes, des Ehrgeitzes, sondern nur Früchte dieses guten Geistes seyn! Es ist des Menschen höchste Würde, es ist seine vorzüglichste Größe, dieses Geistes fähig, von diesem Geiste beseelet zu seyn! Dieser Geist allein ist es, welcher unsern Werken einen wahren und bleibenden Werth gibt, ohne ihn sind sie alle vor Gott und unserm Gewissen gehaltlos! Wenn wir diese Tage hindurch uns freuen, daß der heilige Geist auf die Apostel herabkam, daß er so mächtig in ihnen wirkte, so lasset uns zugleich nicht vergessen, die Frage an uns zu stellen: Lebt dieser Geist auch in dir? Zeugen deine Werke von seiner Gegenwart? Nicht vergessen, was uns Paulus zurufet: Wandelt im Geiste, Gal. 5, 16.! Nicht vergessen, was dieser Apostel ferner sagt: Wer auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Gal. 6, 8.

Und nun kennet ihr also auch die Werke des Geistes.

Schluß. Die h. Schrift sagt meine Lieben! daß der heil. Geist in uns wohne, 1 Cor. 3, 16.; sie sagt: daß unser Leib ein Tempel des heiligen Geistes sey, 1 Cor. 6, 19.; sie sagt: daß Gott das Unterpfand des Geistes in unsere Herzen gegeben habe, 2 Cor. 1, 22.: ja mit dem Christenthume und durch das Christenthum haben wir den heil. Geist empfangen. Diesen guten, diesen heil. Geist wollen wir also zu erhalten suchen. Nie soll also der Geist der Welt, nie ein niedriger, lohnsüchtiger Geist mehr unsere Herzen in Besitz nehmen. Kein anderer als ein guter, als der Geist

des Christenthums soll in uns, und unter uns leben und wirken. Alle unsere Handlungen sollen nichts anders als Früchte, als Wirkungen dieses heiligen Geistes seyn. Amen.

Am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus.

Petrus und Paulus waren große Sünder, aber auch große Büßer.

Text.

Und Petrus ging hinaus, und weinte bitterlich. Lyk. 22, 62.

Aus seinen vielen Jüngern wählte sich Jesus Zwölfe zu seinen vertrautesten Freunden, die Zeugen von allem dem waren, was er lehrte und that, und die dann hingingen, es allen Völkern zu verkündigen. Sie wurden Apostel, das ist, Abgesandte genannt, auch Bothschafter, weil sie das Evangelium, diese frohe Bothschaft in der Welt umhertrugen. Unter der Zahl dieser zwölf Apostel, war auch Petrus, dessen Andenken wir heute erneuern. Den Paulus hat Christus erst nach seinem Tode zum Apostelamte berufen.

Der Apostel Petrus, auch Simon genannt, war zu Bethsaida, einer Galiläischen Stadt jenseits des

des Jordans, geboren, und ein Bruder des Andreas, von dem er auch zur Nachfolge Jesu geführt wurde. Er wohnte in Kaphernaum, wo er das Fischer-Handwerk trieb, und war eben am See Genesareth beschäftiget, als ihn Jesus zum Predigtamte des Evangeliums berief.

Der Apostel Paulus, vorher Saulus genannt, war zu Tharsus in Cilizien geboren. Er wurde in der Schule eines berühmten jüdischen Lehrers, des Gamaliels, erzogen, und war ein großes Eiferer für das jüdische Gesetz. Auf dem Wege nach Damascus, wohin er eine Reise machte, ward er auf eine wunderbare Weise dem Christenthume gewonnen, und war auch von dieser Stunde an ein warmer Vertheidiger und emsiger Verkündiger desselben.

Wenn wir in die Lebensgeschichte dieser zwey Apostel hinein sehen, so finden wir, daß sie große Sünden begangen, wir finden aber auch, daß sie, nach begangenen Sünden, das wichtige Geschäft der Buße nicht verschoben. So wie sie große Sünder waren, so waren sie auch große Büßer: und sehet, das ist es, worüber wir heute zu unserer Erbauung nachdenken wollen. Ich rede also jetzt von den zwey Aposteln Petrus und Paulus, und zeige:

1) Erstlich, daß sie zwar große Sünder, und
2) Zweytens, daß sie aber auch große Büßer gewesen seyen.

Sammelt euern Geist, und höret mich mit Aufmerksamkeit.

I.

Jesus allein war es, der sich mitten unter seine Feinde hinstellen, sie auffordern, und sagen konnte: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Joh. 8, 46. Das konnten die zwey Apostel Petrus und Paulus nicht sagen. So wie auch der schönste Sommertag nicht ohne trüben Wolken ist, so war auch die schöne Tugend dieser zwey Apostel nicht ohne alle Flecken.

Petrus war ein Sünder, ein großer Sünder. Wer ihn vor der Gefangennehmung Jesus hat reden hören, hätte glauben können, er sey ein Fels, den kein Sturm erschüttern, ein Mensch, dem auch die stärkste Versuchung zur Sünde nichts anhaben könnte. Herr, sprach er zu Jesu, Herr, ich bin bereit, mit dir in den Kerker und in den Tod zu gehen! Luk. 22, 33. So viel traucte er sich zu, so zuversichtlich sprach er von seiner Treue gegen Jesum: aber wie wenig hielt er Wort?

Bald hat es sich gezeigt, daß er ein schwaches Rohr sey, daß vom Winde hin und her getrieben wird, und kein Fels, der unerschütterlich stehet. Die schwache Stimme einer Magd hat seinen Tugendbau erschüttert, und umgeworfen. Eine Magd sprach die Paar Worte zu ihm: Und du, du warest auch bey Jesus von Nazareth! und all' sein Muth war auf ein Mahl dahin. Ich, sprach er ganz erschrocken, ich kenne diesen Menschen nicht. Drey Mahl verläugnete er Christum, zuletzt schwur er noch hoch und theuer, daß er ihn gar nicht kenne. So gröblich hat sich Petrus gegen die Wahrheit und die Treue, die er seinem Herrn und Meister versprach, versündiget.

Auch Paulus war ein großer Sünder. Schon als Jüngling, verführt vom falschen und unsinnigen Religionseifer, fing er an, seine Hände gleichsam in dem Blute der unschuldigen Christen zu waschen. Er hat in den Tod des heil. Stephanus eingewilliget, Apostelg. 7, 59. Er stand bey dessen Steinigung dabey, und hüthete die Kleider derer, welche ihn tödteten, Apostelg. 22, 20. Er bath sich, nachdem er größer ward, aus Haß und Abneigung gegegen das Christenthum, vom jüdischen Rathe Vollmachtsbriefe an die Synagoge nach Damascus aus, Kraft deren er alle, welche die Lehre Jesu bekannten, gebunden nach Jerusalem schleppen durfte. Apostelg. 8. Er gestand dieses alles selbst. Wir wollen ihn nur einmahl reden hören.

Ich, schreibt er, ich bin gar nicht würdig, ein Apostel genennt zu werden; denn ich habe die Kirche Gottes verfolgt; ich war ein Lästerer, ein Verfolger, ein Schmäher, u. s. w. 1 Timoth. 1, 13. Ich habe diese Lehre bis auf den Tod verfolgt, indem ich Männer und Weiber fesselte, und in das Gefängniß lieferte, Apostelg. 22, 4. Ich habe die Kirche Gottes über die Maßen verfolgt, und sie verheeret, Gal. 1, 13.— So ein großer Sünder war Paulus. Er war, wie der heil. Augustin sagt, ein Wolf, der die Christen zerriß. Mit Feuer und Schwert wollte er den christlichen Nahmen von der Erde vertilgen.

Sind wir nicht auch große Sünder, meine Lieben? Schauen wir einmahl in unser bisheriges Leben zurück, und prüfen wir unsere Denk- und Handlungsweise. Handelten wir nie gegen die dem Nächsten schuldige Liebe? Waren wir nie ungerecht, nie hart und feindselig, nie voll Neid

und Mißgunst? Haben wir nie uns selbst entehret? Nie uns selbst geschändet durch schamlose Begierden, schändliche Worte, durch niederträchtige und thierische Handlungen! O, wer aus uns wird nicht erschrecken, wenn er sich den Spiegel der Gebothe Gottes vorhält, in welchem ihm sein Gewissen das Register seiner vielen und großen Vergehungen zeiget? — Wenn wir aber große Sünder sind, sind wir denn auch, wie Petrus und Paulus, große Büßer? Denn diese zwey Apostel waren nicht nur große Sünder, sie waren auch große Büßer.

II.

Petrus und Paulus waren nach begangenen Sünden große Büßer. Was heißt Buße thun? Nicht war, es heißt, das begangene Böse verabscheuen und hassen; es heißt sich bessern, das verübte Böse nicht mehr, sondern statt seiner das Gute, das, was Recht und Pflicht gebeut, üben und thun.

Und wenn denn das Buße thun heißt, so war Petrus gewiß ein großer Büßer. Mit dem größten Abscheue sah er auf seine begangene Sünde zurück. Kaum hatte das Hahnengeschrey ihn an seine Untreue erinnert, kaum hatte ihm Jesus einen bedeutenden Blick hingeworfen, so zerfloß sein Auge in bittere Thränen. Petrus ging hinaus, und weinte bitterlich, sagt die Schrift. So sehr ging ihm jetzt sein Fehltritt zu Herzen.

Dabey, bey bloßer Reue und fruchtlosen Thränen ließ er es aber nicht bewenden. Hatte er vorher seine Pflicht verletzet, so suchte er sie jetzt desto eifriger zu erfüllen. Er hatte Christum verläugnet,

jetzt bekannte er ihn an allen Orten, vor Fürsten und Königen, unter Feinden und Verfolgungen, und nicht zufrieden damit, lebte er jetzt nur dafür, seinem Herrn und Meister treue und rechtschaffene Anhänger zu gewinnen. Mit Nachdruck predigte er das Evangelium Jesu Christi allenthalben, in vielen und großen Ländern, mit Eifer ergriff er die Feder, um in Briefen abwesende Christen in der Lehre des Herrn mehr zu unterweisen und zu befestigen, mit christlichem Heldenmuthe both er endlich selbst dem Tyrannen, dem Kaiser Nero zu Rom, seinen Leib zur Kreuzigung dar. So hat Petrus Buße gethan.

Und so hat auch Paulus Buße gethan. Ein Wort: Saul, Saul! was verfolgst du mich? stimmte auf ein Mahl seine ganze Seele um. Er war jetzt nicht mehr der Feind, der größte Freund der Christen war er jetzt. Hatte er vorher Christum verfolgt, so war er jetzt dessen eifrigster Diener. Er both alle seine Kräfte auf, die Lehre des Evangeliums in der Welt zu verbreiten. Aus Liebe zu Christo war ihm nichts zu schwer, kein Kreuz, keine Leiden. Mit ganzem Herzen hing er an Jesu Lehre. Christus ist mein Leben, und Sterben, mein Gewinn, sagte er, 1. Phil. 1, 12. Er schrieb 14 Briefe zum Besten der Christen, und kein anderer Apostel that so viel zur Verbreitung der heilsamen Lehre Jesu Christi, wie er. Auch er both, aus Liebe zum Christenthume, unter der Regierung des Kaisers Nero, dem Henker seinen Kopf zur Enthauptung dar. So ein großer Büßer war also auch Paulus, nie vergaß er jetzt seine Pflicht mehr, alles that er, um seine begangenen Sünden wieder gut zu machen.

Wir sind auch große Sünder, sind wir denn auch große Büßer? Verabscheuen wir von ganzem Herzen unsere begangenen Sünden? Thun wir alles, um das verübte Böse, so viel als möglich ist, wieder gut zu machen? Sind wir jetzt desto eifriger, desto unermüdeter in der Erfüllung unserer Pflichten? O, lasset uns nicht selbst täuschen! Lasset es uns nur gestehen, wir sind, wie Petrus und Paulus, große Sünder, aber wir sind nicht wie sie, große Büßer! Die Buße, eine wahre und aufrichtige Besserung liegt uns wenig am Herzen! Wir leben in unserer Gedankenlosigkeit, und in unserm Leichtsinne so fort, und glauben, eine Beicht ablegen, eine Reueformel hersagen, wäre schon Buße, Buße genug für unsere begangenen vielen Sünden! Wir bleiben immer die alten Menschen, die alten Flucher, die alten Trunkenbolde, die alten Lügner und Betrieger! Was wir sonst gethan haben, thun wir täglich wieder, auch nicht einen einzigen Fehler legen wir ab!

Schluß. Lasset uns, meine Lieben! ach! lasset uns doch einmahl einsehen, was uns allen Noth ist, lasset uns, weil wir alle auch große Sünder sind, einmahl wahre, ernstliche Buße thun! Was hilft all' unser Bethen, all' unser Kirchengehen, all' unser Feyertage halten, wenn wir dabey immer den Weg der Sünde fortgehen, und keine anderen, keine besseren Menschen werden! Gott verwirft all' unser Bethen, all' unser Rufen zu ihm und den Heiligen, wenn wir uns nicht bessern, und dann mit reinem Herzen zu ihm rufen! — So wollen wir denn, weil wir, wie Petrus und Paulus, große Büßer seyn. Eine wahre, aufrichtige und ernstliche Buße wollen wir wirken. — Amen.

Am Feste Mariä Heimsuchung.

Was man thun müsse, damit man das Zutrauen und die Liebe seiner Blutsfreunde und Anverwandten nicht verliere.

Text.

In diesen Tagen machte sich Maria auf, und ging eilfertig über das Gebirge in die Stadt Juda, trat in das Haus des Zacharias, und grüßte die Elisabeth. Luk. 1, 39, 40.

Maria wohnte zu Nazareth, und hatte an Elisabeth eine Baase. Diese wohnte mit ihrem Manne Zacharias auf dem Gebirge Juda, wahrscheinlich in der Priesterstadt Hebron, welche vorzugsweise die Stadt genannt ward, und beyläufig zwölf Meilen von Nazareth entfernt lag. Zu dieser ihrer Baase, wie uns das heutige Evangelium erzählet, kam Maria auf einen Besuch. So bald sie vom Engel die frohe Bothschaft erhalten hatte, daß sie die Mutter des Weltheilandes werden würde, machte sie sich auf den Weg, ging über die gebirgigte Gegend auf der Mittagsseite von Jerusalem und Palästina, und langte bey Elisabeth an. Sie grüßte sie herzlich, erzählte ihr, welches große Glück ihr widerfahren sey, freute sich mit ihr über das Glück, welches auch sie in ihrem Alter noch erlebt hatte, hielt sich bis drey Monathe in ihrem Hause auf, und

kehrte dann von ihr wieder nach Nazareth in ihre Heimath zurück.

Maria war also eine liebevolle und gefällige Freundinn. Sie war nicht bloß eine sittsame und reine Jungfrau, nein! sie war auch eine wahrhaft gute und zärtliche Freundinn. Groß war ihre Liebe zu ihrer Baase. Ohne diese große Liebe zu ihr, würde sie eine so ziemlich weite und beschwerliche Reise nicht unternommen, sie nicht so herzlich gegrüßet haben, und nicht so lange bey ihr geblieben seyn.

Elisabeth war aber auch eine Baase, die es mit Maria recht gut meinte. Sie freute sich über ihre Ankunft. Sie nahm herzlichen Antheil an dem ihr widerfahrnen Glücke, und nannte sie deßwegen die glücklichste unter den Weibern. Sie pries sie selig, weil sie der Aussage des Engels sogleich Glauben beygemessen hatte. Selig bist du, sagte sie zu ihr, daß du geglaubet hast.

Ist es nicht schön, meine Lieben! wenn Blutsfreunde, wenn Geschwister und Anverwandte einander so zärtlich lieben, einander heimsuchen und sich wechselseitig freuen, wenn ihnen ein Glück widerfährt? Wie vortrefflich, wie erwünscht ist es, wenn Brüder — Freunde und Anverwandte in Liebe und Eintracht beysammen wohnen, sagt die heil. Schrift, 132. Ps. Alle, die durch die Bande des Blutes und der Verwandtschaft zusammen hangen, sollten also einander eben so lieben, wie Maria und Elisabeth einander liebten, sollten mit einander in dem süßen Einverständnisse leben, in welchem Maria und Elisabeth mit einander lebten. Die Natur flößet uns schon eine zärtliche Neigung gegen Blutsfreunde, gegen Aeltern und Geschwister und jene, die

mit ihnen in Verbindung stehen, ein, diese Neigung sollten wir unterhalten und nähren, und das um so mehr, weil es uns die christliche Religion zur Pflicht machet, Blutsfreunde und Anverwandte vorzüglich zu lieben. Aber daran lassen es heut zu Tage gar viele fehlen. Nicht selten sieht und erfährt man es, daß Brüder und Schwestern, Freunde und Anverwandte mit einander hadern und zanken, und die größten Feindseligkeiten gegen einander ausüben. Das ist schändlich. Wenn ich aber sehe, wie sich viele gegen ihre Blutsfreunde und Anverwandte betragen, so wundere ich mich nicht, daß sie die Liebe und das Zutrauen derselben verlieren, und mit ihnen in Zwistigkeiten gerathen. Eine üble Begegnung bringt die Gemüther gegen einander auf.

Ich will euch heute zeige, was man thun müsse, um die Zuneigung, die Liebe und das Zutrauen seiner Blutsfreunde und Anverwandten nicht zu verlieren. Man muß

1) Blutsfreunden und Anverwandten höflich und gefällig begegnen,
2) Keine unbilligen Forderungen an sie machen, und
3) Sich nicht, wenn man mit ihnen zu thun hat, vom Eigennutze regieren lassen.

Möchte ich doch so glücklich seyn, und durch meine Rede unter Freunden und Verwandten Frieden und Eintracht stiften!

I.

Jeder Mensch fühlt seinen Werth, schätzt und liebt sich, und verlangt, daß ihn andere mit Ach-

tung und Anstand begegnen. Sein Herz neigt sich zu jenen hin, welche ihm Ehre und Hochachtung erweisen, von den Groben und Ungefälligen aber wendet es sich hinweg. Nichts vergißt es später, und nichts verzeiht es weniger, als die von andern erlittenen Grobheiten. Und nun schauet einmahl auf Geschwister, auf Blutsfreunde und Anverwandte hin, und sehet, wie schimpflich und verächtlich sie einander öfters behandeln!

Man braucht nicht viele Häuser, in welchen Geschwister sind, zu durchwandern, um die traurige Erfahrung zu machen, daß diese sich, nicht wie es seyn soll, sondern recht unartig gegen einander betragen. Brüder schelten ihre Schwestern, und Schwestern schimpfen ihre Brüder. Das und jenes werfen sie einander vor, und da gibt es keine Fluch- und Schimpfworte, welche sie nicht im Zorne gegen einander ausstoßen. Sie haben deren immer eine Menge in Bereitschaft, und sie sind so roh, niedrig und schändlich, daß ich diesen Ort entheiligen würde, wenn ich nur eines derselben anführte, und über meine Lippen kommen ließ. Ihre Lieblosigkeit ist oft so groß, daß sie sogar fähig sind einander zu schlagen. Wie Kain seinen Bruder Abel, wie Esau den Jakob, und wie die Söhne Jakobs ihren Bruder Joseph behandelten, nicht viel besser behandeln heut zu Tage einander manche Geschwister. Sie übersehen einander nichts mit Liebe. Sie stellen einander nichts in Güte vor. Nachsicht, Sanftmuth, Schonung sind ihnen fremde Worte, Neid, Zorn und Grobheit aber kennen sie besser.

Und so begegnen auch andere Blutsfreunde und Anverwandte einander. Die Schwiegerältern tadeln alles an ihren Schwiegersöhnen und Schwieger-

töchtern, und diese sehen auf jene mit Verachtung hin, geben ihnen selten ein gutes Wort, und reichen ihnen das, was ihnen gehört, mit Verdruß und Widerwillen. Besonders übel aber begegnet oft der Mann den Geschwistern seiner Frau, und die Frau den Brüdern oder Schwestern ihres Mannes, wenn sie diese bey sich im Hause haben müssen. Bey einer solchen Behandlung muß die Bruderliebe in Haß, die Zuneigung in Abneigung, die Freundschaft in Feindschaft übergehen.

Es ist ein grosses Glück für uns, die Liebe und das Wohlwollen unserer Blutsfreunde und Anverwandten zu besitzen. Sie sind, wenn sie uns lieben, unsere besten Gefährten auf der Reise durch dieses Leben, unsere Rathgeber in zweifelhaften Fällen, unsere Tröster in Betrübnissen, unsere Helfer in der Noth, und daß sind sie um so mehr, wenn sie mit uns in einem Hause und in einem Dorfe wohnen. Ein treuer Freund, sagt der weise Sirach, 6, 14 — 17., ist eine starke Schutzwehr, und wer ihn gefunden hat, der hat einen Schatz gefunden. Mit einem treuen Freunde läßt sich nichts vertauschen, und sein Werth wird durch nichts aufgewogen. Ein treuer Freund ist Balsam des Lebens. Das sagt der weise Sirach, und er hat recht. Ohne Freundschaft wäre unser Leben ohne Freude und Genuß. Unser Glück würde uns nicht freuen, wenn wir es nicht mit einem Freunde theilen könnten. Unser Unglück würde uns unerträglich werden, wenn nicht ein theilnehmender Freund Balsam in unsere Wunden göße. „Ein Freund ist uns nothwendiger als Feuer und Wasser," sagt ein Weiser des Alterthums. Wenn ein Freund so viel werth ist, sollten wir nicht alles thun, um die Freund-

schaft und Liebe jener zu erhalten, mit denen uns schon die Natur näher verbunden hat?

Wollen wir aber die Liebe und das Zutrauen unserer Geschwister, Freunde und Anverwandten besitzen, wollen wir, daß sie an unserm Wohle und Wehe Antheil nehmen; so müssen wir ihnen mit Achtung und zuvorkommender Gefälligkeit begegnen. Sie müssen sehen, daß wir sie lieben, vor andern auszeichnen und lieben, wenn sie uns lieben sollen. Sie haben mehr Anspruch auf unser Herz als Fremde. Sehen sie, daß wir ihnen Fremde vorziehen, diesen höflich und gefällig, ihnen aber wild und ungestüm begegnen, so werden sie uns verachten. Selbst das, was uns an ihnen mißfällig ist, müssen wir ihnen nie anders, als mit Gelassenheit und Sanftmuth vorhalten. Möchte doch, mein Lieber, zwischen mir und dir, meinen und deinen Hirten kein Zank und Streit seyn, da wir Blutsfreunde sind. 1 Moses 13, 8. So sanft, so gelassen redete Abraham mit seinem Vetter Lot, als zwischen ihren Hirten Streitigkeiten entstanden. Wir sind ja Brüder, wir sind ja Blutsfreunde, wir sind ja Vettern: in einem solchen Tone, der lieblicher als Harfen klinget, sollen wir auch mit unsern Freunden und Verwandten sprechen. Nie müssen wir uns bittere Ausfälle gegen sie erlauben: diese versäuern das Blut, und werden lebenslänglich im Gedächtnisse und im beleidigten Herzen aufbewahret. Ein Schimpfwort vermindert schon das Feuer der Liebe, welches in den Herzen unserer Geschwister und Freunde für uns brennet, mehrere löschen es allmählig ganz aus. Begegnen sie uns auch einmahl rauh und hart, so müssen wir ihnen nicht wieder rauh und hart, sondern gelinde und liebevoll begegnen.

Eine sanfte Antwort wendet Zorn ab, einr Rede, die schmerzt, erregt den Zorn noch mehr, sagt der weise Salomon, Sprichw. 15, 1. Und der Weltweise Pythagoras sagt: „Lösche das Feuer nicht mit dem Schwerte aus."

Und das wäre also das erste, was wir gegen Blutsfreunde und Anverwandte thun sollen; wir sollen ihnen höflich und gefällig begegnen. Das andere ist: wir sollen keine unbilligen Forderungen an sie machen.

II.

Es ist Pflicht für uns, alle Menschen zu lieben. Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, sagt der Heiland, Matth. 22, 39., und Paulus sagt, daß der, welcher das Geboth der Liebe erfülle, das ganze Gesetz erfülle. Die Liebe ist die Fülle des Gesetzes, schreibt er, Röm. 13, 10. Wenn aber auch unsere Menschenliebe allgemein seyn soll, so soll sie sich doch vorerst und besonders an jenen thätig beweisen, mit welchen wir durch unsere Geburt und unsere Schicksale in gewisse Verbindung gesetzt worden sind, an unsern Aeltern, Kindern, Freunden und Verwandten. „Es ist ein großer Fehler, sagt ein „vortrefflicher Mann, uns in entfernten Beziehun„gen Pflichten aufzulegen, und die in den nächsten „und natürlichsten zu versäumen: unsere Verwand„ten, Freunde, die durch Amt und Umstände mit „uns verbundenen Personen zu vernachlässigen, und „unter Fremden nützlich seyn zu wollen. Dieß letz„tere, setzt er hinzu, kann in gewissen Fällen recht „seyn, für Leute von großen Kräften — aber für „das Wohl der Menschen überhaupt, und in den

„meisten Fällen, ist es am zuträglichsten, daß jeder „bey den Personen anfange Gutes zu thun, welche „ihm die näheſten sind.“ Unsere Blutsfreunde, Freunde und Anverwandte haben also das erste Recht auf unsere Liebe, sie können vor andern Dienste und Gefälligkeiten von uns fordern.

Und so wie sie das erste Recht auf unsere Liebe haben, so haben umgekehrt auch wir ein größeres Recht auf ihre Liebe, als Fremde. Wir dürfen mehr von ihnen verlangen, als Fremde von ihnen verlangen dürfen. Allein, wenn dieses auch ist, so dürfen wir doch keine unbilligen Forderungen an sie machen. Ich darf als Kind nicht von meinen Aeltern verlangen, daß sie mich ihren andern Kindern vorziehen, und mehr an mir, als an ihnen thun sollen. Ich darf als Bruder nicht von meinen Geschwistern verlangen, daß sie, weil ich gern ruhig und müßig seyn möchte, das für mich thun sollen, was ich selbst thun kann. Ich darf nicht von meinen Anverwandten eine Unterstützung verlangen, die ihre Aeltern oder Kinder nöthig haben. Ich darf nicht von ihnen verlangen, daß sie eine Arbeit für mich verrichten sollen, zur Zeit, da sie alle Hände voll Arbeit für sich zu verrichten haben. Ich darf nicht verlangen, daß sie mir ihr Vieh und Geschirr, oder sonst etwas lehnen sollen, was sie gerade jetzt zum eigenen Gebrauche nöthig haben.

Und doch machen viele solche Forderungen an ihre Freunde und Anverwandte. Viele meinen, ihre Geschwister, Freunde und Verwandte müßten jederzeit, und in allen Fällen zu ihren Diensten bereit stehen. Sie meinen, diese dürfen ihnen nichts abschlagen, nichts verweigern. Wie oft fordern Kinder von ihren Aeltern eine solche Kost und solche

Kleider, die sie ihnen, ohne ihr Vermögen zu sehr zu schwächen, nicht geben können? Wie oft fordern auch Aeltern von ihren Kindern das, was diesen zu geben zu wehe thun muß? Wie oft fordern Geschwister von ihren Geschwistern Arbeiten, die sie selbst verrichten können? Wie oft verlangen Anverwandte Dinge von uns, die wir ihnen ohne große Zeitversäumniß, ohne saure Gänge, und ohne zu beträchtlichen Kosten-Aufwand nicht gewähren können? Jakob forderte, daß ihm sein Bruder Esau für eine geringe Speise das Recht der Erstgeburt, mit dem in den damahligen Zeiten große Vortheile verknüpft waren, abtreten sollte: war das keine unbillige Forderung? Und so unbillig sind öfters die Forderungen, welche Geschwister an Geschwister, Freunde an Freunde, Verwandte an Verwandte thun. Solche Forderungen erregen in unsern Freunden und Verwandten Unwillen, und es ist kein Wunder, wenn sie uns deßhalb abgeneigt werden, und jetzt weniger an uns thun, als sie würden gethan haben, wenn wir nicht so ungestüm und unbillig gehandelt hätten.

Wollen wir also mit unsern Freunden und Verwandten in Eintracht leben, wollen wir ihre Zuneigung und ihr Wohlwollen nicht verlieren, so müssen wir nichts Unbilliges von ihnen verlangen. Was wir selbst thun können, müssen wir nicht von ihnen fordern. Was sie selbst brauchen, müssen wir ihnen nicht abdringen. Was ihnen viele Mühe machet, sie große Anstrengung und Opfer kostet, damit müssen wir sie verschonen. „Wenn ich in der Lage meiner Freunde und Anverwandten wäre, was würde, was könnte ich da thun, ohne daß es mir zu schwer und lästig fiele?“ So müssen wir uns fragen, und nach der Antwort auf diese Frage

unsere Forderungen an unsere Freunde und Anverwandten als billig oder unbillig bemessen. Denn die Regel heißt: was du nicht willst, daß dir andere thun sollen, daß thue ihnen auch nicht. Tob. 4, 16.

Drittens sollen wir uns nicht, wenn wir mit unsern Freunden und Verwandten zu thun haben, vom Eigennutze beherrschen lassen.

III.

So lange wir in dieser Welt leben, so lange brauchen wir auch die Güter dieser Welt. Wir brauchen sie zu unserer Nothdurft, zu unserer Bequemlichkeit und zu unserem Vergnügen, wir dürfen sie also auch suchen und lieben. Wir sollen sie aber nicht zu sehr lieben, und nicht mit zu großer und brennender Begierde suchen, weil wir sonst der Gefahr ausgesetzt sind, ungerecht zu werden, und auf höhere Güter, auf Tugend und Rechtschaffenheit zu vergessen. Suchet nicht Schätze auf Erden, sagt Jesus, suchet jene Güter nicht mit zu großer Begierde, welche der Kornwurm frißt, und welchen die Diebe nachgraben und sie stehlen, Matth. 6, 19. Und Paulus sagt, daß man die zeitlichen Güter so gebrauchen solle, als gebrauche man sie nicht, man soll nähmlich bey ihrem Gebrauche nie vergessen, daß wir sie nicht gar lange besitzen werden, 1. Kor. 7, 31. Habsucht, Geitz und Eigennutz sollen nie von unserm Herzen Besitz nehmen.

Wirklich lieben aber viele Menschen die Güter dieser Welt zu sehr: sie sind habsüchtig, sie sind geitzig und lassen sich vom Eigennutze regieren. Mit solchen

solchen umzugehen, ohne Verdruß zu erleben, ist kaum möglich. Sie sehen nur auf ihren Nutzen, und nicht auch, wie es doch der Apostel ausdrücklich verlangt, auf den Nutzen des andern, 1 Kor. 10, 24. Sie sehen nur Betrug und Verkürzung ihres Vortheils. Sie glauben immer, sie bekämen zu wenig, andere zu viel, sie müßten mehr geben und bezahlen, und andere weniger. Wer mit solchen Menschen Geschäfte und Umgang aufheben kann, thut am besten, wenn er es so machet.

Blutsfreunde und Anverwandte können das nicht thun. Gewöhnlich haben sie am meisten mit einander zu schaffen. Geschwister haben das älterliche Vermögen mit einander zu theilen. Kinder haben gemeinschaftlich ihre alten Aeltern zu ernähren. Anverwandte erben öfters das hinterlassene Vermögen einer Base oder eines Vetters. Wie werden sie dabey mit einander zurecht kommen, wenn sie habsüchtig und eigennützig sind?

Wie sie dabey mit einander zurecht kommen, lehr die Erfahrung. Selten gehen Theilungen ohne Zänkereyen aus. Gemeiniglich wird bey diesen der Grund zu kostspieligen Prozessen und lebenslänglichen Feindschaften gelegt. Jedes möchte gern noch mehr haben, und jedes glaubt, daß die andern den Vortheil auf ihrer Seite hätten. Daran ist der leidige Eigennutz Schuld.

Wollen wir mit unsern Geschwistern, Freunden und Verwandten friedlich auskommen, wollen wir uns ihnen nicht gehässig, und sie uns nicht zu Feinden machen, so müssen wir über unser Herz wachen, damit es nicht der Geist des Eigennutzes und der Habsucht beschleiche. Wir müssen ihnen ihren Antheil gönnen, und denken, daß sie gleiche

Rechte mit uns haben. Wir müssen eher auf einen Vortheil Verzicht thun, als den Frieden mit ihnen brechen. Willst du links, so will ich rechts; willst du aber rechts, so will ich links ziehen: so sprach der friedfertige und uneigennützige Abraham zu seinem Vetter Lot, 1 Mos. 13. 9. Wem gefällt diese Sprache nicht? Ist sie nicht die Sprache des uneigennützigen Mannes? Würden nicht tausend Streitigkeiten, Zänkereyen und Feindschaften unterbleiben, wenn alle Brüder, alle Vettern und Basen so uneigennützig wären, wie Abraham? Und so uneigennützig sollen wir denn alle seyn. „Willst du dieses, so behalte ich jenes, willst du jenes, so nehme ich dieses.“ Gewiß, wenn einmahl alle Freunde und Verwandte so uneigennützig denken, dann wird bald mehr Eintracht, mehr Liebe und Zutrauen unter ihnen anzutreffen seyn!

Schluß. Und nun, m. L.! frage ich noch einmahl: Ist es nicht schön, wenn Blutsfreunde, wenn Geschwister und Anverwandte es, wie Maria und Elisabeth, so gut mit einander meinen? Schauet hin auf das Bildniß Mariä: Ist uns diese Jungfrau nicht auch deßhalb so liebenswürdig, weil sie eine so zärtliche und redliche Freundinn war? Versehet euch in Gedanken in das Haus des Zacharias und der Elisabeth, und saget mir: Ist eine solche Wohnung, in welcher Freunde zusammen kommen, und so in Liebe und Eintracht beysammen leben, nicht ein ehrwürdiger Tempel, nicht ein Himmel auf Erden? — Nun so lasset uns gegen unsere Freunde und Verwandte eben so gut und liebevoll gesinnt seyn! Lasset uns ihnen mit Achtung und Gefälligkeit begegnen! Lasset uns mit Ueberlegung

handeln, und nie eine unbillige Forderung an sie machen! Lasset uns den Eigennutz fliehen, diesen Vater des Unfriedens zwischen Freunden und Freunden! Thun wir dieses, so werden — so müssen unsere Freunde und Verwandte uns lieben. Vortrefflich, erwünscht ist es, wenn Brüder, wenn Freunde und Anverwandte in Liebe und Eintracht beysammen leben. Amen.

Am Feste des heil. Kilians.

Wie das Christenthum zu uns gekommen sey, was es schon bey uns gewirkt habe, und warum es nicht noch mehr bey uns wirke.

Text.

Der weise Mann belehret sein Volk, und die Früchte seiner Einsicht sind bleibend. Sirach 38, 23.

Wir reden oft von der Religion, und sagen: Wir haben die christliche Religion, viele andere Menschen und ganze Völker haben aber eine andere Religion.

Unter dem Worte Religion verstehet man den Glauben an Gott und die Verehrung, welche man ihm erweiset. Fast alle Menschen glauben an Gott. Die Welt, in welcher wir so viele Schönheit, Man-

nigfaltigkeit und Ordnung wahrnehmen; das Gewissen in uns, welches uns unsern hohen Beruf zur Tugend ankündiget; das Urtheil unserer Vernunft, daß der Gute eine Belohnung, der Böse eine Bestrafung erhalten müsse, nöthigen uns gleichsam zu glauben, daß ein Urheber der Welt, ein heiliges Wesen, das durch unser Gewissen zu uns rede, ein gerechter Richter, Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen, daß ein Gott sey. Deßwegen glauben fast alle Menschen und Völker an einen Gott. Fast alle Menschen verehren auch Gott. In der sichtbaren Welt nehmen wir an seinen Werken seine Allmacht, Weisheit und Güte und unsere Abhängigkeit von ihm wahr; in der Stimme unsers Gewissens, die uns zur Tugend rufet und uns richtet, verdammet oder mit Beyfall belohnet, je nachdem wie ihr Gehör geben oder nicht, erkennen wir seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, und diese nöthigen uns, ihn zu verehren. Deßwegen verehren auch fast alle Menschen und Völker Gott. Weil nun alle Menschen beynahe und alle Völker an Gott glauben und ihn verehren, deßwegen haben auch fast alle Menschen und Völker Religion.

Aber nicht alle Menschen haben gleiche Vorstellungen von Gott, auch verehren ihn nicht alle auf eine und die nähmliche Weise. Einige denken, es gebe mehrere Götter, und diese sind Heiden. Einige glauben nur an einen Gott, wie die Juden, Muhametaner und Christen. Einige verehren ihn nur auf eine sinnliche Art, durch Opfer und Ceremonien, wie die Heiden und auch die Juden größten Theils thun. Einige verehren ihn auf eine sittliche Weise, dadurch, daß sie die Gebothe ihres Gewissens als

Gebothe Gottes ansehen, und sie zugleich als Gebothe Gottes beobachten, wie die Christen. Weil nun die Menschen verschieden von Gott denken, und ihn auf verschiedene Weise verehren, deßwegen gibt es auch mehrere und verschiedene Religionen in der Welt.

Daß viele Menschen und Völker gerade so von Gott denken, und ihn gerade auf diese Art verehren, das haben gewisse merkwürdige Männer durch ihren Unterricht und ihre Einrichtungen bewirkt, man heißt sie deßwegen Religionsstifter. Bey den Juden war Moses der Religionsstifter, bey den Türken und Arabern Muhamet, bey uns Christen ist es Christus.

Die Religionslehre, welche Jesus predigte, und zu der wir uns bekennen, ward Anfangs nur im jüdischen Lande vorgetragen: wie kam sie denn zu uns? Sie kam zuerst zu uns in unser Frankenland durch den heiligen Kilian.

Da der heutige Festtag dem Andenken des heil. Kilians als unsers Landesapostels gewidmet ist, so wollen wir sehen, wie die christl. Religion durch den h. Kilian zu uns gekommen sey, was sie bey uns gewirkt habe, und warum sie nicht noch mehr bey uns wirke.

Ich zeige also:

1) Wie die christliche Religion zu uns gekommen sey,
2) Was sie bey uns gewirkt habe,
3) Warum sie nicht noch mehr bey uns wirke.

Seyd auf meinen Vortrag recht aufmerksam.

I.

Christus, der Stifter der christlichen Religion, trat zuerst unter den Juden im Judenlande als Religionslehrer auf, und legte da den Grund zu derselben. Weil er doch irgendwo den Anfang damit machen mußte, so machte er ihn bey den Juden, weil er unter ihnen geboren war, und sie allein Verehrer das einzigen Gottes waren. Deßwegen, weil er aus diesen Ursachen den Anfang mit seiner Religionslehre bey den Juden machte, sagte er auch, daß er nur zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel gesandt sey, Matth. 15, 24. Anfangs lehrte er allein. Um aber seine wohlthätigen Religionslehren desto geschwinder zu verbreiten, schickte er einige seiner vertrautesten Schüler, welche ihm nachgefolgt waren, und überall seinen Unterricht angehört hatten, als Prediger und Verbreiter seiner Lehre im jüdischen Lande herum. Damit das Christenthum erst unter einem Volke recht Wurzel fasse, so sollten auch sie für jetzt bloß den Juden predigen. Gehet, sprach er deßwegen zu ihnen, gehet nicht auf die Wege der Heiden, gehet auch nicht in die Städte der Samariter; gehet vielmehr hin zu den verlornen Schafen des Hauses Israel. Matth. 10, 5 und 6.

Doch die Lehre des Christenthums sollte nicht in den engen Grenzen des Judenlandes eingeschlossen bleiben. Es sollen auch die Samariter und Heiden, alle Völker der Erde durch sie erleuchtet werden. Vor seiner Himmelfahrt, seiner Entfernung von dieser Welt sprach er deßwegen zu seinen Jüngern: Gehet hin, und lehret alle Völker,

Matth. 28, 19. Diesem Befehle kamen die Apostel oder Jünger Jesu treulich nach. Sie predigten das Evangelium in vielen Ländern. Schon im ersten Jahrhunderte gab es in verschiedenen Gegenden und Ländern große und ansehnliche christliche Gemeinden. Und so verbreitete es sich von einem Lande in das andere bis zum 7ten Jahrhunderte. Und die Gleichnißrede Jesu vom Senfkorne ging in Erfüllung. Wie das Senfkorn, ob es gleich sehr klein ist, schnell zu einer Staude heranwächst und seine Zweige und Blätter ausbreitet, so breitete sich die christliche Religion in diesen ersten Jahrhunderten geschwinde über viele und große Theile des Erdbodens aus. Auch Deutsche Völker über den Rhein waren wahrscheinlich schon Christen. Nur unsere Voraltern im Frankenlande waren selbst in der Mitte des 7ten Jahrhunderts noch blinde Heiden.

Unsere Voraltern, die alten Deutschen im Frankenlande liefen noch in der Mitte des 7ten Jahrhunderts in dunkle schauerliche Wälder, brachten ihre Opfer zu den Bäumen, sprangen wie unsinnig um diese herum, und erhoben ein fürchterliches Geschrey. Der nicht weit von Würzburg entlegene Ort Opferbaum hat wahrscheinlich seinen Nahmen von einem Baume, bey dem sie auch geopfert haben. Das war ihre Religion, ihr Gottesdienst. Ihre Sitten waren roh und wild. Auf Treue, Redlichkeit und Keuschheit hielten sie, übrigens aber waren sie blutdürstig, unversöhnlich und übermäßig besonders im Trinken. Endlich im Jahre 687 kam der heilige Kilian mit der christlichen Religion zu ihnen.

Aus Schottland und Irrland gingen damahls viele in der Absicht in fremde Länder, um den heid-

nischen Völkern die christliche Religion zu überbringen. Auch der heil. Kilian war ein Schottländer. Er kam mit zwey andern Schottländern, mit Colonat und Theodnan, nach Franken. Er wand sich, wie die Geschichte meldet, vorerst an den damahligen Fränkischen Herzog Gosbert I. mit Nahmen. Dieser fing auch bald an, die ersten Wahrheiten der christlichen Religion zu fassen. Weil dem heiligen Kilian aber vorzüglich daran lag, daß dieser Herzog nicht allein recht glauben, sondern auch rechtschaffen handeln sollte, so verwies er ihm seinen sträflichen Umgang mit seines Bruders Weibe: Dieses darüber erbittert ließ den heil. Kilian mit seinen zwey Gehülfen ermorden. Das Bemühen des heil. Kilians, die Franken in der christlichen Religion zu unterrichten, hatte also bald ein Ende. Doch das von ihm zuerst bey uns gepredigte Christenthum gewann auch nach seinem Tode einen glücklichen Fortgang. Es traf an ihm und seiner Arbeit ein, was schon Sirach sagte: Der weise Mann belehret sein Volk, und die Früchte seiner Einsicht sind bleibend. Was er nicht ausführen konnte, das führte nach ihm der heil. Bonifazius vollends aus, welcher aus England im Anfange des 8ten Jahrhunders nach Deutschland kam. Unter ihm hat das Christenthum in unserm Frankenlande feste Wurzel geschlagen, und hat sich bis auf unsere Zeiten bey uns erhalten. So kam die christliche Religion zu unsern Vorältern, und durch sie zu uns. Was hat nun die christliche Religion bey uns gewirkt?

II.

Anfangs waren die Wirkungen des Christenthums bey unsern Voråltern im Frankenlande nicht groß, ihr Verstand gewann nicht viel an Aufklärung, und ihre Sitten waren nicht viel sanfter, als vorher. Ihre Religion war jetzt nicht vielmehr als ein Gemisch von christlichen und heidnischen Gebräuchen. Man traf, wie die Geschichte meldet, Priester unter ihnen an, die sich um das Geld von Heiden und Christen brauchen ließen, die den Götzen der Heiden opferten und zugleich die christliche Taufe verrichteten. Das Volk verrichtete zwar jetzt sein Opfer nicht mehr bey den Bäumen in den, den Götzen gewidmeten, Hainen, aber es glaubte, daß ihm als einem christlichen Volke noch die nähmlichen Opfer mit allen heidnischen Gebräuchen erlaubt seyn, wenn sie nur in der Nähe einer Kirche, oder zur Ehre eines christlichen Märterers oder eines andern Heiligen verrichtet würden. Einige unter ihnen gaben sich aus Gewinnsucht für Priester und Bischöfe aus, ahmten die kirchlichen Ceremonien nach, und betrogen das Volk. Einige wahrsagten, und das Volk war ihren Wahrsagereyen noch sehr ergeben. Auch die vorigen heidnischen Laster traf man noch, wie vorher, unter ihnen an. Selten legten die Menschen ihre ganze Denk- und Sinnesart auf ein Mahl ab, man darf also dieses um so weniger von den alten rohen Deutschen erwarten. Doch allmählich ward es unter ihnen besser. Der Regen dringt endlich in Marmor ein, und unter wiederhohlten Streichen fällt die hohe Eiche: warum hätte nicht durch die mächtig wirkende Kraft des Christenthums das un-

geschlachte Deutsche Volk endlich besser werden sollen? Wenn auch die Aufklärung, welche die Einführung des Christenthums bey andern Völkern zur Folge hatte, unter den Franken nicht groß war, so war es doch die Ursache, daß die Wissenschaften einiger Maßen in Deutschland eindrangen. Es gab wenigstens doch jetzt schon Schulen in den Stiftern und Klöstern. Wenn das Christenthum mit seinen reinen Gotteslehren auch nicht gleich durchgriff, so verscheuchte es doch die Ungereimtheiten des Götzendienstes und entwöhnte die Menschen von den schrecklichen Menschenopfern. Wenn es auch den Strom der heidnischen Laster nicht ganz aufhielt, so brach sich doch, wenn ich so sagen soll, an ihm die Wuth ihrer Wellen. Wenn auch seine Sittenlehre, die so vorzüglich auf Menschenliebe dringet, nicht reine und allgemeine Menschenliebe bewirkte; so zeigte es doch manche schöne Früchte. Wir sehen sie noch. Die vielen Spitäler, die Waisen- Siech- und Eltenhäuser in unserm Vaterlande: was sind sie anders als Früchte der thätigen Menschenliebe, die das Christenthum bewirkte? Wenn es auch nicht das ganze Glück herbey führte, welches eine reine Erkenntniß Gottes und unserer Pflichten dem Menschengeschlechte gewähret, so legte es doch den Keim dazu zur weitern Entwicklung bey uns nieder. Dieser Kaim hat sich mit jedem Jahrhunderte mehr entwickelt, und wir genießen seine seligen Früchten wenigstens zum Theile. Daß wir Gott als unsern Vater kennen, und glauben, daß er für uns sorge, und selbst die uns unangenehmen Ereignisse zu unserm Besten lenke; daß wir einer seligen Zukunft nach dem Tode unsers Leibes entgegensehen; daß wir

wissen, nicht im Genuße der Ehre und Wollüste, sondern in der Selbstbeherrschung, Genügsamkeit, kurz in der Tugend bestehet das Glück der Seele! ist das nicht eine Wirkung des Christenthums? In den Lehren des Christenthums findet ein jeder, was er nöthig hat. Der Regent und Unterthan findet in ihm die Kenntniß und Beweggründe der Tugend. Der Kranke, der Arme der Verfolgte findet in ihm Trost und Beruhigung. Der Sterbende findet in ihm die Gründe der Hoffnung einer frohen Unsterblichkeit. Wie an dem wohlthätigen Strahle der Frühlingssonne, so wärmen wir uns alle an dem Lichte des Evangeliums. Religion ist Bedürfniß des Menschen, und diesem Bedürfnisse hilft das Christenthum am Besten ab. Es enthält alle die Wahrheiten, welche wir zu einem tugendhaften und zufriedenen Leben brauchen. Wer es kennet, wird dieses nicht läugnen: aber warum wirkt es nicht noch mehr bey uns?

III.

Die Lehren des Christenthums haben ihre wirksame Kraft noch nicht an uns allen, wenigstens nicht in vollem Maße bewiesen. Es gibt noch so viele Lasterhafte, so viele Unzufriedene unter uns: woher kommt dieses? Woher kommt es, daß so viele, die sich doch Christen nennen, durch das Christenthum nicht gebessert werden? Wie viele Ungerechtigkeiten werden täglich verübt, wie viele Schandthaten begangen? Es wäre nicht erbaulich, wenn ich das Register der vielen Sünden aufschlüge, welche Christen so oft und täglich begehen. Aber

woher die so große Unsittlichkeit unter den Christen?

Das Christenthum wirkt unter uns, aber es würde weit mehr unter uns wirken, wenn man in seinen Geist, in sein wahres Wesen eindringen würde. Man hängt an Glaubensformeln, man hängt an Ceremonien: aber in das Innere des Christenthums dringet man nicht ein. Man hält die Schale für den Kern, die kraftlose Schale kann aber nicht stärken. Nur die erkannte Wahrheit gibt und stärkt die Kraft des Menschen zum sittlichen Denken und Handeln: man kennt aber die christlichen Wahrheiten nicht. Christlich tönende Worte hat man, aber nicht erkannte christliche Wahrheit. Die Worte Christi sind Geist und Leben: aber nur dem, der in ihren Sinn eindringet, flößen sie Geist und Leben, tugendhaften Sinn und Seelenfrieden ein.

Unsere Erziehung und der Unterricht, den wir bisher erhalten haben, war nicht so beschaffen, daß wir in das Wesen des Christenthums eindringen konnten. Wie lehrte man uns bethen? Man sagte uns: du mußt bethen, sagte uns gewisse Formeln vor, wir sagten sie nach, lernten sie auswendig, und gewöhnten uns zu glauben, daß man bethe, wenn man diese Formeln hersage. Wie lehrte man uns die christlichen Wahrheiten? Man sagte uns Geheimnisse vor, Dinge, von denen wir kein Wort verstanden, und setzte hinzu: das mußt du glauben, und wir hielten dafür Christen zu seyn, wenn man glaubet, was man nicht verstehet. Wie lehrte man uns den öffentlichen Gottesdienst ansehen? Man nahm uns mit in die Kirche, ohne zu sagen, warum: wir sahen darin gewisse Gebräuche mit an, hörten

andere bethen und singen, was wir nicht verstanden; weil man dieses aber Gottesdienst hieß, so glaubten wir, auf solche Weise diene man Gott. Auf die Stimme, die durch unser Gewissen spricht, machte man uns nicht aufmerksam, man sagte uns nicht: daß uns Jesus diese Stimme und ihre Aussprüche habe erklären wollen; daß er in dieser Absicht unter uns gewandelt sey, um unser Lehrer und Tugendmuster zu seyn; daß nur das Gott dienen heisse, auf die Stimme, die in uns spricht, auf ihre Aussprüche: „das ist recht und gut, das unrecht und böse," hören, und ihre Gebothe als Gebothe Gottes beobachten; daß nur der ein Christ sey, der wie Christus denke und handle, nur der ein wahrer Verehrer Gottes, welcher Gott ähnlich zu werden suche u. s. w. Dieses sagte man uns nicht, deßwegen drangen wir auch nicht in den Geist des wahren Christenthumes ein. Und sehet, das ist die Ursache, warum es nicht mehr in der Welt wirket: Es wirket nicht, weil man es nicht kennet. Worte, die man nicht versteht, Gebräuche, deren Bedeutung man nicht kennet, können nicht wirken. Dieses hat schon längst die heilige Schrift gesagt: Der Buchstabe, sagt sie, der Buchstabe tödtet, der Geist, die erkannte Wahrheit ist es, welche lebendig machet.

Freylich werden jetzt die Lehren des Christenthums immer mehr und mehr in ihrer Reinheit vorgetragen, aber sie können noch nicht vollkommen wirken, weil ihnen die von Jugend auf eingesogenen Vorurtheile und Irrthümer, weil ihnen die sinnlichen Neigungen und Begierden der Menschen zu sehr im Wege stehen. Das Unkraut läßt den guten Weitzen nicht aufkom-

men. Wenn einmahl die Aeltern einsichtsvoller werden, und sich besser darauf verstehen, wie man Kinder erziehet. Wenn einmahl die guten Schulanstalten allgemeiner werden; und wenn dann die Lehren des Christenthums, wie sie sind, dem jugendlichen Verstande vorgetragen werden, und darauf gesehen wird, daß sie dieselben nicht bloß lernen, sondern auch befolgen, dann, ja dann wird die Welt, wie Jesus sagt, inne werden, daß das Christenthum eine göttliche Lehre sey. Joh. 7, 17.

Schluß. Ihr wisset nun, wie das Christenthum durch den heil. Kilian zu uns gekommen sey, wisset, was es schon Gutes bey uns gewirket habe, wisset aber auch, warum seine Wirkungen nicht noch segenreicher seyn. Danket dem h. Kilian, daß er euch das Christenthum predigte, danket ihm aber dadurch, daß ihr euch Mühe gebet, in das Innere des Christenthums, in seinen wahren Geist einzudringen. Bleibet nicht bey Formeln und Glaubensbekenntnissen stehen, nicht beym Außenwerke, denket: Nicht die Schale, nur der Kern gibt Nahrung, Kraft und Stärke. Amen.

Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.

Ueber einige der vorzüglichsten Tugendmittel.

Text.

Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines himmlischen Vaters thut, derselbe wird in den Himmel kommen. Matth. 7, 21.

Die Religion vieler Menschen bestehet in nichts anders, als in der Verehrung Gottes durch herkömmliche und übliche Gebräuche. Wenn der Heide die Tempel seiner Götter besucht, die zu ihrer Ehre angeordneten Feste gefeyert, und die gewöhnlichen Opfer ihnen dargebracht hatte; so glaubte er nach seiner Meinung genug gethan zu haben, und dachte weiter nicht an die Verbesserung und Veredlung seines Herzens. So auch der Jude. Auch er schränkte seine Gottesverehrung größten Theils nur auf die Feyer des Sabbaths, auf den Besuch des Tempels, auf die Einrichtung der gesetzlichen Opfer, und auf noch einige andere Aeußerlichkeiten ein.

Mit einer solchen bloß äußerlichen Religion ist der Heiland nicht zufrieden. Er bleibt nicht bey der Schale, nicht bey dem Mitmachen herkömmlicher Gebräuche, nicht bey dem äußerlichen Glaubensbekenntnisse, nicht beym Bethen, Betrachten und

Kirchengehen stehen. Er weiß, daß auch der Sünder, welcher Gott nicht fürchtet, bethen, lesen, in die Kirche gehen, Messe hören und die heil. Sacramente empfangen könne. Er dringt in das Innere, in den Kern, in das Wesen der Religion ein. Er verlangt eine Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Er sagt, daß nur der wahre Religion habe, und des Himmels fähig sey, welcher den Willen Gottes, die heil. Gebothe seines himmlischen Vaters erfüllet. Nicht jeder, sagt er: der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines himmlischen Vaters thut, derselbe wird in den Himmel kommen.

Nach der Lehre unsers Heilandes ist also nur der Tugendfreund der wahre Verehrer Gottes, hat nur der die rechte und seligmachende Religion, welcher aus Ehrfurcht gegen Gott die heil. Gebothe beobachtet, welche er in unsere Herzen geschrieben hat.

Tugendhaft leben, was Recht und Pflicht ist, lieben und thun, und Gott recht verehren, ist also einerley.

Es gibt, m. L.! gewisse Mittel, deren Gebrauch unsern Tugendsinn belebt, unsere Kräfte zur Ausübung unserer Pflichten stärket, das Wachsthum unserer Rechtschaffenheit befördert: man heißt sie deßwegen Tugendmittel. Damit ihr nun tagtäglich an Tugend zunehmen, und so Gott immer wohlgefälliger verehren möget; so will ich euch heute einmahl mit diesen Tugendmitteln bekannt machen, und euch zu ihrem fleißigen Gebrauche ermuntern. Doch nicht mit allen, nur mit einigen der vorzüglichsten Tugendmitteln will ich euch heute bekannt ma-

machen. Von allen auf ein Mahl zu reden, erlaubet die Kürze der Zeit nicht.

Ich rede also jetzt mit euch

Von einigen der vorzüglichsten Tugendmitteln

und sage:

Vorzügliche Tugendmittel sind:

1) Die Betrachtung der hohen Würde, welche wir als Menschen haben,

2) Das Gebeth,

3) Das Lesen eines gut geschriebenen Buches,

4) Die aufmerksame Anhörung des Wortes Gottes,

5) Der Gebrauch der heiligen Sacramente, und

6) Der Umgang mit guten Menschen.

Das sind viele Stücke, wie ihr sehet, über die ich heute reden will: aber erschrecket nur nicht, ich werde mich kurz fassen.

Der Mensch hat eine hohe Würde. Schon Moses hat es gesagt, daß wir nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen seyen, und die Apostel heissen uns viele Mahle Kinder Gottes. Und was wollen sie uns damit lehren? Nichts anders, als dieses, daß wir vorzügliche, daß wir edle, Gott ähnliche Geschöpfe seyen.

Daß wir vor allen Geschöpfen der Erde ganz besondere Vorzüge haben, das ist offenbar. Wir kriechen nicht, wie die Würmer, auf der Erde, auch gehen wir nicht auf vier Füßen, wir gehen auf-

recht, und haben so einen weitern Gesichtskreis als alle Thiere. Wir haben die Fähigkeit, durch Mienen und Geberden, durch Weinen und durch Lachen unsere Gedanken und Empfindungen auszudrücken. Wir haben, was kein Thier hat, das Vermögen mit einander zu reden, Vorstellungen gegen Vorstellungen mit einander auszutauschen. Wir haben solche gelenkige Glieder, daß wir tausend Künste lernen und ausüben können. Wir haben Verstand, können uns von den Dingen deutliche Kenntnisse verschaffen, und täglich mehr lernen. Und was die Hauptsache ist: wir haben Vernunft, unterscheiden zwischen Recht und Unrecht, zwischen gut und böse, und freyen Willen, nach unserer eigenen Erkenntniß, nach den uns selbst gegebenen Gesetzen zu leben. „Wenn Sonne und Mond und Sterne, nach nothwendigen, ihnen unbekannten Gesetzen wirken und sich bewegen; wenn das Thier blinden, unwiderstehlichen Trieben folgt: so ist der Mensch weder jenen Gesetzen, noch jenen Trieben schlechterdings unterworfen," sagt ein gelehrter und vortrefflicher Mann.

Und weil wir Verstand, Vernunft und freyen Willen haben, weil wir so immer fort an Kenntnissen und an Tugend wachsen können, deßwegen sind wir auch unsterblich, deßwegen sind wir nicht für dieses spannenlange Erdenleben, sondern für Ewigkeiten bestimmt.

Sehet, so groß ist unsere Würde, so sehr hat uns Gott ausgezeichnet und geehret! Sollte uns das keinen edeln Stolz einflößen? Sollte der Mensch, welcher das überlegt, fähig seyn, etwas Niederträchtiges zu begehen, in Wollust, in Sünden und Lastern zu leben? Wer sich für ein Thier hält, wird auch wie ein Thier leben; die Wollust wird sein Abgott, essen

und trinken, schlafen und sein Geschlecht fortpflanzen seine Beschäftigung seyn. Das kann der Mensch, welcher öfters seine hohe Würde betrachtet, und nie auf dieselbe vergißt, nicht thun, nein! dieser kann kein Sclave der Sinnlichkeit, kein Knecht der Sünde werden.

So saget euch denn oft, daß ihr eine hohe Würde besitzet, daß ihr Ebenbilder, daß ihr Kinder Gottes seyd! Saget euch: ich bin das edelste Geschöpf Gottes, ich habe Vernunft, ich habe freyen Willen, ich kann meine sinnlichen Lüste bändigen, und nach meinen Gesetzen von Recht und Pflicht leben! Saget euch: mein Geist ist unsterblich, nach Millionen Jahren wird er sich noch des Wahren, Schönen und Guten freuen! Das betrachtet, und das saget euch öfters, und ihr werdet nicht auf bloßen Sinnengenuß denken, von ihm angelockt, nicht folgen, nie niederträchtig und böse handeln; eine Betrachtung dessen, was ihr seyd, werden könnet und sollet, wird euerm Geiste einen edeln Schwung geben, und zu schönen Thaten antreiben.

Ein anderes Tugendmittel ist das Gebeth. Ein vortreffliches, ein kräftiges Tugendmittel ist das Gebeth. Das Gebeth empfiehlt uns die Schrift, das Gebeth empfehlen uns die Weisen aller Zeiten. Ich verstehe aber unter Gebeth nicht das gedankenlose Hersagen auswendig gelernter Formeln, auch nicht das eben so gedankenlose Herablesen gedruckter Gebethe. Ein anderes ist bethen, und ein anderes Gebethsformeln gedankenlos hersagen. Dieses ist kein Tugendmittel, dieses ist nur sträfliche Zeitverschwendung. Ich verstehe unter Gebeth die Erhebung unseres Gemüthes zu Gott, die Betrachtung seiner Vollkommenheiten, das Nachdenken über un-

sere Abhängigkeit von ihm, über das Glück, seinen Beyfall, und das Unglück sein Mißfallen zu verdienen.

Ein solches Gebeth läutert unsere Gesinnung, und gibt unserm Vorsatze, rechtschaffen zu handeln, neue Kraft. Es ist unmöglich, daß es uns gleichviel seyn sollte, ob Gott mit Wohlgefallen oder Mißfallen auf uns herab sehe, er, von dem wir ganz und gar abhangen, von dem wir alles haben, von dem wir allein alles hoffen können, in dem wir, wie Paulus sagt, leben, uns bewegen, und sind, Apostelg. 17, 28., ob wir seiner Wohlthaten oder seiner Bestrafung werth seyen. Wenn wir nun im Gebethe mit unsern Gedanken zu ihm empor steigen, wenn wir seine Vollkommenheiten erwägen, wenn wir denken: er ist allwissend, er durchschaut dein Inneres, und weiß genau, ob deinen Handlungen reine oder unreine Absichten zu Grunde liegen: er ist heilig, hat nur am Guten, mithin auch nur an dir, sein Wohlgefallen, wenn du gut bist, und gut handelst: er ist gerecht, belohnt das Gute, mithin auch an dir, wenn du es thuest, bestraft das Böse, mithin auch an dir, wenn du es verübest; so muß dieses ein Sporn seyn, der uns zum Guten antreibt, und ein Zaum, der uns vom Bösen zurück hält. Denn wir müssen zugleich uns selbst sagen: du mußt also aus reinen Beweggründen handeln, weil er bey dir ist, und weiß, ob Eigennutz oder Liebe zum Guten dich regieren; du mußt, um seines Beyfalles und seiner Belohnung werth zu seyn, das Gute thun, weil er heilig ist, und nur das Gute liebt; du mußt, um dir nicht seine Strafe zuzuziehen, das Böse meiden, weil er gerecht ist, und das Böse bestraft.

So bethet also, bethet öfters! Erinnert euch an Gott, wo ihr seyd, zu Hause oder auf dem Felde! Denket an seine Gegenwart, denket an seine Heiligkeit und Gerechtigkeit! Vergesset nicht, was uns der fromme Dichter vorsingt: „Sey wach und nüchtern zum Gebeth!“

Drittens befördert auch das Lesen eines gut geschriebenen Buches unsere Tugend. Ein gutes Buch ist viel werth, ist weit mehr werth, als das Geld, welches wir für dasselbe zahlen müssen. Ein Aegyptischer König ließ eine Büchersammlung errichten, und über sie die Aufschrift setzen: Arzneykammer für die Seele. Und gute Bücher sind eine wahre Arzney für die Seele des Menschen. Wie der Leib Arzneyen aus der Apotheke, zur Heilung seiner Wunden und Krankheiten, oder zur Stärkung seiner schwachen Kräfte erhält, so erhält die Seele auch ihre Arzney aus guten Büchern zur Heilung ihrer Fehler oder zur Stärkung ihrer sittlichen Kräfte.

In guten Büchern finden wir die Aussprüche der Weisen über Recht und Unrecht, und die Lebensregeln, welche sie durch die Erfahrung bewährt gefunden haben. In ihnen werden uns Beyspiele von guten und bösen Menschen vor die Augen geführt, und wir lernen aus ihrer Geschichte, wie nicht selten schon auf Erden das Laster seine Strafe, und die Tugend ihre Belohnung erhalte. In ihnen finden wir die wunderbare Einrichtung, die Mannigfaltigkeit und Schönheit, die Ordnung und Zweckmäßigkeit der erschaffenen uns umgebenden Dinge beschrieben, und erkennen daraus die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes. Sollten wir dieses ohne Nutzen lesen können?

Für den Christen ist die Bibel, wenigstens das Evangelienbuch, das vornehmste Buch. Sie heißt deßwegen auch vorzugsweise die Bibel, oder das Buch. Sie enthält die schönen Sittenregeln, welche aus dem Munde Jesu geflossen sind, sie erzählet seine menschenfreundlichen und göttlichen Thaten, sein beyspielloses Verhalten in allen auch den widrigsten Lagen des Lebens, sie legt uns die Lehren und Ermahnungen der Apostel vor, sie zeigt uns, wie groß ihr Eifer in ihrem Berufe, wie uneigennützig ihre Absicht bey allen ihren Bemühungen, das Evangelium zu verbreiten, und den Menschen zu dienen, gewesen sey. Sollte das ein Christ ohne Vortheil lesen können? Gewiß nicht. Wer sie mit vorurtheilfreyem Kopfe, und unverdorbenen Herzen lieset, wer in ihr nicht Gegenstände der Grübeley für seinen Verstand, sondern Licht für den dunkeln Pfad durchs Leben und Nahrung für sein Herz suchet, wird beydes reichlich in ihr finden. Ohne Zweifel ist das eine Mitursache der Unwissenheit im Christenthume und der Unsittlichkeit in unsern Tagen, weil das Lesen bey den heutigen Christen eine so seltene Sache ist, oder weil sie nur elende Legenden und erbärmliche Fabeln statt der Bibel, statt eines neuen Gebeth- oder eines andern lehrreichen Buches lesen.

Leset also bisweilen, leset besonders an Sonn- und Feyertagen und in den langen Winterabenden ein gutes Buch! Leset in euerm Evangelienbuche, es ist euer Religionsbuch! Leset in dem neuen Gesang- und Gebethbuche, es ist ein recht gutes Buch, und wer es noch nicht hat, der schaffe es sich an! Oder leset in sonst einem der Bücher, welche für euch geschrieben sind, und mit deren Besten ich euch schon bekannt gemacht habe!

Ein grosses und unschätzbares Beförderungsmittel unserer Tugend ist viertens die Anhörung des Wortes Gottes, welches an Sonn- und Feyertagen in den Predigten und den so genannten christlichen Lehren vorgetragen wird. Der h. Chrysostomus sagt, daß das, was die alten heidnischen Dichter von der Verwandlung verschiedener Menschen in allerley Thiere gedichtet hätten, das Wort Gottes thue, daß es die Menschen umändere, umbilde. „Aus Wölfen macht es Schafe, aus Löwen sanfte Rinder, sagt er. Und so ist es auch. Es macht aus Unkeuschen Keusche, aus Lieblosen Menschenfreunde, aus Ungerechten Gerechte.

Das Wort Gottes, wenn es aufmerksam angehört wird, ist für alle nützlich, für Ungelehrte und Gelehrte, für Sünder und Gerechte. Es erleuchtet den Verstand der Unwissenden, es erwärmt das Herz der Gelehrten, damit sie das, was sie wissen, auch thun, es rufet den Sünder zur Buße, und ermuntert den Gerechten, auf der Straße des Heils, die er betreten hat, fortzuwandeln. „Es dringet, wie der h. Thomas sagt, bis in das Innerste des Herzens, und erwecket in den Sündern Reue, und entzündet in den Gerechten eine noch größere Begierde nach christlicher Vollkommenheit.“ Hat es nicht Heiden und Juden erleuchtet? Hat es nicht Publikanen und andere großen Sünder zur Buße beweget? Was sollte auf den Verstand und das Herz der Menschen wirken, wenn die Lehre des Herrn das nicht thäte? Wie der Kranke verloren ist, auf den die recht zubereitete Arzney nicht mehr wirket; so ist der Mensch für die Sittlichkeit ganz sicher verloren, auf den das Wort Gottes nicht mehr wirket. Das hat der Heiland selbst gesagt. Sie haben Moses und die Propheten, sagt er, diese

sollen sie hören: hören sie diese nicht, so werden sie auch einem von den Todten Auferstandenen nicht glauben. Luk. 16.

So höret also das Wort Gottes, höret es mit Aufmerksamkeit und mit lernbegierigem Herzen! Höret es alle Sonn- und Feyertage, der ist kein Christ, welcher die Lehre Christi nicht hören mag!

Fünftens trägt auch der rechte Gebrauch der h. Sacramente, ins besondere der Buße und des Altars viel zum Wachsthume unserer Tugend bey. Die Sacramente sind, wenn sie recht gebraucht werden, wirklich, was sie nach der Absicht Jesu seyn sollen, Heilsmittel. Was verlangt das Sacrament der Buße von unserer Seite?

Das Sacrament der Buße verlangt von uns, daß wir eine redliche Gewissenserforschung anstellen, daß wir nicht nur über unser bisheriges Verhalten nachdenken, sondern auch die ihm zu Grunde liegende Gesinnung prüfen, erforschen, ob sie rein und lauter sey oder unlauter und eigennützig. Es verlangt von uns, daß wir die Schändlichkeit unserer begangenen Sünden betrachten, und durch diese Betrachtung das Gefühl der Reue, aus welcher der Vorsatz nicht mehr zu sündigen nothwendig hervor gehet, in uns rege machen. Es verlangt von uns, daß wir ein aufrichtiges Bekenntniß unserer begangenen Sünden ablegen, die Belehrung, den Rath und die Ermahnungen des Beichtvaters mit willigem Herzen anhören. Es verlangt von uns, daß wir uns den Bußübungen, welche uns der Beichtvater zu unserer Besserung anräth und vorschreibt, wirklich unterziehen. Ohne Erfüllung dieser Bedingnisse läßt uns das Sacrament der Buße keine Sündenvergebung von Gott hoffen.

Das Sacrament des Altars ist zum Andenken Jesu bestimmt: Das thut zu meiner Gedächtniß, sagte er bey Einsetzung desselben, Luk. 22, 19. Dabey müssen wir also an unsern Heiland denken, denken, welche schöne Sitten- und Gotteslehre er uns vorgetragen habe, denken, mit welcher fleckenlosen Tugend und kindlicher Gottesfurcht er unter uns auf Erden gewandelt sey, denken, wie viel er am Ende seines Lebens für uns ausgestanden und gelitten habe, denken, wie nachdrücklich er uns in seinen letzten Reden die wechselseitige Liebe, warme, thätige Menschenliebe eingeschärft habe. Und diese Stücke, die uns beym Empfange des Sacramentes der Buße zu erfüllen obliegen, und dieses Andenken an unsern Heiland beym Hintritte zur heil. Communion sollten ohne Einfluß auf unsere Besserung auf unsere Sittlichkeit seyn? Das ist nicht möglich.

So empfanget denn als Christen auch öfters die heil. Sacramente der Buße und des Altars! Empfanget sie aus freyem Entschlusse mehrmahl, und nicht nur dann, wenn euch das Kirchengeboth zu ihrem Empfange nöthiget!

Nun komme ich zum letzten Tugendmittel, von dem ich heute noch reden will, und das ist der Umgang mit guten Menschen. Es ist eine durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Wahrheit, daß der Umgang mit Menschen und ihr Beyspiel mächtig auf uns wirke. Der Umgang mit bösen Menschen ist verderblich; denn ihre Laster stecken an, wie die Krankheiten. „Wie der, sagt ein gewisser Schriftsteller, der unter ansteckenden Krankheiten in einer verpesteten Luft lebet, wenn er sich auch vor Beulen bewahret, wenigstens ein blasses Gesicht und kranke

Glieder davon trägt, so sind im Kreise böser Menschen zu viele Gefahren und Versuchungen, als daß eine gewöhnliche Vorsicht ihnen entweichen kann." Wer Pech berühret, sagt die Schrift, beschmutzet sich; wer mit dem Stolzen umgeht, der wird ihm gleich. Sirach 13, 1. Unvermerkt nimmt man ihre bösen Grundsätze, Sitten und Gewohnheiten an, und wird, was sie sind, verdorben an Leib und Seele. Ein einziger Bösewicht steckt oft eine ganze Gesellschaft an, wie ein einziges räudiges Schaf eine ganze gesunde Herde. Ein wenig Sauerteig bringt eine ganze Masse in Gährung, sagt Paulus 1. Kor. 5, 6. Von jeher waren böse Gesellschaften die fürchterlichen Klippen, an denen die Tugend der Menschen, besonders die Unschuld junger und unerfahrner Leute scheiterte. Dagegen ist der Umgang mit Rechtschaffenen und Vernünftigen sehr ersprießlich. Man wird durch ihr schönes Beyspiel täglich an die Aussprüche des Gewissens über Recht und Pflicht erinnert; man wird, wenn man hinter ihrer Tugend zurück ist, insgeheim beschämt und gespornt, sie einzuhohlen; man entschließt sich, gewisse Fehler und Unarten abzulegen, gewisse, uns noch fehlende Tugenden anzunehmen, um ihrer Achtung, Freundschaft und Liebe nicht unwerth zu seyn. Man formt sich allmählig nach ihnen, und es trifft ein, was Salomon sagt: wer mit Weisen umgehet, der wird weise. Sprichw. 13, 20.

So fliehet denn die Gesellschaft der Gottlosen, und suchet den Umgang mit Rechtschaffenen! Es gibt noch an allen Orten Leute, von denen man sagen kann: es sind wahre Israeliten, ihr Herz ist ohne Falschheit, sie lieben das Gute: mit ihnen machet euch bekannt, bey ihnen suchet euch Zeitvertreib

und Erhohlung, bey ihnen hohlet euch Nahrung für Kopf und Herz!

Schluß. Nun kennet ihr einige der vorzüglichsten Tugendmittel, meine Lieben! Machet nun aber von ihnen auch einen fleißigen Gebrauch! Denket oft über die Vorzüge nach, über die Würde, die ihr als Menschen habet! Faltet öfters eure Hände, und bethet zu Gott! Leset bisweilen ein gutes Buch, und versäumet nie die Anhörung des Wortes Gottes! Stärket euch durch die Empfangung der heil. Sacramente, und suchet nur Umgang mit jenen, deren Aufführung für ihre Liebe zum Guten spricht! Wenn ihr diese Mittel redlich brauchet, so wird eure Tugend wachsen, und durch das Wachsthum eurer Tugend wird es sich bewähren, daß ihr wahres Christenthum, daß ihr die seligmachende Religion habet. Denn, ich wiederhohle es noch ein Mahl, was Jesus im heutigen Evangelium sagt: **Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen; sondern der den Willen meines himmlischen Vaters thut, derselbe wird in den Himmel kommen.** Amen. *)

*) Anmerk. Wer wird wohl in einer Predigt so viele Tugendmittel auf ein Mahl vortragen mögen, wird vielleicht mancher denken. Tadle mich deßwegen nicht, mein Freund; wenn ich dir auf ein Mahl mehr gegeben habe, als du verlangt hast. Hebe dir, was zu viel ist, für die Zukunft auf. Ich bin so wenig als du ein Freund vom Ueberfüllen. Ich weiß, wie du, daß man die Flüssigkeit nur dann in den Krug bringe, nicht wenn man sie Strom- sondern Tropfenweise über seinen engen Hals gießet. —

Am achten Sonntage nach Pfingsten.

Ueber den Diebstahl, welchen Kinder an ihren Aeltern begehen.

Text.

Ein reicher Mann hatte einen Haushalter, der als ein Verschwender seiner Güter bey ihm angegeben ward. Luk. 16, 1.

Das heutige Evangelium stellet uns einen Mann vor die Augen, welcher als Verwalter die größten Ungerechtigkeiten an seinen Herrn beging. Erstlich verschwendete er das Vermögen seines Herrn, und zweytens ließ er die Schuldleute desselben ihre Schuldscheine verfälschen und herabsetzen in der Absicht, daß diese ihn nach seiner Absetzung in ihre Häuser aufnehmen und ernähren sollten. O, daß doch diese und alle Ungerechtigkeiten mit diesem ungerechten Haushalter auf Erden aufgehöret hätten! Aber leider! haben sie mit ihm nicht aufgehört. Täglich hört man auch jetzt noch von großen, von himmelschreyenden Ungerechtigkeiten, die in der Welt begangen werden, der eine wird im Handel und Wandel betrogen, der andere wird bestohlen, der dritte verliert seine Sachen durch ungerechte Prozesse, sogar Kinder bestehlen ihre eigenen Aeltern. Ja, m. L.! es ist traurig, aber es ist doch gewiß, daß die Kinder selbst öfters Diebe ihrer Aeltern sind.

Und zu dieser Ungerechtigkeit, zu diesem Diebstahle der Kinder kann, darf ich nicht schweigen. Was wird wohl aus jenen Kindern werden, welche in ihren frühen Jahren schon als Diebe im väterlichen Hause herumschleichen? Ich muß meine Stimme gegen dieses Laster erheben. Und dieses will ich denn jetzt auch thun.

Ich will

Ueber den Diebstahl, welchen Kinder an ihren Aeltern begehen

predigen.

Kinder überlegen oft nicht, wie gröblich sie sich durch den Diebstahl an ihren Aeltern versündigen, und das Betragen der Aeltern gegen ihre Kinder ist manches Mahl auch so beschaffen, daß sie selbst durch es ihren Kindern Veranlassung zu dieser großen Sünde geben.

Ich will deßwegen

1) Den Kindern zeigen, wie gröblich sie sich versündigen, wenn sie ihre Aeltern bestehlen,
2) Den Aeltern, was sie thun müssen, damit sie ihre Kinder vor dieser großen Sünde bewahren.

Beyde, Aeltern und Kinder bitte ich um ihre Aufmerksamkeit.

I.

Man braucht eben keinen großen Vorrath von Erfahrungen in der Welt gesammelt zu haben, man braucht eben nicht mit allen Lastern der Jugend bekannt zu seyn, man darf sich nur an das Wenige, was man in seinem Wohnorte gesehen, gehört und

erfahren hat, erinnern, um sich zu überzeugen, daß es keine erdichtete Sache, daß es Wahrheit sey, wenn man sagt: Kinder bestehlen öfters ihre eigenen Aeltern. Manche Kinder sind naschhaft, und an Leckereyen gewöhnt, manche wollen alle öffentlichen Lustbarkeiten, die oft viel Geld kosten, mitmachen, manche wollen schönere Kleider tragen, als sie von ihren Aeltern bekommen, manche sind schon, so jung sie auch noch sind, leidenschaftliche Spieler, und, um diesen ihren Hang zu befriedigen, greifen sie nach dem Beutel ihrer Aeltern, oder tragen sie ihnen Getreide und andere Sachen aus dem Hause, und verkaufen es für einen geringen Preis an schlechte Leute. Noch andere Laster, welche öfters die schon erwachsene Jugend zum Diebstahle im älterlichen Hause verleiten, will ich, weil sie zu abscheulich sind, nicht einmahl nennen.

Und daraus, die Aeltern zu bestehlen, machen sich viele Kinder, besonders erwachsene Söhne und Töchter, eben nicht viel. Meine Aeltern sind zu hart, und geben mir nichts; ich muß beständig arbeiten, und bekomme nichts dafür, was meine Aeltern haben, erhalte ich mit der Zeit doch einmahl, was liegt daran, wenn ich mir jetzt nehme, was ich doch einmahl bekommen werde? so sprechen manche Kinder, und mit diesen Scheingründen wollen sie den Diebstahl, welchen sie an ihren Aeltern begehen, beschönigen. Allein das sind lauter nichtige Vorwände, nichts, gar nichts in der Welt gibt jemahls ein Recht zu stehlen. Wie heißt das siebente Geboth?

Das siebente Geboth heisset: „Du sollst nicht stehlen.“ Und was würde aus der Welt werden, wenn dieses Geboth eine Ausnahme leiden würde, und

nicht volle Gültigkeit hätte? Ohne Sicherheit des Eigenthums kann die menschliche Gesellschaft nicht bestehen, deßwegen bestraft sie jede Verletzung des Eigenthums nach aller Strenge, deßwegen bauet sie Kerker und Zuchthäuser, deßwegen richtet sie Rad und Galgen auf, um jene zu schrecken, und vom Diebstahle abzuhalten, welche die Stimme ihres Gewissens nicht hören wollen, jene, allen Menschen so verständliche Stimme, welche rufet: Du sollst nicht stehlen. Dieses Geboth leidet keine Ausnahme, keine Einschränkung, es erstreckt sich auf alles, was andere haben, es mag von größerem oder geringerem Werthe seyn, es verbiethet die Entfremdung des Eigenthums der Aeltern, Geschwister und Anverwandten so strenge, als den Fremden und Unbekannten, es spricht unbedingt und gerade zu: Du sollst nicht stehlen. Wer sind die Aeltern? Und wie heisset das vierte Geboth?

Die Aeltern sind der Kinder erste und größte Wohlthäter. Sie sind ihre Erzieher, ihre Ernährer, ihre Versorger. Kein Freund in der Welt thut seinem treuesten Freunde das, was Aeltern ihren Kindern thun. Deßwegen heisset und gebiethet das vierte Geboth: Du sollst Vater und Mutter ehren; deßwegen sind Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit ein Tribut, den kein Kind seinen Aeltern, ohne die größte Sünde zu begehen, verweigern kann. Und nun saget mir, ihr Kinder, kann Hochachtung und Liebe und Dankbarkeit gegen die Aeltern mit dem Diebstahle bestehen, den man an ihnen verübt? Kann ich den ehren, den ich durch Diebstahl hintergehe? Kann ich den lieben, den ich um das Seinige bringe? Wie vielen Kummer macht es den Aeltern, wenn sie merken, daß sie dieses und jenes

durch den Diebstahl eingebüßet haben, und wenn sie erst denken müssen: meine Kinder sind meine Diebe, ach! um wie viel muß das ihren Kummer, ihre Betrübniß noch vergrößern? Und das sollte mit der ihnen schuldigen Dankbarkeit bestehen können, ihnen ein solches Herzenleid zu verursachen?

Ein Kind, das seine Aeltern bestiehlt, versündiget sich also erstlich gegen das allgemeine Geboth: „Du sollst nicht stehlen;" es versündiget sich zweytens auch gegen die den Aeltern schuldige Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit, gegen das vierte Geboth, welches besonders die Kinder angehet. Und die Aeltern zu bestehlen sollte also keine große Sünde seyn? Doch wenn das euch noch nicht genug einleuchtet, so höret statt aller Beweise nur die wenigen Worte der heiligen Schrift, welche sie über den Diebstahl ausspricht, welchen Kinder an ihren Aeltern begehen. **Wer Vater und Mutter bestiehlt**, sagt sie, in den Sprichw. 28, 24., wer Vater und Mutter bestiehlt, und sagt, das sey keine Sünde, der ist nicht besser, als ein öffentlicher Straßenräuber.

Merkt euch das, ihr Kinder, und lasset euch nie gelüsten, euern Aeltern etwas zu entwenden.

Nun will ich den Aeltern sagen, wie sie ihre Kinder vor dieser großen Sünde bewahren sollen.

II.

Aeltern, welche nicht nur für das leibliche, sondern ganz besonders auch für das sittliche oder geistliche Wohl ihrer Kinder sorgen, welche als Christen ihre Kinder in der Lehre und Furcht des Herrn erziehen sollen, müssen alles thun, was in ihren

Kräf-

Kräften stehet, damit sie ihre Kinder vor diesem Laster, vor dem Diebstahle, welchen sie an ihnen begehen können, bewahren. Und was sollen sie denn in dieser Absicht thun?

Aeltern, welche ihre Kinder vor dieser großen Sünde bewahren wollen, müssen sich Mühe geben, ihnen frühzeitig einen lebhaften Abscheu gegen alle Diebereyen überhaupt einzuflößen. Sie müssen ihnen oft sagen, daß das Eigenthum der Menschen heilig, daß es unverletzbar seyn müsse; daß man sich keine Birne, keine Nuß, keinen Häller, ungerechter Weise zueignen dürfe; daß der selbst nicht verdiene, etwas zu besitzen, welcher andere in dem Besitze des ihrigen störet; daß der Fluch auf ungerechtem Gute liege, und daß Gott einst jede Ungerechtigkeit nach aller Strenge an dem Ungerechten bestrafen werde.

Die Aeltern müssen zweytens ihren Kindern zeigen, daß sie ihnen jede unschuldige und unschädliche Freude gönnen, und sie durch wirkliche Wohlthaten davon zu überzeugen suchen. Sie müssen ihnen deßwegen öfters eine Freude machen, müssen sie an jenen Ergetzungen Theil nehmen lassen, welche die Ehrbarkeit und ihr Vermögen gestattet. Sehen Kinder ein, daß ihre Aeltern für ihr Vergnügen thun, was sie dafür than können, sind sie überzeugt, daß nicht der Geitz und die Habsucht ihrer Aeltern die Ursache sey, warum sie an den Freuden und Ergetzungen anderer nicht alle Mahl Theil nehmen dürfen, so werden sie zufrieden seyn, und nicht darauf verfallen, sich wider den Willen ihrer Aeltern zu ergetzen, und für heimliche Vergnügungen Geld zu verschaffen. Nur Aeltern, die zu hart sind, die

ihren Kindern keinen Kreuzer zu ihrem Vergnügen gestatten, nur diese erziehen ihre Kinder zu Dieben.

Die Aeltern müssen drittens Sorge tragen, daß ihre Kinder sich nicht an Näschereyen gewöhnen, und keine Spieler werden; denn Naschhaftigkeit und Spiel, diese zwey Untugenden verlangen Geld, und führen zum Diebstahle. Naschhafte Kinder werden selten ganz reine Hände behalten, noch weniger, welche leidenschaftliche Spieler sind. Schon das Sprichwort sagt: Spielen macht Diebe. Das sind also gewiß sorglose Aeltern, welche wissen, daß ihre Kinder große Spieler sind, und gleichgültig dabey bleiben, oder wohl gar eine große Freude darüber äußern, wenn sie hören, daß ihre Kinder recht gewonnen hätten. Noch sorgloser und blinder sind jene, welche, wenn sie sehen, daß ihre Kinder viel Geld haben, und sich allerhand kaufen, dem Vorgeben ihrer Kinder glauben, daß sie es mit Spielen gewonnen hätten. Durch Spielen wird alle Mahl mehr verloren, als gewonnen.

Die Aeltern müssen viertens genau darauf Acht geben, wo ihre Kinder hingehen, welche Vergnügungen sie sich machen, wie viel diese kosten, und ob ihre kleine Casse, diese zu bestreiten, hinreiche. Hören sie, daß ihre Kinder da und dort, bey diesem Tanze, und bey jenem Schmause gewesen seyen, daß es dabey so und so viel gekostet habe, so müssen sie berechnen, ob der bekannte Geldvorrath ihrer Kinder zur Bestreitung solcher Ausgaben groß genug sey, oder nicht. Auch müssen sie sich von ihren Kindern Rechenschaft über die Verwendung ihres Geldes geben lassen. Aeltern müssen immerhin wissen, wie viel Geld ihre Kinder haben können: finden sie also, daß ihre Ausgaben ihren Geldvorrath übersteigen, so

haben sie Grund genug, zu glauben, daß sie sich auf einen unerlaubten Erwerb verlegen, und jetzt müssen sie ihre Aufmerksamkeit auf das Betragen derselben verdoppeln. Es gibt Aeltern, welche es öfters hören, daß ihre Kinder bey dieser und jener Gelegenheit so viel Geld ausgegeben haben, und nicht einmahl die Frage an sich thun: Wo mögen meine Kinder so viel Geld wohl herbekommen haben.

Das müssen also die Aeltern thun, welche ihre Kinder vor dem Diebstahle bewahren wollen, welchen sie an ihnen begehen können.

Schluß. Und nun habe ich gezeigt, wie gröblich jene Kinder sündigen, welche ihre Aeltern bestehlen, wie sie jenes allgemeine Geboth: Du sollst nicht stehlen, und jenes vierte Geboth, welches den Kindern ganz besonders die Hochachtung und Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Aeltern einschärfet, verletzen, und wie sie deßwegen nach der Schrift den Straßenräubern gleich geachtet werden. Saget also nicht, ihr Kinder, meine Aeltern geben mir nichts, entschuldiget euern Diebstahl nicht mit diesen Worten! Es gibt nichts, womit man den Diebstahl entschuldigen kann. Und haben euch denn eure Aeltern noch nichts gegeben? Geben sie euch denn nicht alle Tage zu essen? Schaffen sie euch nicht die nöthigen Kleider? Haben sie es euch noch ein Mahl an der Nothdurft fehlen lassen? Saget nicht, ihr Kinder, ich muß beständig für meine Aeltern arbeiten, und bekomme nichts dafür! Arbeiten denn eure Aeltern nicht auch für euch? Haben sie nicht schon tausend müheselige Arbeiten für euch verrichten müssen, ehe ihr noch eine Hand an die Arbeit legen konntet? Möget ihr für alles, was eure Aeltern schon für euch gethan haben, und noch täglich für euch thun, gar

nichts zur Erkenntlichkeit dagegen thun? Saget nicht ihr Kinder, was meine Aeltern haben, das bekomme ich doch einmahl! Jetzt habt ihr noch kein Recht dazu, erst dann wird es euer Eigenthum, wenn es euch eure Aeltern freywillig übergeben.

Wollet ihr aber doch jetzt schon dieses und jenes von euern Aeltern haben, so will ich euch sagen, wie ihr es angreifen sollet, damit ihr es bekommet. Führet euch gut auf, richtet euch in allen Stücken nach dem Willen eurer Aeltern, und dann, wenn ihr etwas gern haben wollet, so bittet sie kindlich, bittet sie recht höflich darum, und ihre Liebe wird es euch geben.

Nun habe ich auch gezeigt, was Aeltern thun müssen, damit sie ihre Kinder vor dem Diebstahle, welchen sie an ihnen selbst begehen können, bewahren, wie sie ihnen frühezeitig einen lebhaften Abscheu gegen den Diebstahl überhaupt beybringen, wie sie nach Vermögen für ihre Vergnügungen sorgen, wie sie sie vor Naschhaftigkeit und dem leidenschaftlichen Spielen frey zu erhalten suchen, und wie sie auf ihre Ausgaben fleißig Acht geben, und sie gehörig berechnen sollen. Thuet dieses also auch, ihr Aeltern, damit eure Kinder nicht durch eure Nachlässigkeit und Schuld Diebe werden!

Noch ein Mahl, ihr Kinder, wende ich mich zu euch, und rufe euch noch ein Mahl die Worte der heil. Schrift zu: Wer Vater und Mutter bestiehlt, und sagt, das sey keine Sünde, der ist nicht besser, als ein öffentlicher Straßenräuber.

Und euch, ihr Aeltern, rufe ich die Worte des Apostels noch ein Mahl zu, jene Worte, die ich euch

schon so oft zugerufen habe: Väter, Mütter! erziehet eure Kinder in der Lehre, und in der Zucht des Herrn, Eph. 6, 4.! Amen.

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten.

Wie man sich vor dem Stolze bewahren könne.

Text.

Der Pharisäer stand, und bethete bey sich selbst also: Ich danke dir, Gott! daß ich nicht bin, wie andere Leute. Luk. 18, 11.

Man braucht das heutige Evangelium nur flüchtig zu durchlesen, um einzusehen, daß der im Tempel zu Jerusalem bethende Pharisäer ein vom Eigendünkel geblendeter, und vom Stolze aufgeblasener Mann war. Stolz war es, daß er sich vor Gott als einen Schuldlosen hinstellte, weil er kein Räuber, sonst ein Ungerechter oder Ehebrecher war. Stolz war es, daß er sich weit besser zu seyn dünkte, als der Publikan, der zugleich mit ihm bethete, und auf den er mit Verachtung hinblickte. Stolz war es, daß er sich auf ein Paar äußerliche Werke, auf sein zweymahliges Fasten und sein Zehend geben, so viel zu Gute that.

Dieses sind lauter Aeußerungen des Stolzes. Der Stolze hält sich für besser, als er wirklich ist, legt sich Vorzüge bey, die er gar nicht hat, wie der Pharisäer, der gerecht zu seyn glaubte, es aber keineswegs war. Der Stolze vergrößert die Vorzüge, die ihm zukommen, wie der Pharisäer, der es für

etwas sehr Großes ansah, daß er zwey Mahl in der Woche fastete, und den schuldigen Zehend richtig gab. Der Stolze, von seiner Größe eingenommen, verachtet seinen Nächsten, wie der Pharisäer, der Gott dankte, daß er nicht, wie der Publikan beschaffen sey.

An diesen Außerungen kennet man den Stolz, und siehet zugleich daraus: wie giftig die Quelle, wie schändlich der Stolz sey, woher solche Aeußerungen kommen. Der Stolze macht sich seine eigene Besserung und Vervollkommung unmöglich: denn er glaubt schon gut und unverbesserlich zu seyn. Der Stolze begegnet allen andern mit Grobheit und Verachtung, weil er diese für sehr unbedeutend, klein und nichtswürdig hält. Der Stolz ist also ein schädliches und schändliches Laster, und man muß sich gegen ihn zu bewahren suchen. Aber wie kann man sich gegen den Stolz bewahren?

Der Mensch, welcher Stolz hat, muß doch etwas haben, worauf er stolz ist: denn auf nichts kann man auch nicht stolz seyn. Das, was der Mensch hat, ist entweder zufällig oder wesentlich, das ist, die Dinge, auf die er stolz ist, sind entweder Glücksgüter, oder es ist seine Tugend. Wer den Werth der Glücksgüter richtig zu schätzen weiß, wird nicht auf sie stolz seyn. Und wer sich selbst kennet, mithin die Unvollkommenheit seiner Tugend, wird auch nicht auf diese stolz seyn. Richtige Beurtheilung und Schätzung der Glücksgüter, und Selbstkenntniß sind also die Verwahrungsmittel gegen den Stolz. Und davon will ich nun etwas mehr reden.

Ich predige über den Satz:

Wie man sich vor dem Stolze bewahren könne.

und sage:

Gegen den Stolz bewahret man sich:

1) Durch richtige Beurtheilung und Schätzung der äußerlichen, oder der Glücksgüter,

2) Durch Selbstkenntniß oder richtige Beurtheilung seiner selbst.

Vernehmet mich mit Aufmerksamkeit.

I.

Der Mensch ist das Meisterstück der göttlichen Allmacht. Betrachtet ihn einmahl, diesen Liebling der Gottheit! Sehet, wie sein Leib so kunstvoll gebauet ist: betrachtet die Gelenkigkeit und Stärke seiner Glieder! Seine Füße tragen ihn, wohin er will. Seine Hände sind geschickt zu tausenderley Arbeiten. Dabey kriechet der Mensch nicht, wie die Thiere auf den Vieren, er trägt sein Haupt aufwärts, gerichtet, gegen den majestätischen Himmel. Der Mensch hat Verstand, und kann sich unzählige Kenntnisse erwerben. Wie geschickt, wie gelehrt sind nicht manche Menschen? Sie bauen Palläste und Städte, sie dämmen das Meer, und wagen sich sogar an den Himmel, um die Größe der Sterne und ihre Bewegung zu erforschen. Der Mensch hat Vernunft, er unterscheidet zwischen recht und unrecht, zwischen gut und böse, und hat den freyen Willen zu thun, was recht und gut ist, und wenn das Gegentheil seiner Sinnlichkeit auch noch so viele Annehmlichkeiten und Vergnügen verspricht, zu unterlassen, was unrecht und böse ist, und wenn die Anreitzung dazu auch noch so groß wäre. Nichts kann ihn dazu zwingen, es hängt bloß von seinem Willen ab, er ist unabhängig, frey, wie die Gottheit selbst. Das ist der Mensch, und der Mensch hat also allerdings Un-

sache, einen edeln Stolz zu haben. Und diesen edeln Stolz sollte auch jeder Mensch haben, und in seinen Handlungen zeigen. Jeder sollte bey sich denken: Ich bin Mensch, Schande wäre es für mich, etwas Niederträchtiges und Böses zu begehen; Schande durch Unmäßigkeit, Völlerey und Unkeuschheit meinen Leib zu Grunde zu richten, der so kunstvoll gebaut ist, und in dem eine freye, unsterbliche Seele wohnet; Schande, meine Zeit durch Faulheit und Müßiggehen dahin zu bringen, und meine Seelenkräfte durch Nachdenken und Arbeit nicht auszubilden; Schande meinen Willen nicht brauchen, mich nicht durch die Liebe zum Guten leiten und regieren zu lassen, sondern durch den blinden Antrieb des Fleisches zum bloßen thierischen Vergnügen. Diesen edeln Stolz sollte jeder haben, und ihn dadurch zeigen, daß er sich nicht durch die Antriebe des Fleisches, durch die Vorspieglungen der Welt, sondern bloß durch das Gesetz seines Gewissens leiten und regieren ließ. Aber diesen edeln Stolz haben die wenigsten Menschen, sie haben einen elenden, einen schändlichen Stolz, einen Stolz, der sich auf äußerliche, vergängliche Güter gründet, oder auf Vorzüge und Tugenden, die sie nicht besitzen.

Auf äußerliche, auf Glücksgüter hat der Mensch nicht Ursache stolz zu seyn, denn diese geben ihm vor dem Richterstuhle der Vernunft, und vor Gott nicht den geringsten Werth. Vor unserm Gewissen und vor Gott gilt nur die Tugend, die innere Rechtschaffenheit, die Liebe zum Guten. Eine schöne Gestalt, Leibesstärke, Reichthum und Vermögen, Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit kann der Böse wicht so gut besitzen, als der rechtschaffene Mann: ja der Bösewicht erwirbt sich oft durch seine Ungerechtigkeit da-

von am meisten. Glücksgüter haben nur einen Werth, in wiefern man sie gut gebrauchet, also in wiefern man bey ihrem Besitze tugendhaft ist: und da würde mancher Bettler besser seyn, als so mancher reiche Geitzhals oder Wollüstling. Glücksgüter haben wir uns meistens nicht selbst erworben, wir haben sie entweder von unsern Aeltern überkommen, oder eine reiche Erbschaft erhalten, oder sie sind uns durch einen glücklichen Zufall zugefallen. Nun, was nicht unser eigenes Werk ist, gibt uns auch kein Verdienst. Was hast du, sagt deßwegen Paulus, das du nicht empfangen hast, wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich? Glücksgüter sind vergänglich: heute reich, morgen arm; heute angesehen, morgen verachtet; heute schön, morgen häßlich: heute stark, morgen schwach. Und wenn wir auch alt werden, und achtzig, ja hundert Jahre hindurch viel haben, so müssen wir ja doch alles zurück lassen. Nach unserm Tode bekommt es ein anderer: und uns bleibt davon nichts anders, als ein Paar Breter zur Todtenlade, und ein altes Hemd zum Todtenkleide, und auch diese zerfallen zu Staub und Asche.

Würden wir so über die irdischen, über die Glücksgüter nachdenken, so von ihnen urtheilen; so würden wir uns nicht auf ihren Besitz so viel einbilden. So lerne denn du stolzer Narr! lerne den richtigen Werth der irdischen Güter kennen. Du bildest dir so viel ein, weil du ein schöneres Haus, weil du bessere Kleider, weil du mehrere Aecker hast, als dein Nachbar; du siehest mit Verachtung auf ihn herab, weil du besser essen, und bequemer leben kannst, als er: allein gibt dir denn alles dieses den geringsten Werth vor Gott? Sind nicht auch Bö-

sewichte reich und angesehen? Mußt du nicht alles einst zurück lassen? Daran denke, o Mensch! gehe in dich, bessere dich, danke Gott, daß er dich nicht nothleiden lässet, und verwende deine irdischen Güter wohl, und darauf sey stolz, daß du sie zur Beglückung der der deinigen und der Nothleidenden wohl anwendest.

Also richtige Schätzung der irdischen Güter bewahret uns vor dem Stolze, der sich auf Glücksgüter gründet. Was bewahret uns vor dem Tugendstolze? Die richtige Schätzung unserer selbst, die Selbstkenntniß.

II.

Manche Menschen sind stolz auf die Werke, welche sie verrichten, auf ihre Tugenden. Ich, denken sie bey sich, ich bin doch ein guter Haushälter, ich bestelle meine Felder gut, ich suche etwas zu erwerben, und meine Haushaltung immer in einen blühenden Zustand zu versetzen. Ich bin ein sorgfältiger Vater, ich halte meine Kinder zur Arbeit an, ich schicke sie fleißig zur Schule und Kirche, ich lasse sie nicht zur Nachtszeit überall herum laufen. Ich bin ein friedlicher Nachbar, ich zanke mich nicht mit diesen herum, fange nicht wegen einer jeden Kleinigkeit einen Prozeß an; sondern lasse lieber etwas von dem meinigen fahren, und ertrage einen kleinen Schaden. Dabey habe ich nicht diese und jene Laster an mir: ich bin kein Säufer, kein Spieler, kein Hurer, kein Flucher und auch kein Lügner und Betrieger. So denken manche bey sich. Aber wie?

Du sagst, du wärest ein guter Haushälter, ein sorgfältiger Vater, und ein friedliebender Nachbar: warum bist du denn dieses? Bist du denn dieses aus reiner und edler Absicht? Vielleicht suchst du

etwas für dich, dein Haus und die deinigen zu erwerben, aus Habsucht. Vielleicht sorgst du für deine Kinder, um keine Schande an ihnen zu erleben. Vielleicht lebst du mit andern in Frieden aus Gemächlichheit, aus Liebe zur Ruhe, um dich nicht erzürnen, um nicht deßhalb Gänge zum Gerichte machen zu müssen. Vielleicht liegt bey deiner ganzen Tugend Stolz, Eigennutz, Menschengefälligkeit zum Grunde. Prüfe dich: wenn du dieses nicht aus Liebe zur Pflicht, aus Gehorsam gegen Gott thuest; so hat deine ganze Tugend nicht den geringsten Werth vor Gott, es ist nur Scheintugend. Und wenn du dieß auch wirklich bist, und aus guter Absicht bist, bist du denn auch, was du noch weiter seyn sollst? **Ihr sollet heilig seyn, wie ich, Gott, heilig bin,** schreibt Petrus 1. Br. 1, 16.; und Christus sagt: **Ich habe euch ein Beyspiel gegeben, daß ihr thuet, wie ich gethan habe.** Joh. 13, 15. Bist du denn Gott ähnlich? Handelst du, wie dein Heiland handelte? Frage dein Gewissen.

Du denkst und sagst: ich habe diese Laster nicht an mir. Hast du denn keine andere an dir? Du bist kein Säufer, bist du denn nicht vielleicht ein Unkeuscher, oder wenn du dieses nicht bist, bist du nicht etwa ein Zornteufel, ein Flucher, oder sonst etwas? Halte dir den Spiegel der Gebothe Gottes vor, und sehe, ob er dir keine Flecken zeiget! O, meine Lieben! wenn wir aufrichtig mit uns selbst verfahren, wenn wir in unser Inneres einkehren, und uns durch und durch beschauen: da verschwindet der Tugendstolz, wie die Finsterniß der Nacht vor dem Lichte des Tages verschwindet.

Wer auf seine Tugend stolz ist, der kennet sich gewöhnlich nicht. Er weiß nicht, was er seyn soll,

und weiß nicht, wie viel ihm noch fehlet, um zu seyn, wer er seyn sollte. Deßwegen sind auch nur dumme und unwissende Menschen stolz. Je richtiger einer den Werth der Dinge zu schätzen weiß, je besser er seine Pflichten kennet, und sich, — desto bescheidener und demüthiger ist er.

Schluß. Dieß sind also die Mittel gegen den Stolz: die richtige Beurtheilung und Schätzung der irdischen Güter, und die Kenntniß seiner selbst.

Habet ihr Glücksgüter, seyd ihr reich, angesehen, geehret, so lasset euch nicht vom Stolze beherrschen: denket, das alles hat in den Augen Gottes keinen Werth: alle Schätze der Welt sind vor ihm eine Spreu, die der Wind verwehet: vor ihm gilt nur die Tugend! Denket: zeitliche Güter können auch Schurken, können auch Bösewichte besitzen! Denket, alles irdische ist vergänglich und hinfällig! Habt ihr gute Eigenschaften an euch: wohl! so prüfet euch, ob ihr alles thuet, was der Mensch, was der Christ thun soll, und ob ihr dieß aus reinem Herzen, aus Liebe zum Guten thuet. Vor der Selbstprüfung wird euer Stolz, euer Hochmuth verschwinden. Amen.

Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

Was das heisse: Gott über alles lieben.

Text.

Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und aus deinem ganzen Gemüthe. Luk. 10, 27.

Meister! was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen? so fragte ein Gesetzlehrer Jesum. Zwar that dieser Mann diese Frage nur deßhalb an ihn, um ihn zu versuchen, um zu erfahren, ob er das mosaische Gesetz ganz, oder zum Theile verwerfe. Allein gibt es eine wichtigere Frage, als diese? Und wenn es keine wichtigere, als sie gibt, welcher Mensch sollte nicht in allem Ernste, ohne alle Nebenrücksichten eben so fragen, fragen: was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen?

Auf diese Frage verwies Jesus den Gesetzlehrer auf das Gesetz, auf die fünf Bücher Moses. Was stehst im Gesetze geschrieben. Wie liesest du? fragte er ihn. Du sollst, so antwortete der Gesetzlehrer, du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und aus deinem ganzen Gemüthe. Du hast recht geantwortet, sprach hierauf Jesus.

Mensch, Christ! du weißt also, was du thun sollst, damit du dich des ewigen Lebens, der frohen

Unsterblichkeit fähig und werth machest. Dein Geist ist unsterblich. Die Sonne wird nicht verfinstert, wenn sie sich unsern Augen entziehet: sie glänzt und leuchtet fort in andern Erdgürteln: so auch dein Geist: Er lebt in andern Welten fort, wenn er hier seine morsche Hülle verläßt. Damit er aber glückselig fortlebe, so sollst du Gott über alles lieben. Du liebst das und jenes, Gott sollst du aber mehr als alles andere lieben. Aber wie liebe ich Gott über alles? Was heisset Gott über alles lieben? fragest du vielleicht.

Wie du wird mancher fragen, mancher wird nicht recht wissen, was das heisse: Gott über alles lieben. Wirklich ist das Wort lieben vieldeutig, und bedarf hier einer genauen Bestimmung. Ich meines Theils werde also auch nichts besseres thun können, als den rechten Sinn desselben anzugeben. Und dieses will ich denn auch thun. Ich will

1) Erstlich erklären, was das heisse: Gott über alles lieben, und

2) Zweytens aus dieser Erklärung einige Folgerungen ziehen, und von ihnen eine Anwendung machen.

Die Sache selbst fordert eure Aufmerksamkeit, ich brauche euch also nicht erst darum zu bitten.

I.

Wir verstehen unter Gott jenes allwissende, allmächtige, heilige und gerechte Wesen, welches alle Dinge erschaffen hat, sie erhält und regieret, und einst jeden Menschen nach dem Grade seiner Tugend glückselig machen wird. Dieses Wesen sollen wir über alles lieben: was heißt nun dieses?

Manche Menschen klagen, daß sie Gott nicht recht lieben könnten, und sind, weil sie dieses, nach ihrer Meinung, nicht können, deßhalb sehr bekümmert. „Ich kann keine rechte Liebe zu Gott haben," sagen sie. Diese Leute denken sich unter der Liebe Gottes eine sinnliche Liebe, eine Zuneigung und Zärtlichkeit, wie sie ein Kind zu seiner Mutter, ein Vater zu seinem Kinde, ein Bräutigam zu seiner Braut hat. Und weil sie es nicht über sich vermögen, solche warme Gefühle des Herzens gegen Gott in sich zu erwecken, und zu unterhalten, so glauben sie, daß sie Gott nicht recht lieben, und auch nicht recht lieben könnten. Allein in einer solchen sinnlichen Regung, in zärtlichen Empfindungen des Herzens bestehet die wahre Liebe Gottes nicht. Gott ist kein Gegenstand der Sinne, wir können ihn also auch nicht so lieben, wie wir sinnliche Dinge lieben.

Schauen wir in unser zurück gelegtes Leben zurück, und überlegen wir, wie wunderbar er uns geleitet, wie gütig er unsere Schicksale geordnet, wie er uns da aus einer sichtbaren Gefahr gerettet, dort mit einem drohenden Unglücke verschont, und hier mit Geschenken seiner Vaterhand vor tausend andern überschüttet habe, oder blicken wir in der schönen Jahreszeit in die Schöpfung hinein, und sehen wir da, wie uns von allen Seiten Leben und Freude und Entzücken und Segen entgegen kommet, so wird es uns dabey zwar warm ums Herz werden, wir werden ganz Gefühl und Empfindung seyn, und im Gefühle unseres Glückes zum höchsten Wesen hinauf rufen: Wie gut bist du, du bist lauter Liebe, lauter Güte!

Es ist auch gut, daß wir uns bisweilen lebhaft an die Wohlthaten erinnern, welche wir von Gott

empfangen haben, daß wir seine schönen Werke in der Natur aufmerksam betrachten, und unserm Herzen diese Wärme, diese Stimmung zu geben suchen, sie erleichtert uns die Erfüllung unserer Pflichten, sie macht, daß wir wieder den Weg des Lebens zufriedener fortwandeln. Allein, diese Wärme verraucht doch bald wieder: und sollen wir Gott nicht allezeit lieben? Und werden wir diese Gefühle auch haben können, wo wir im Unglücke, in Krankheit und Dürftigkeit seufzen: und sollen wir nicht auch da Gott lieben? Kein Gefühl ist bleibend bey uns, keine Empfindung anhaltend, und da wir doch Gott allzeit lieben sollen, so kann die wahre Liebe Gottes nicht in einem Gefühle der Zuneigung nicht in einer sinnlichen Regung bestehen.

Die Liebe Gottes kann auch nicht in einem Gefühle des Wohlwollens bestehen, in einer solchen Liebe, welche uns antreibt, den geliebten Gegenstand zu beglücken. Denn Gott ist der Höchstselige, und wir können nichts zur Vermehrung seiner Seligkeit beytragen. Er bedarf keines Menschen, und was die Welt vermag, ist ja ohnehin sein. Er, sagt Paulus, wird von den Händen der Menschen nicht bedienet, als wenn er eines Dinges bedürftig wäre, er, der allen Leben, Odem und alles gibt, Apostelg. 17, 25. Und Assaph sagt, im Nahmen Gottes: Ich will kein Rind aus deinem Hause, aus deinen Hürden keinen Bock. Denn mein ist jedes Thier des Waldes, mein sind bey Tausenden die Herden im Gebirge. Ich kenne alle Vögel unterm Himmel, mein ist der Fluren Stolz. Wenn mich es hungerte, so spräch' ich dich nicht an; denn mein ist ja die volle Welt. 49. Ps. 9 — 13.

Wenn

Wenn nun aber die Liebe Gottes nicht in sinn-
lichen Gefühlen der Zuneigung und des Wohlwollens
bestehen kann, worin soll sie denn bestehen?

Es gibt noch eine Liebe, meine Theuern! Es
gibt eine Liebe der Hochschätzung, der Achtung,
eine Liebe, die in dem reinen Wohlgefallen an den
sittlichen Eigenschaften bestehet, welche ein Wesen
an sich hat. Sehet nur auf die Menschen, auf eure
Brüder, die in Rechtschaffenheit unter euch wan-
deln! Wenn ihr sehet, daß sie ihr Wort halten,
auch wenn es ihnen Schaden bringt, daß sie ihrem
Nächsten beyspringen, auch wenn ihre Ruhe und Ge-
mächlichkeit dabey leidet, daß sie ihre sinnlichen Lüste
bezähmen, auch wenn sie ihre unerlaubten Forderun-
gen ungestraft vor der Welt befriedigen könnten: müs-
set ihr sie da nicht hochschätzen, nicht achten; habt ihr
da kein Wohlgefallen an ihrem Betragen? Ja,
wir können nicht anders, an wem wir Gutes sehen,
uf dem ruhet unser Blick mit Wohlgefallen, wir
chätzen, wir achten seine Person. Nun was ist
lle Rechtschaffenheit und Tugend der Menschen ge-
en die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes? Ist
lle menschliche Tugend nicht ein Schatten im Ver-
leiche mit den Vollkommenheiten Gottes? Wenn
ir aber schon ein Wohlgefallen an der unvollkom-
enen menschlichen Tugend haben, wenn wir schon
en tugendhaften Menschen, der doch nie von allen
lecken rein ist, schätzen und hochachten: sollten wir
icht ein unbegrenztes Wohlgefallen an Gott haben,
r, wie der Psalmist sagt, nicht ein Gott ist, dem
issethat gefällt, der den Bösen nicht in seinen
chutz nimmt, vor dessen Angesicht die Sünder
ht kommen dürfen, der die Uebelthäter hasset,
die Lügner vertilgt, 5 Ps. 5 und 6.; der die

Heiligkeit selbst, oder wie Johannes sagt, ein Licht ist, in dem keine Finsternisse sind. 1. Br. 1, 5.?

Und sehet, so ein unbegrenztes reines Wohlgefallen an Gott haben, weil er alle sittlichen Eigenschaften im höchsten Grade besitzt, weil er die Heiligkeit, die Gerechtigkeit und weise Güte selbst ist, ihn dieser seiner Vollkommenheiten wegen mehr achten, als man alles in der Welt achtet, ihn deßhalb über alles hochschätzen, daß heisset Gott lieben, das heisset ihn über alles lieben. Wer also an Gott, weil er das höchste beste Gut, weil er gerecht, gütig und heilig ist, ein größeres Wohlgefallen hat, als an allen übrigen Dingen in der Welt, wer ihn deßwegen mehr, als alles andere, schätzt und verehret, der liebt Gott wahrhaft, der liebt ihn, so wie es seyn soll, über alles.

Aus dem nun, was Gott lieben, was ihn über alles lieben heißt, will ich einige Folgerungen ziehen, und sie euch vorlegen!

II.

Aus dem, was Gott lieben heißt, geht diese Wahrheit als eine ganz natürliche Folge hervor: Wer das Gute, das, was Recht und Pflicht ist, liebt und thut, der liebt auch Gott, der muß Gott lieben, weil er alles, was Recht und Pflicht Liebenswürdiges an sich haben, in sich vereiniget, weil er das höchste und beste Gut, weil er die Heiligkeit und Güte selbst ist. Und umgekehrt, wer das Gute, die Tugend nicht liebt und übt, der liebt auch Gott nicht.

Wir können also leicht erfahren, ob wir Gott lieben oder nicht. Wohnt die Liebe zum Guten in

. so wohnt auch die Liebe Gottes in uns. Du
'st mein Christ, und sagst: „Mein Herz ist
alt und trocken, ich weiß nicht, ob ich Gott
." Klage nicht, sehe nur auf dein Herz, sehe
auf deinen Wandel. Ist dir denn deine Pflicht
werth und theuer? Bist du denn nicht be-
', sie zu erfüllen? Bist du nicht treu und flei-
in deinem Berufe? Nicht gerecht im Handel
Wandel? Nicht keusch und schamhaft in dei-
Betragen? Fühlst du keine Reue, wenn du
Uebereilung oder aus menschlicher Schwachheit
von der Sinnlichkeit überrascht einen Fehltritt
ngen hast? Nimmst du dir nicht alsbald vor,
zu verbessern, und, um ihn nicht mehr zu be-
n, wachsamer zu seyn? Nun wenn das ist,
du deine Pflicht liebst und übest, so laß dein
kalt und trocken seyn. Nicht die Wärme, nicht
feurige Gefühl des Herzens, die pflichtliebende
nnung bewährt durch rechtschaffenen Wandel ist
echte Probierstein der Liebe Gottes. Du liebst
. — Haben wir aber keine Liebe zum Guten,
aben wir auch keine Liebe Gottes. Du sagst,
Freund! ich liebe Gott. Beweise mir deine
Gottes durch deine Pflicht- und Tugendliebe.
bekümmerst dich wenig um Recht und Pflicht,
etriegest deinen Nächsten im Handel und Wan-
du bist unkeusch in Worten und Werken, du
umst deine Berufsarbeiten oder verrichtest sie nach-
und obenhin, du läßt als Vater deine Kinder
Erziehung heranwachsen, du bist ein Säufer
Verschwender deiner Güter, u. s. w. und wie?
sagst: Ich liebe Gott. Du bist ein Lügner!
ist die Liebe zu Gott, spricht Johannes, daß
seine Gebothe halten. 1 Br. 5, 3.

Wer Gott über alles liebt, der heisset seine Neigung schweigen, wenn sie gegen ein Geboth Gottes gehet: auch diese Wahrheit gehet als eine ganz natürliche Folge aus dem, was Gott lieben heisset, hervor. Wir haben nähmlich eine angeborne Neigung zu dem, was uns Vergnügen verspricht. Man braucht uns nicht zu befehlen, daß wir essen und trinken, daß wir schlafen und ruhen, und daß wir, wenn es schön ist, spazieren gehen sollen. Alles das bringt uns Vergnügen, zu allem dem haben wir eine natürliche Neiguug, und wenn wir nur können, so thun wir das alles recht gern.

Oft geht aber unser Wunsch, unsere Neigung gegen ein Geboth Gottes. Ist es nicht ein Geboth Gottes, daß wir arbeiten, daß die Aeltern ihre Kinder erziehen, daß wir der Obrigkeit Gehorsam leisten? Dagegen, so wie gegen manche andere Gebothe Gottes gehet aber oft unsere natürliche Neigung. Der Taglöhner z.B. hat manches Mahl den Wunsch, die Lust oder Neigung, nichts zu arbeiten, sondern sich hinzulegen und zu schlafen, ob er gleich seinen ganzen Taglohn empfängt. Den Aeltern wird manches Mahl die Erziehung ihrer Kinder sehr beschwerlich. Ihre Neigung treibt sie an, auf ihren Zeitvertreib zu denken, und die Kinder dem Gerathewohl zu überlassen. Und die Unterhanen wünschen oft, wenn sie nur den Befehlen ihrer Obrigkeit nicht gehorchen müßten. Die Neigung des Taglöhners ist, sich hinzulegen und zu ruhen; die Neigung der Aeltern, ihre Kinder, wenn sie ihnen beschwerlich fallen, von sich zu weisen; die Neigung der Unterthanen, den obrigkeitlichen Befehlen nicht zu folgen. Diese Neigung des Taglöhners, der Aeltern und der Unterthanen gehet gegen ein Geboth Gottes.

Was werden wir thun, wenn eine unserer
zungen so gegen ein Geboth Gottes gehet? Wenn
Gott nicht über alles lieben, wenn uns unsere
nächlichkeit, unser Zeitvertreib, kurz unser sinn-
:s Vergnügen mehr gilt, als Gott, so werden
unserer natürlichen Neigung folgen, und das
oth Gottes seyn lassen. Was werden wir
: thun, wenn wir Gott über alles lieben? Wir
den die natürliche Neigung schweigen heissen, und
1, was das Geboth Gottes ausweiset. Und so
den wir es allezeit und in allen Fällen machen,
n wir Gott über alles lieben. Wir werden,
n wir krank sind, keine Lust haben, Arzneyen
nehmen; denn sie sind bitter: aber wir werden
doch nehmen, weil das Geboth Gottes sagt: Er-
e dein Leben. Wir werden, wenn wir schöne
fel und Birne auf den Bäumen unsers Nachbars
n, eine Neigung haben hinzugehen, und davon
interzunehmen: aber wir werden es doch nicht thun,
l das Geboth Gottes sagt: Du sollst nicht stehlen.
Wer also das Gute liebt, der liebt auch Gott,
umgekehrt, wer das Gute, Recht und Pflicht
t liebt, der liebt auch Gott nicht; und wer Gott
r alles liebt, der heisset allezeit und in allen
len die natürliche Neigung schweigen, wenn sie
en ein Geboth Gottes gehet, er ziehet jederzeit das
)oth Gottes der natürlichen Neigung vor.

Schluß. Wollen wir nicht auch in das ewige
en eingehen, meine Lieben? O, wer sollte das
)t wollen, wie der Fisch nach Wasser, wie der
ngerige nach Speise, so sehnen wir uns alle nach
ückseligkeit, ja wir wollen alle in das ewige Leben
zehen, alle selig werden! Aber wenn wir dieses
len, thun wir denn auch das, wodurch wir des

ewigen Lebens fähig und würdig werden, lieben wir Gott, lieben wir ihn über alles? Ich will nicht sagen: daß manche unter uns seyn werden, welche Gott nicht lieben, ihn nicht über alles lieben: jeder wird sich dieses jetzt selbst sagen können, wenn er auf seine Werke schauet, wenn er sich erinnert, ob er das Gute oder Böse liebt, ob er seiner Neigung oder den Gebothen Gottes folget. — Daß wir doch alle Gott lieben möchten, lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften, und aus ganzem Gemüthe! Amen.

Am Schutzengelsfeste.

Wir sollen, wie die heiligen Engel, gehorsam gegen Gott, und liebreich gegen die Menschen seyn.

Text.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Matth. 6, 10.

Um uns die Ausübung der Tugend zu erleichtern, werden uns verschiedene Tugendmuster vor Augen gestellt.

Zuerst ist uns Gott selbst das erhabenste Muster. Er ist der Inbegriff aller Vollkommenheiten. Auf ihn weiset uns J. C. hin mit den Worten: Seyd

ommen, wie euer himmlischer Vater voll-
nen ist. Matth. 5. Und durch den Mund des
Petrus spricht Gott: Ihr sollt heilig seyn,
ich bin heilig. 1 Br. 1, 16.
Auch J. C. der wahre Sohn, und das schönste
bild Gottes ist uns ein erhabenes Muster der
end. Wie er, Christus, gegen Gott und die
schen gesinnt war: so sollen auch wir als Chri-
gegen Gott und die Menschen gesinnt seyn. Er
ht: Ich habe euch ein Beyspiel gegeben,
, wie ich gethan habe. Joh. 13. Als gute
olische Christen stellen wir uns auch die Tugen-
der Heiligen als Muster zur Nachfolge vor Au-
Die Heiligen sind uns auf dem Wege der Tu-
und Rechtschaffenheit vorangegangen. In ihre
stapfen sollen wir eintreten, und ihnen auf eben
Wege der Tugend und Rechtschaffenheit nach-
en.
Endlich werden uns auch die heiligen Engel als
ster zu unserer Nachfolge vorgestellt, da uns
istus in der 3ten Bitte des Vater unsers zu Gott
ıen lehrte: Dein Wille geschehe, wie im Him-
also auch auf Erden, d. h.: dein Wille, o
t! werde erfüllet, wie von den Engeln im Him-
, also auch von den Menschen auf Erden. Die
. Engel sind uns also erstens ein Muster des Ge-
sams gegen den Willen Gottes. Gott will auch,
wir gegen andere liebreich seyn sollen, und eben
h hierin sind uns die h. Engel ein schönes Muster.
Wir wollen heute von beyden Stücken mit einan-
reden, und allein bey dem Tugendmuster der h.
gel stehen bleiben. Denn wir feyern heute das
t der heil. Schutzengel. Und da können wir uns
gewiß den h. Schutzengeln nicht dankbarer bezeigen,

sie nicht besser verehren, und ihnen keine größere Freude machen, als wenn wir uns recht bestreben, nach ihrem Beyspiele gehorsam gegen Gott, und liebreich gegen andere zu seyn. Merket also, Andächtige! Ich sage im

1 Th. der Predigt: **Wir sollen so gehorsam gegen Gott seyn, wie die heil. Engel gegen Gott gehorsam sind,** und im

2 Th. **Wir sollen insonderheit so liebreich gegen andere seyn, wie die heil. Engel gegen andere liebreich sind.**

Diese zwey Theile sind der Inhalt der ganzen Predigt. Vernehmet mich mit Aufmerksamkeit.

I.

Wir Menschen sind nicht die einzigen vernünftigen Geschöpfe Gottes. O! das Reich Gottes ist unermeßlich groß. Auch außer uns gibt es noch unzählige andere noch weit vortrefflichere Wesen. Sie werden in der heil. Schrift Engel genennt, und den Menschen als Muster in Erfüllung des Willens Gottes vorgestellt, da uns der Sohn Gottes in der dritten Bitte des Vater unsers zu Gott bethen lehrte: **Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.** Wir sollen also den Willen Gottes so auf Erden erfüllen, wie er von den Engeln im Himmel erfüllet wird.

Da sollen wir erstlich so gehorsam gegen Gott seyn, wie die heil. Engel gegen Gott gehorsam sind.

Um die Beschaffenheit des Gehorsames der heil. Engel kennen zu lernen, wollen wir nur bey der gewöhnlichen Erklärung stehen bleiben. Die heiligen

gel thun, was Gott will, wie Gott will, und
il Gott will.

Erstlich thun die heiligen Engel alles, was Gott
l. Sie erfüllen den Willen Gottes in allen Din-
n, nicht nur in einem oder dem andern, gegen
e Gebothe Gottes sind sie gehorsam; denn sonst
ren sie nicht die heiligen Engel, und könnten uns
ht als Muster in Erfüllung des Willens Gottes
rgestellt werden. Wer nur ein einziges Geboth
ottes muthwillig und vorsätzlich übertritt, der ist
on kein wahrer Diener Gottes, dem fehlt es schon
wahrer Liebe zu Gott und an schuldiger Achtung
gen sein h. Gesetz, der erkennet Gott schon nicht als
nen ewigen Gesetzgeber, höchsten Oberherrn und
engen Richter, und der wird gewiß auch in andern
ingen Gottes Gebothe übertreten, so bald er nur
Versuchung dazu geräth. Wir sollen also, wie
e heiligen Engel, kein einziges Geboth Gottes über-
eten. O! denken wir also nur nie, dieß oder
nes ist nur eine läßliche Sünde, es ist nur eine
leinigkeit. Nein, es ist nicht eine Kleinigkeit,
as Gott das allerheiligste Wesen mißbilliget, was
ider das Gewissen lauft. Jede Sünde ist ein
ngeheuer, ist das einzige wahre Uebel in der Welt,
nd das Leben verlieren ist unendlich weniger, als
ine einzige Sünde mit Wissen und Vorsatz begehen.
uch sollen wir Gottes Gebothe nicht nur in solchen
dingen erfüllen, worin es unserer Natur ohnehin
eicht ankommt. Fällt es uns auch noch so schwer,
dürfen wir doch nicht eine Spanne breit vom Wege
er Gebothe Gottes abweichen. Christus spricht in
em heute verlesenen Evangelium: „Wenn dich dein
luge ärgert, so reiß es heraus, und wirf es von dir.
Wenn dich dein Fuß oder deine Hand ärgert: so haue

sie ab, und wirf sie von dir." Der Sohn Gottes will nicht, daß wir unsern Leib verstümmeln sollen. Er will nur sagen, wir sollen unsere liebste Neigung und süßeste Begierde unterdrücken, wenn ihre Befriedigung nicht mit der Erfüllung des Willens Gottes bestehen kann. Es sey uns schwer oder leicht, wir sollen einmahl, wie die heil. Engel, alles thun, was Gott will. — Freylich sind wir Menschen, und keine Engel, und fehlen ist menschlich. Wir sollen und dürfen doch nie in einem sittlichen Fehler verharren. So bald wir einen Fehltritt an uns gewahr werden, sollen wir zu Gott aufschauen, es vor ihm bereuen, verbessern, und das Unrecht wieder gut zu machen suchen. Wir sollen daraus Demuth, und für die Zukunft Vorsicht lernen. Die heiligen Engel freuen sich, wie das Evangelium sagt, über einen Sünder, der Buße thut oder sich bessert; aber das größte Mißfallen haben sie daran, wenn der Mensch was immer für ein Geboth Gottes muthwillig übertritt, und vorsätzlich in einer Sünde verharret.

Zweytens thun die heil. Engel auch alles so, wie es Gott will. Gott will einen freudigen und unverzüglichen Gehorsam. Wenn das Kind aufs erste Wort, auf den ersten Wink gehorchet, nicht wahr, da haben die Aeltern an ihm ihre Freude. Sehet, so ist der Gehorsam der heil. Engel beschaffen Sie sind auf jeden Wink des Ewigen bereit. Darum werden sie auch mit Flügeln abgebildet. Sehet, die Flügel, welche die heiligen Engel in ihrem Bildnissen haben, sind das Sinnbild der freudigen Behendigkeit, womit sie alle Befehle Gottes vollziehen. So freudig und unverzüglich sollen wir nun auch Gottes Befehle vollziehen. Wenn wir einmahl er=

kennen, daß etwas recht und gut, und Gottes Willen sey, dann dürfen wir auch nicht zaudern, uns nicht erst lange bedenken, sondern ohne Verzug und mit Freuden es thun. Wir sollen sprechen, wie Christus unser Meister: „Meine erquickende Speise ist es, den Willen meines himmlischen Vaters zu thun.“ Frohlocken sollen wir im Geiste, so oft wir eine Gelegenheit haben, unsern Gehorsam gegen Gott unsern weisesten Gebiether und wohlthätigsten Vater an den Tag zu legen. Alsdann thun wir, wie die heil. Engel, alles so, wie es Gott will.

Drittens thun die heil. Engel auch alles deßwegen, weil es Gott will. Die heiligen Engel sind nähmlich viel erleuchteter, als wir Menschen. Sie sehen besser ein, als wir, daß das Gute schon an und für sich gut, und das Böse an und für sich böse ist. Darum thun sie auch das, was recht und gut ist, nicht weil es belohnt wird, sondern weil es recht und gut ist, oder, welches auf eins hinausläuft, weil es Gott will, weil ers gebiethet. Und was unrecht und böse ist, verabscheuen sie, nicht, weil es bestraft wird, sondern weil es böse und nicht recht ist, oder: weil es Gott nicht will, weil ers verbiethet. Eben so sollen auch wir keine eigennützigen Lohndiener seyn. Wir sollen das Gute auch nicht wegen der Belohnung thun, denn sonst lieben wir im Grunde nur die Belohnung, nicht das Gute. Und was böse ist, sollen wir verabscheuen, auch nicht wegen der Strafe, denn sonst verabscheuen wir im Grunde nur die Strafe, nicht das Böse. Wir sollen auch auf die innere Schönheit und die hohe Würde der sittlichen Güte oder der Tugend, und auf die innere Häßlichkeit und Niedrigkeit des sittlich Bösen, oder des Lasters sehen, und wie die heil. Engel, das was

recht und gut ist, thun, nicht weil es belohnt wird sondern weil es recht und gut ist, oder weil es Gott will, weil er es gebiethet. Und was böse und unrecht ist, sollen wir vermeiden, nicht weil es bestraft wird, sondern weil es böse und nicht recht ist, oder weil es Gott nicht will, weil er es verbiethet. — Wir machen uns einer um so größeren Belohnung würdig, je weniger wir das Gute des Lohnes wegen gethan, und das Böse der Strafe wegen unterlassen haben. Diese gute Absicht müssen wir bey allem was wir thun, zum Grunde legen, sonst täuschten wir uns selbst, halten uns für fromm und tugendhaft da wir es im Grunde doch nicht sind. Die besten Handlungen sind ohne diese gute Absicht nicht als Flittergold, welches rauscht und blendet, aber keinen innern Werth hat.

Ich schreite nun zum zweyten Theile, und sage wir sollen insonderheit nach dem Willen Gottes auch so liebreich gegen andere seyn, wie es die heiligen Engel sind.

II.

Die heil. Engel sind liebreich sowohl gegen die Menschen auf Erde, als gegen ihre Mitengel im Himmel.

Uns Menschen lieben sie als ihre Freunde auf Erden, nehmen brüderlichen Antheil an unsern Schicksalen, erfreuen sich, daß auch wir unter dem Schutz des allmächtigen Vaters im Himmel stehen, und wünschen nichts mehr, als daß wir alle in ihre Gesellschaft in den Himmel gelangen mögen.

Auch ihre Mitengel lieben sie als Freunde und Brüder, und im ganzen Himmel herrschet nichts als Liebe, Friede und Eintracht.

Da lernen wir, daß wir gegen andere auch liebreich seyn müssen, sonst sind wir nicht tauglich zum künftigen Stande der Engel. Feindselige, unverträgliche, mürrische Menschen, Zänker und Friedensstörer taugen nicht in die Gesellschaft der Bewohner des Himmels, wo lauter Liebe, Friede und Eintracht herrschet.

Unser irdisches Leben soll eine Vorbereitung zum himmlischen Leben, der Stand der Menschen eine Vorbereitung zum Stande der Engel seyn. Schon auf Erden müssen wir also gleichsam Engel und Schutzengel unserer Mitmenschen seyn. Engel und Schutzengel unserer Mitmenschen, ja das können und sollen wir alle schon jetzt seyn. Siehe, mein lieber Christ! du bist ein schöner Engel Gottes gegen deine Mitmenschen, wenn du in deinem Betragen gegen sie sanft, gefällig, bescheiden und freundlich bist. Du bist ein schöner Engel Gottes, wenn du mit andern Frieden hälst, oder unter andern Frieden stiftest. Du bist ein schöner Engel Gottes, wenn du deinen Nächsten, wo und wie du kannst, mit Rath oder That zu Hülfe eilest. Du bist ein schöner Engel Gottes, wenn du einen Menschen, besonders wenn du die liebe Jugend durch gute Lehren und Beyspiele auf den Weg zur wahren Tugend und ewigen Glückseligkeit führest.

Auf eben diese Art können und sollen wir auch Schutzengel unserer Mitmenschen seyn. Siehe, mein lieber Christ! du bist der Schutzengel deines Mitmenschen, wenn du ihn vor irgend einer Gefahr des Leibes oder der Seele beschützest, oder daraus er-

rettest. Christliche Mutter! du bist der Schutzenge deiner Tochter, wenn du ihre Unschuld und Reinig keit von den Nachstellungen des Verführers bewa chest und bewahrest. Christlicher Vater! du bi der Schutzengel deines Sohnes, wenn du ihn vo den gewöhnlichen Lastern und Ausschweifungen de Jugend zurück hältst. Christlicher Mitbruder! d bist der Schutzengel deines Mitbruders, wenn d ihn durch sanfte Zurechtweisung, durch brüderlich Bestrafung oder dein gutes Beyspiel von was imme für einer Sünde abhältst.

O wie gut, wie schön und vortrefflich wäre die vor Gott und den heil. Engeln im Himmel, wen die Menschen auf Erden auf diese Weise einer de andern Engel und Schutzengel wäre! Wie ger müßte man da unter Menschen seyn! Wie gu wäre es auf Erden zu wohnen! Da hätten wi den Himmel auf Erden! Ja gewiß, Gott hat auc die Erde recht schön gemacht, es fehlt ihr nicht a Pracht, sondern nur an Engeln, so würde sie ei Himmel seyn.

Schluß. So wollen wir denn den heilige Entschluß fassen, uns dem Tugendbilde der heilige Engel und Schutzengel immer ähnlicher zu machen Wir wollen alles thun, was Gott will, gleichwi die heiligen Engel alles thun, was Gott will. Wi wollen alles so thun, wie es Gott will, gleichwi die heiligen Engel alles thun, wie es Gott will Wir wollen alles deßwegen thun, weil es Gott will gleichwie auch die heiligen Engel alles deßwegen thun weil es Gott will. Auch wollen wir selbst liebreich Engel und Schutzengel unserer Mitmenschen seyn Dann, o dann werden Gott und die heiligen Enge an uns Wohlgefallen haben: dann ist unser irdische

leben Vorbereitung zum ewigen Leben, unser Stand der Menschen Vorbereitung zum Stande der Engel; dann werden uns die heiligen Engel im Tode freundlich entgegen kommen, und liebreich in ihre Gesellschaft einführen und aufnehmen. Da werden wir dann unser Gebeth mit dem ihrigen vereinigen, und frohlockend einstimmen in ihren Lobgesang: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen! Himmel und Erde sind voll von seiner Herrlichkeit! Amen. *)

---

*) Diese Predigt ist ganz, wie sie ist, und die 18te im I., die 11te im II., die von der h Messe im III., und die 1te, 6te und 23te in diesem IV. Bändchen sind größten Theils von meinem Bruder, dem Kapellane Joseph Gehrig zu Laudenbach an der Vorbach. [Suum cuique. Dieser junge Mann besitzt, nach meinen Dafürhalten, die schöne Gabe der Popularität in einem hohen Grade, und — doch die Blutsfreundschaft, mithin die Bescheidenheit gebiethet mir, die Hand auf den Mund zu legen.

Am Feste aller Heiligen.

Worin die wahre Heiligkeit des Christe bestehe.

Text.

Selig sind, die hungert und dürstet nach der G rechtigkeit, denn sie werden ersättiget werden. Matt 5, 6.

Das heutige Fest erinnert uns an alle jene guten Me schen, welche auf Erden nach nichts so sehr, als na Heiligkeit strebten, ihrem Streben nach Heiligk alles andere unterordneten; und sich dadurch der S ligkeit würdig machten, die sie nun wirklich im Hi mel genießen. Oder was das Nähmliche ist, es eri nert uns an jene Menschen, welche, nach der Sprac des Heilandes, hungrig und durstig ware nach der Gerechtigkeit, und deren Hung und Durst nach höherer Erkenntniß, nach höher Tugend und Glückseligkeit jetzt im Himmel gesättig wird, und die wir deßwegen Heilige und Seli nennen.

Bey dieser Erinnerung an die Heiligen ka uns der Gedanke nicht entgehen: „Du sollst, n sie nach Heiligkeit streben;“ auch nicht der Wunsc „Wie sie glückselig zu werden.“ — Strebe, n die Heiligen, nach Heiligkeit, um, wie sie, d Glückseligkeit würdig zu werden: ja dieser Gedan ist der erste, der natürlichste, der sich uns am hei tige

tigen Festtage bey der Erinnerung an die Heiligen aufdringet.]

Aber worin bestehet die Heiligkeit, nach welcher wir, dem Beyspiele der Heiligen gemäß, ohne Unterlaß streben sollen, und durch die wir uns der Glückseligkeit werth und fähig machen? Worin bestehet die wahre Heiligkeit des Christen?

Werde ich heute etwas Besseres thun können, als dieses, daß ich euch zeige, worin die wahre Heiligkeit bestehe? Werden wir insgesammt die Heiligen heute durch etwas Besseres verehren können, als dadurch, daß wir jenes Gut kennen lernen, um das sie sich rastlos bemüheten, für welches viele aus ihnen Leib und Leben opferten? — Gewiß kann ich nichts Besseres thun, und gewiß könnet ihr die Heiligen nicht besser verehren, als wenn ich zeige, und wenn ihr lernet, worin die wahre Heiligkeit bestehe.

Ich rede also jetzt mit euch

Von der wahren Heiligkeit des Christen,

und zeige:

1) Worin die Heiligkeit nicht bestehe,

2) Worin dieselbe bestehe.

Gott gebe, daß das Bild der Heiligkeit meiner Seele lebhaft vorschwebe, damit ich es euch in seiner unverfälschten Schönheit zeige, nicht entstellet durch Farben gemischt von unheiligen Menschenhänden!

I.

Heiligkeit ist das Ziel, das wir niemahls aus den Augen verlieren dürfen, und dem wir uns in

jedem Augenblicke des Lebens, mit jedem Trit und Schritte nähern sollen. Gleichwie der, we cher euch zum Christenthume berufen hat, heil ist; so sollet auch ihr in all euerm Wandel heil werden: denn es stehet geschrieben: Seyd heili weil auch ich — Gott — heilig bin, schrei Petrus 1 Br. 1, 15 und 16.; und Paulus schreib Das ist der Wille Gottes eure Heiligung. The 4, 3. Und dieser Zuruf der Apostel ist kein a derer, als der Zuruf unsers Gewissens. Unaustil bar ist das Gesetz in unser Herz geschrieben: „I sollt heilig seyn."

Von dieser Heiligkeit haben aber nicht alle Me schen den richtigen Begriff. Viele denken, ein he liges Leben bestehe darin, daß man die Welt u ihre Freuden fliehe, daß man seinen Leib hart hal und martere, und daß man, abgesöndert von d Welt, in stiller Einsamkeit nur der Betrachtun dem Gebethe und den so genannten guten Werken o liege. Das ist nicht der rechte Begriff der Heili keit. Die Heiligkeit des Christen bestehet a) nic darin, daß er die Welt und ihre Freuden flieh b) nicht darin, daß er seinen Leib hart halte u quäle, auch c) nicht darin, daß er nur dem B trachten, dem Bethen und den andern so genannt guten Werken obliege.

a) Erstlich bestehet das heilige Leben eines Chr sten nicht darin, daß er die Welt und ihre Freud fliehe. Um euch davon zu überzeugen, so sehet n auf die Einrichtung der Welt, auf eure Bedürfni und auf das Beyspiel Jesu und der Apostel!

Die Welt ist so eingerichtet, daß sie nur Wen ges, außer Disteln und Dornen, ohne Beyhülfe d Menschen hervorbringet. Um sie zu verschönern u

fruchtbar zu machen, ist die Arbeit und der Fleiß der Menschen nothwendig. Würden wir unsere Hände müßig in den Schooß legen; so würde die Welt entweder ein dicker Wald seyn, in dem sich wilde Thiere aufsuchen und zerreissen, oder ein Sumpf, der faule und vergiftete Luft aushauchet, oder eine Wüste voll Sand und einigen wildwachsenden Pflanzen; so würden keine Saaten da stehen, welche die Hoffnung des Landmannes sind; so würden keine Gärten da seyn, die mit Blumen von allen Farben prangen, und keine veredelten Obstbäume, deren süße Früchte uns zuwinken und zu ihrem Genusse ein laden.

Unsere Bedürfnisse machen uns auch ein arbeitsames und geselliges Leben nothwendig. Ohne Arbeit haben die Menschen kein Brot, mit dem sie ihren Hunger stillen, keine Kleider, womit sie ihre Blöße bedecken, keine Häuser, in denen sie sich gegen die Rauhigkeit und Veränderung der Witterung schützen können. Ohne die Verbindung mit Menschen können wir wenig ausrichten, ohne diese gehen die edelsten Gefühle der Liebe und Freundschaft verloren. Und ohne den Genuß der Freuden, die uns die Welt darbiethet, überziehet ein finsteres, trauriges und gehässiges Wesen unsere Seele, das unsere Kräfte lähmet, und uns träge und ungeschickt machet zur Erfüllung der Pflichten des Lebe ns.

Jesus und die Apostel lebten in der Welt und genoßen den Umgang und die Freuden der Menschen. Bald ging Jesus auf den Marktplatz, wo sich ganze Haufen Menschen versammelten, bald gesellte er sich zu den Fischern am Meere, bald zu den Zöllnern in ihren Zollstätten, bald fand er sich im Hause eines Pharisäers oder in einem Hochzeithause beym Gastmahle ein. Nur hier und da entzog er sich

dem Geräusche der Welt, um sich zu leben, und s
durch Betrachtung und Gebeth zu den Geschäften s
nes hohen Berufes aufs Neue zu stärken. Die Ap
stel durchreiseten eine Stadt um die andere; besucht
ein Volk nach dem andern; sie flohen nicht die Welt,
haßten nicht die Freuden der Welt: nur die Laster d
Welt waren es, welche sie flohen und haßten.

Das alles, die Einrichtung der Welt, uns
Bedürfnisse, das Beyspiel Jesu und der Apos
lehren uns also, daß die Heiligkeit des Christen ni
in der Flucht aus der Welt und in der Verachtu
ihrer Annehmlichkeiten bestehe.

b) Zweytens besteht das heil. Leben eines Chr
sten auch nicht darin, daß er seinen Leib hart hal
und martere. Der Leib ist das Werkzeug der Seel
Je besser dieses Werkzeug bestellt ist, desto wirksam
kann die Seele seyn. Wann ist aber der Leib, di
ses Werkzeug der Seele am besten bestellt, wen
er durch Fasten ausgemergelt, durch harte Behan
lung geschwächt, oder wenn er durch eine ordentlic
Pflege gesund und stark erhalten wird? Die heili
Schrift machet uns ja auch eine ordentliche Leibe
pflege zur Pflicht. Pflegt des Leibes, sagt si
doch so, daß er nicht geil werde. Röm. 13, 1.
Durch Härte, mit der man seinen Körper behan
delt, werden die bösen Anmuthungen auch nicht g
tödtet, ja die Erfahrung lehret sogar, daß der Kö
per bluten, und nicht desto weniger im Herzen da
Feuer sündlicher Begierden hellauf brennen könn
Und führt das Leben nicht ohnehin Leiden genug mit sich
Die Geschäfte unsers Standes: fallen sie uns nic
schwer? Die Beherrschung unserer sündlichen Lüs
und Begierden: kostet sie uns nicht Mühe und An
strengung? Armuth, Krankheit, Krieg: sind s

keine Plagen für uns? Sollten wir uns freywillig derselben noch mehrere machen?

Es ist zwar wahr, die heil. Schrift redet an mehreren Orten von der Kreuzigung des Fleisches. Die Christo zugehören, haben ihr Fleisch sammt den Leidenschaften und bösen Lüsten gekreuziget, sagt Paulus Gal. 5. 24.; und 1 Kor. 9. 24. sagt er von sich selbst: Ich kasteye meinen Leib, und bringe ihn in die Dienstbarkeit. Es ist auch wahr, die Legende erzählet von vielen Heiligen, daß sie durch anhaltendes Wachen, durch langes Fasten, durch harte Schläge, durch beschwerliche Kleider, ihrem Leibe wehe gethan hätten. Allein die heilige Schrift will mit diesen und dergleichen Aussprüchen nicht sagen, daß man seinen Leib unnöthiger Weise martern, sondern daß man ihm nur dann Gewalt anthue, wenn er uns durch seine natürliche Trägheit vom Guten abhalten will, oder wenn seine Forderungen auf etwas Verbothenes und Unerlaubtes gehen. Und was das Beyspiel der Heiligen angehet, so verdienen sie in diesem Stücke keine Nachahmung. Ihr Wille war gut, aber ihrem Verstande fehlt es hierin an gehörigem Lichte.

Die Heiligkeit des Christen kann also auch nicht in Selbstmarter, in harter Behandlung des Leibes bestehen.

c) Drittens endlich bestehet das heilige Leben eines Christen auch nicht darin, daß er nur dem Betrachten, dem Bethen und andern so genannten guten Werken obliege. Die Welt könnte unmöglich bestehen, wenn jeder sein Leben nur damit hinbringen wollte, Gebethe zu verrichten, und Betrachtungen anzustellen. Wo würde bey einem solchem Leben die Nahrung für uns herkommen? Wer würde da-

bey unsere Felder bestellen, unser Vieh füttern, u
sere Kinder und Kranken pflegen? „Wahn ist e
„sagt deßwegen ein gewisser Schriftsteller, daß d
„Singen und Bethen in Vereinigung der christlich
„Heilmittel allein, oder auch nur vorzugsweise G
„tesdienst sey, und dem Menschen ein Verdienst
„die andere Welt verschaffe: daß die Berufsarbei
„auf dem Felde und in der Scheune zwar den mens
„lichen Bedürfnissen abhelfen, vor dem Richterstu
„Gottes aber kein der Belohnung würdiges Verdi
„aufzuweisen hätten." Nirgends setzt auch die h
Schrift ein heiliges Leben in dergleichen Uebung
und wenn Jesus bethete und der Betrachtung obl
so that er es dann erst, wenn er seinen Berufs
schäften abgewartet hatte.

Zwar schreibt der Apostel: **Bethet oh Unterlaß**, 1 Thess. 5, 17.; allein er will
mit nur so viel sagen, daß bey allen unsern irdisc
Geschäften und Bemühungen unsere Gedanken
gleich auf Gott und unsern letzten Endzweck geric
seyn sollen.

Die Heiligkeit des Christen bestehet also a
nicht nur im Gebethe und in frommen Betrachtung

Worin bestehet den nun die wahre Heilig
des Christen?

II.

Die wahre Heiligkeit des Christen bestehet in Uebereinstimmung seiner Handlungen und Gesinn gen mit den Gebothen Gottes. Erstlich a) in Uebereinstimmung seiner Handlungen, zweytens in der Uebereinstimmung seiner Gesinnungen mit Gebothen Gottes.

a) Will der Christ einen heiligen Wandel führen, so muß also vorerst das, was er thuet oder unterläßt, mit den göttlichen Gebothen übereinstimmen.

Keinem Menschen mangelt die Kenntniß der Gebothe Gottes, wenigstens kann jeder zur Erkenntniß derselben gelangen, wenn er nur dem Lichte folgen will, welches ihm Gott in seiner Vernunft angezündet hat, seine Vernunft ist sein Gesetzbuch. Denn wenn die Heiden, welche das Gesetz nicht haben, von Natur das thun, was gesetzmäßig ist, so sind diese, die das Gesetz nicht haben, sich selbst ein Gesetz, sagt Paulus Röm. 2, 14. Ein jeder braucht nur sich selbst, um zu erfahren, was in jedem Falle zu thun gebothen oder verbothen ist, zu fragen: Darf das ein jeder thun? Würdest du das billigen, wenn es andere thäten? Könnte die Welt bestehen, wenn jeder so handeln wollte? Darfst du Gott zum Zeugen: darfst du alle weisen und guten Menschen bey dem, was du vorhast, zu Zuschauern haben, und es thun, ohne dich vor ihnen schämen zu müssen? Antwortet ihm die Stimme seiner Vernunft auf diese Fragen: ja, daß darf ein jeder thun, das würde ich an allen billigen müssen, dabey würde sich die Welt gut befinden, das dürften Gott und die Menschen mit ansehen, so kann er von der Rechtmäßigkeit seiner Handlung, im Gegentheile von der Unzulässigkeit derselben, überzeugt seyn.

Dem Christen können die Gebothe Gottes ohnehin nicht unbekannt seyn, denn über die meisten derselben hat sich Jesus ins besondere erkläret. Beschweret eure Herzen nicht mit Fressen und Saufen. Selig sind, die eines reinen Herzens sind. Selig sind die Armen im Geiste. Wenn das Licht, was in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird die

Finsterniß selbst seyn? Ein guter Mensch bri
Gutes hervor aus dem guten Schatze seines H
zens. Damit hat er uns gelehret, was zunä
uns selbst angeht, mäßig im Genuße der Nahrun
mittel zu seyn, keusch zu leben, unsere Begier
nach irdischen Gütern einzuschränken, unsern V
stand auszubilden, und vor allem nach einem gu
Herzen, als der Quelle alles Guten zu streb
Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, frage
was würde ich, in seiner Stelle, von ihm erwar
wünschen, fordern: damit, mit diesen Paar Wor
allein, hat er uns gelehret, wie wir uns in Abs
auf die Gesundheit, das Eigenthum und den gu
Nahmen unsers Nächsten verhalten sollen. Und
jenem, was er uns von der Vaterliebe Gottes zu
Menschen, von seiner gütigen Vorsehung, von
ner Größe und Heiligkeit gesagt hat, hat er
Ehrfurcht, Dankbarkeit, Liebe und Vertrauen
Pflichten gegen Gott empfohlen. Und wenn es
Pflicht gibt, welche er nicht nahmentlich vorgetra
hat; so hat er uns doch solche Regeln gegeben,
welchen sie sich leicht herleiten läßt. Liebe G
über alles, und deinen Nächsten wie dich sel
Was du willst, daß dir andere thun sollen,
thue ihnen auch. Seyd vollkommen, wie e
himmlischer Vater vollkommen ist. Wer diese
geln bey seinem Thun und Lassen aufrichtig zu Ra
ziehet, wird kaum einmahl in Zweifel bleiben,
für ihn Pflicht sey, was nicht.

Gegen die Gebothe Gottes, von denen jeder
Kenntniß hat, oder sich doch leicht eine davon
schaffen kann, gehen öftere unsere sinnlichen Tr
und Neigungen. Das Geboth Gottes sagt: S
mäßig, unsere Neigung zum Trunke, und un

Eßlust verleiten uns leicht zur Unmäßigkeit und Völlerey. Das Geboth Gottes sagt: Sey keusch, unser Geschlechtstrieb reitzet uns zur Unkeuschheit. Das Geboth Gottes sagt: Bändige deinen Zorn, unser aufgeregte Unwille reitzt uns zur Rache, u. s. w. Die Macht dieser unserer natürlichen Triebe und Neigungen wird öfters durch das böse Beyspiel der Welt, durch ihre Gewohnheiten, Gebräuche, Moden, Grundsätze noch mehr verstärkt.

Dem Zuge unserer natürlichen Triebe und Neigungen folgen ist leicht, ist süß und angenehm, deßwegen folgen viele, sehr viele diesem Zuge, und fragen nicht nach dem, oder bekümmern sich nicht um das, was die Gebothe Gottes fordern. Der Forderung der Gebothe Gottes Gehör geben ist schwer, ist oft mit vieler Mühe verbunden, kostet oft viele Selbstüberwindung, deßwegen geben viele der Forderung der Gebothe Gottes kein Gehör, und folgen, wie die Thiere, nur den Trieben ihrer Sinnlichkeit. Oder, wenn sie auch in einem Stücke das Geboth Gottes beobachten, so verletzen sie es doch in einem andern Stücke; sie neigen sich hin und her, sie wollen zwey Herren dienen, bald Gott, bald dem Mammon oder ihrer Sinnlichkeit.

Wer es so macht, m. L.! wer sich nur von seinen natürlichen Trieben und Neigungen regieren und leiten läßt, oder wer einmahl seinen Begierden, das andere Mahl den Gebothen Gottes folgt, der führt kein heiliges Leben. Nein, alle unsere Neigungen, alle unsere Wünsche und Begierden müssen den Gebothen Gottes untergeordnet werden. Wo die Pflicht redet, da muß die Neigung schweigen. Nur der, welcher den unabänderlichen Vorsatz gemacht hat, die Gebothe Gottes sich zur Richtschnur

seines Verhaltens zu nehmen, wer unabläßlich dar-
nach strebt, alle seine Handlungen nach den Gebo-
then Gottes einzurichten, wer nie leichtsinnig, ni
vorsätzlich eines der Gebothe Gottes verletzt, wer s
lebt, daß sein ganzes Thun und Lassen mit den Ge-
bothen Gottes übereinstimmt, nur der führt ein hei-
liges Leben.

Die wahre Heiligkeit bestehet also erstlich i
der Uebereinstimmung unserer Handlungen mit de
göttlichen Gebothen. Das allein ist aber noch nich
genug. Es müssen

b) Zweytens auch die Gesinnungen des Christe
mit den Gebothen Gottes übereinstimmen.

Die Menschen thun oft das, was mit den Ge-
bothen Gottes übereinstimmt, und unterlassen das
was gegen dieselbe ist, aber warum?

Manche thun das Gute und unterlassen das Böse
weil sie sehen, daß sie sich bey der Ausübung de
Guten besser befinden, als bey der Sünde. Si
sind mäßig, sie sind keusch, sie sind arbeitsam, s
hüthen sich vor dem Zorne und andern Leidenschafte
weil ihnen das zuträglich ist, weil ihnen die Arbe
Vortheile bringt, weil sie sich bey der Beherrschun
ihrer Leidenschaften Unruhe und Verdruß erspare

Manche thun das Gute und unterlassen das Böse
weil sie von Jugend auf dazu sind angehalten worde
weil sie es so gewöhnlich haben, oder weil ihnen ei
glückliches Naturell die Beobachtung der Geboth
Gottes nicht so schwer, und die Sünde nicht s
reitzbar machet.

Manche thun das Gute und unterlassen das Bös
um den traurigen Folgen zu entgehen, welche d
Sünde gewöhnlich in ihrer Begleitschaft hat. S
fürchten sich vor den zeitlichen und ewigen Strafe

der Sünde, deßwegen lügen und betriegen und stehlen sie nicht.

Die Tugend dieser Menschen hat Eigennutz, hat Gewohnheit und Temperament, hat die Furcht zum Grunde liegen. Sie lieben eigentlich nicht die Tugend, sondern nur die Vortheile, welche die Tugend gewähret. Sie hassen eigentlich nicht das Böse, sondern nur die übeln Folgen des Bösen. Haben diese die wahre Tugend? Ist ihre Gesinnung heilig? Stimmt sie mit den Gebothen Gottes überein? Diese haben, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, nur das Angesicht, nicht die Seele der Tugend.

Die Tugend dieser Menschen ist nicht dauerhaft. Menschen mit dieser Tugend beobachten die Gebothe Gottes, so lange es ihnen dabey wohl gehet, so lange ihnen diese Beobachtung nicht viele Mühe und Aufopferung kostet, so lange sie glauben, das Böse nicht ungestraft thun zu können, aber, um nach der Sprache des Heilandes zu reden, zur Zeit der Versuchung fallen sie ab.

Man kann aber auch das Gute thun, und das Böse unterlassen, man kann die Gebothe Gottes beobachten aus einem ganz andern Grunde, der dazu antreibt. Unsere Werke müssen nicht nothwendig Wirkungen des Eigennutzes, nicht Gewohnheit- und Temperamentstugenden seyn, nicht Früchte, welche bloß die Furcht erzeugt hat. Wir können die Gebothe Gottes auch deßwegen, und bloß deßwegen beobachten, weil sie Gebothe Gottes sind, weil sie uns Gott in unser Herz geschrieben hat, weil wir sie für gut und mit unserer vernünftigen Natur übereinstimmend anerkennen müssen.

Erfüllen wir den Willen Gottes, beobachten wir die Gebothe Gottes deßwegen, weil sie Gebothe,

weil sie der Wille Gottes sind, dann werden wir nich ein Geboth beobachten, und das andere übertreten eben deßwegen weil eines, wie das andere Gebot Gottes ist; dann wird uns nicht die Vorstellung de Nutzens oder Schadens zur Beobachtung des eine antreiben, und von der Beobachtung des andern ab halten, eben, weil diese Vorstellung nicht der Grun ist, warum wir die Gebothe Gottes beobachten.

Beobachten wir die Gebothe Gottes, weil sie Ge bothe Gottes, weil sie uns in das Herz geschrieben weil sie gut sind, dann stimmt unser Wille mit der göttlichen Willen, dann stimmt unsere Gesinnun mit den göttlichen Gebothen selbst überein. Und s muß unsere Gesinnung mit den göttlichen Gebothen übereinstimmen, diese mit den göttlichen Gebothen übereinstimmende Gesinnung ist das Zweyte, wa zur wahren Heiligkeit gehöret.

Schluß. Nun wisset ihr, meine Lieben! wor in die wahre Heiligkeit des Menschen, des Chri sten bestehet. Ihr wisset nun, daß sie uns nich aus der menschlichen Gesellschaft heraus und in Wäl der und Einöden hineinführe, uns nicht die Freuden des Lebens, den Wohlgeschmack am Essen und Trinken, die Bequemlichkeit und den Wohlstand i Kleidung und Behausung, den Wunsch ehelich z werden, die Lust an Musik, Gärten, Spiel und Gespräch untersage. Ihr wisset nun, daß sie un nicht die Ruthe in die Hand gebe, womit wir un sern Leib züchtigen sollen. Ihr wisset nun, daß si uns auch nicht bloß Gebeth- und Betrachtungsbüche darreiche, um nur in ihnen unsere Frömmigkeit zu üben; denn wir finden kein Geboth Gottes, welches dieses von uns verlanget. Ihr wisset nun, daß sie in nichts anders, als in der Uebereinstimmung

unserer Handlungen und Gesinnungen mit den Gebothen Gottes bestehe, daß also der arme Taglöhner, der Dienstbothe, der Handwerker, daß jeder ein heiliges Leben führe, wenn er das thuet, was die Gebothe Gottes in seinem Stande, in seinem Berufe von ihm fordern, und wenn er es thuet nicht aus niederer Lohnsucht, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Hochschätzung der Gebothe Gottes, weil es nähmlich die Gebothe Gottes so fordern, so haben wollen.

Wir kennen die Gebothe Gottes, meine Lieben! sie stehen in unserer Vernunft geschrieben, sie stehen deutlich und lesbar für jeden in dem Evangelium geschrieben. Lasset uns diese Gebothe erfüllen, lasset sie uns mir lauterer Gesinnung aus Liebe zu Gott, aus Liebe zum Guten, wozu sie uns verpflichten, erfüllen, weil darin die Heiligkeit des Christen bestehet, und weil Heiligkeit das Ziel ist, dem wir in jedem Augenblicke des Lebens näher rücken sollen! — Der Beyfall Gottes, die Ruhe der Seele, das Gefühl der Würdigkeit die Seligkeit des Himmels mit den Heiligen zu theilen, das alles wird unser Lohn seyn, wenn wir ernstlich, wenn wir mit Anstrengung aller unserer Kräfte nach dieser Heiligkeit streben. Amen.

Am jährlichen Dankfeste.

Wer unser Wohlthäter in dem heurigen fruchtbaren Jahre gewesen sey, wie wir uns gegen ihn verhalten, und seine Gaben anwenden sollen.

Text.

Er krönet das Jahr mit Gütern, er läßt Gras wachsen für das Vieh, und Saat zum Nutzen der Menschen. Ps. 64. V. 12.

Unsere Felder und Wiesen sind nun leer, unsere Bäume stehen entblättert da, die ganze Natur um uns her ist ihres Schmuckes und Reichthumes beraubt, und die rauhe kalte Jahreszeit, der Winter rücket immer näher heran. Wir genießen nun nicht mehr das so reine Vergnügen, welches uns noch vor Kurzem der Anblick der mancherley Schönheiten der Berge und Thäler, der Wälder und Wiesen gewähret hat. Wir können nun nicht mehr mit Lust unter dem freyen Himmel umher wandeln, die rauhe Witterung schließet uns in unsere Häuser, in unsere Wohnzimmer ein, welche wir nicht gern mehr, sondern nur bisweilen nothwendiger Geschäfte wegen verlassen.

Wie elend wären wir daran, wenn uns dieses Jahr seinen Segen versagt hätte, wenn wir jetzt ohne Brot, ohne Kleidung und ohne Holz in unsere Wohnungen eingesperret wären? Wie stünde es mit uns, wenn die Erde ihren mütterlichen Schooß

nicht für uns geöffnet, oder wenn ein Hagelschlag, oder eine Ueberschwemmung, oder sonst ein unglückliches Vorfall unsere Feldfrüchte zu Grunde gerichtet hätte? Wären wir da nicht zum Bedauern unglückliche Menschen?

Aber von diesem Elende, von diesem Unglücke wissen wir nichts, wir haben einen reichen Vorrath an Lebensmitteln für die heranrückende rauhe und unfruchbare Jahreszeit: fröhlich und heiter versammeln wir uns heute hier, um unserm Wohlthäter für die Fruchtbarkeit der Erde die Gefühle des Dankes zum Opfer darzubringen.

Wirklich war dieses heurige Jahr ein recht fruchtbares Jahr. Wer war denn aber unser Wohlthäter in dem heurigen fruchtbaren Jahre? Wie sollen wir uns gegen unsern Wohlthäter verhalten? Und wie sollen wir seine Gaben anwenden?

Verdienen diese drey Fragen keine Antwort? — Sie verdienen sie ohne Zweifel, und deßwegen will ich sie auch beantworten, und euch zeigen:

1) **Wer unser Wohlthäter in diesem heurigen fruchtbaren Jahre gewesen sey,**
2) **Wie wir uns gegen diesen unsern Wohlthäter verhalten, und**
3) **Wie wir seine Gaben anwenden sollen.**

Seyd recht aufmerksam.

I.

Das heurige Jahr brachte Nahrungsmittel aller Art für Menschen und Viehe, und zwar im Ueber-

flusse hervor. Wir hatten an Sommer- und Winterfrüchten eine so gesegnete Ernte, als wir sie jemahls hatten. Und da entstehet denn zuerst die Frage: Wem haben wir alle diese Gaben zu verdanken? Wer war unser Wohlthäter in diesem so fruchtbaren Jahre?

Unter uns wird wohl niemand seyn, der etwa dächte, daß er das, was er erhielt, seinem Fleiße, seiner Arbeit und Klugheit zu verdanken habe. Freylich kann der Bauersmann nicht nur so auf das Feld hinaus, und gleich die reifen Früchte einernten, er muß vorher auch erst das Seinige thun, erst sich anstrengen, und des Tages Last und Hitze tragen. Ihr wisset es am besten, mit welcher sauerer Mühe und Arbeit ihr euer Feld bestellen, es pflügen, düngen und besäen müsset, bevor ihr etwas auf demselben einernten könnet.

Dem ungeachtet ist es doch nicht unser Fleiß, nicht unsere Mühe und Arbeit, sondern hauptsächlich Gott, dem wir alle Früchte der Erde verdanken müssen. Denn wer ist es, der uns die Kräfte gibt, und die Gesundheit erhält, damit wir arbeiten, und unser Feld bestellen können?

Wer ist es, der gutes und fruchtbares Wetter schicket? Ohne gedeihliche Witterung kann nichts gerathen, keine Frucht keimen, aufgehen, wachsen und zeitigen. Wenn es nicht regnete, und wenn kein Thau fiele, so wäre jedes Samenkorn so gut als verloren, es könnte ohne Feuchtigkeit in der Erde keine Wurzeln schlagen. Und wenn die Sonne nicht schiene, so könnte es keinen Halm und keine Aehre treiben.

Wer ist es, der den Segen unserer Aecker erhalten muß? Oft schon standen die Früchte auf dem Felde da, schön und prachtvoll standen sie da, aber auf

auf ein Mahl zog sich ein Ungewitter über unserm Haupte zusammen, und der Hagel zerschlug sie alle; die schönsten Segengefilde wurden durch ihn in eine leere Einöde verwandelt.

Gott ist es, der uns Gesundheit und Kräfte zur Arbeit gab und erhielt. Gott ist es, der in diesem Jahre gedeihliche Witterung, und die nöthige Abwechslung von Regen und Sonnenschein veranstaltete. Gott ist es, der den Hagelschlag und andere Unglücksfälle, Frost, Dürre, Ueberschwemmungen und schädliches Ungeziefer von unsern Fluren abwendete. Dieses alles konnte kein Mensch, nur der allmächtige Schöpfer und weise Regierer der Welt konnte es. Weder der, welcher pflanzt, noch der, welcher begießt, ist etwas: sondern allein Gott, welcher Wachsthum und Gedeihen gibt, sagt der Apostel Paulus, 1 Kor. 3, 7.

Und so wüßten wir denn, wer unser Wohlthäter in dem heurigen fruchtbaren Jahre gewesen ist. Wir müssen alle mit Jakobus bekennen: Jede gute und jede vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater der Lichter — des Sternenheeres, 1, 17. Wir müssen alle mit den Psalmisten sprechen: Gott krönet das Jahr mit Gütern, er läßt Gras wachsen für das Vieh, und Saat zum Nutzen der Menschen.

Wie sollen wir uns nun gegen diesen unsern Wohlthäter verhalten?

II.

Wir werden uns gegen Gott unsern Wohlthäter gehörig verhalten, wenn wir a) mit seinen Ga-

ben zufrieden sind, wenn wir b) ihm mit Herz und Mund dafür danken, und wenn wir, c) ihn dafür thätiger lieben.

a) Wir verhalten uns gehörig gegen Gott unsern Wohlthäter erstens, wenn wir mit seinen Gaben zufrieden sind. Es gibt Leute, welche nie ganz zufrieden sind, wenn ihnen Gott auch reichlich gegeben hat. Sind sie mit einer oder der andern Gattung von Früchten zufrieden, so ist ihnen doch die dritte nicht recht gerathen. „Dieses und jenes hätte besser ausfallen können," sagen sie. Sie sehen dabey immer mit neidigen Augen auf ihren Nächsten hin, weil dieser mehr, als sie, eingesammelt hat. Sie gleichen den groben, den undankbaren Bettlern, welche, wenn man ihnen auch eine reichliche Gabe gegeben hat, dennoch murren und unzufrieden sind. Möchten doch solche undankbare und unzufriedene Menschen bedenken, daß sie nicht einmahl das, was sie von Gott bekamen, verdienet haben! **Ich bin so großer, mir deinem Knechte erwiesenen Güte und Treue nicht werth:** so bethete ehemahls Jakob, der Bruder des Esau, 1 Mos. 32, 11. Müßten sie nicht auch dieses Bekenntniß ablegen, wenn sie ihr bisheriges Leben betrachteten, ihr Inneres prüfen, und aufrichtig seyn wollten? Möchten sie doch bedenken, wie viele ihrer Mitbrüder in der Welt in diesem Jahre so ganz unglücklich waren, und durch Krieg oder einen andern Unglücksfall ihre ganze Habe einbüßten! Daß sie von solchen Unglücksfällen verschont blieben: wem haben sie es zu verdanken, ihrer Tugend, oder der Langmuth und Güte Gottes? — Lasset uns also alle mit dem Erhaltenen zufrieden seyn!

Lasset uns aber auch zweytens b) Gott, unserm Wohlthäter, mit Herz und Mund für seine Gaben danken. Undank ist ein schwarzes Laster. Der Undankbare gleichet dem vernunftlosen Thiere, welches graset, weil eben Weide da ist, aber nicht daran denkt, wo sie herkommt. Schon ein Weiser des Heidenthums sagte: „Die Welt trägt keinen schlimmern Menschen, als einen Undankbaren." Wie häßlich der Undank sey, zeigte auch Jesus dort bey der Gelegenheit, wo er zehn Aussätzige von ihrem Aussatze reinigte, und nur einer derselben dankend zu ihm zurück kehrte. Sind ihrer, sprach er, sind ihrer denn nicht zehn rein geworden, wo bleiben denn die übrigen neun? Luk. 17, 17. So lasset uns also Gott, unserm gütigsten Vater und Wohlthäter danken, und zwar nicht nur mit dem Munde, sondern von ganzem Herzen! Mit gerührtem Herzen lasset uns mit David ausrufen: Lobe den Herrn, meine Seele! und alles, was in mir ist, seinen heiligen Nahmen. Lobe den Herrn, meine Seele! Vergiß seiner Wohlthaten nicht! Ps. 102, V. 1. und 2.

Lasset uns ihm aber vorzüglich dadurch danken, daß wir drittens

c) thätiger lieben. Schon ein menschenfreundlicher und wohlthätiger Mensch verdienet unsere Liebe, wie vielmehr wird Gott, der beste Freund und größte Wohlthäter aller Menschen verdienen, daß wir ihn lieben, daß wir ihn von ganzem Herzen über alles lieben. Wir sollen aber nicht bloß mit Worten sagen: „O, mein Gott! ich liebe dich;" unsere Liebe soll auch nicht bloß ein dunkels Gefühl bleiben, sondern in der Wahrheit, thätig sollen wir Gott lie-

ben. Thätig lieben wir Gott, wenn seine uns erzeigte Güte uns ermuntert, seinen Gebothen einen treuern und willigern Gehorsam zu leisten. Weißt du nicht, fragt der Apostel Paulus, daß dich Gottes Güte zur Buße auffordert? Haben wir also bisher in Sünden gelebt; so soll uns die Güte Gottes ermuntern, von denselben abzustehen, und zu denken: „Wie sollte ich ein so großes Uebel thun, und wider Gott, wider meinen größten Wohlthäter sündigen?" Sind wir aber bisher fromm gewesen, so sollen wir aus kindlicher Liebe gegen unsern himmlischen Wohlthäter noch frömmer und gerechter werden, dem Ausspruche der heiligen Schrift gemäß. Wer gerecht ist, werde noch gerechter; und wer heilig ist, werde noch heiliger. Off. 22, 11.

Wenn wir uns so gegen Gott unsern Wohlthäter verhalten; so bezeigen wir uns seiner Wohlthaten würdig, und wir statten ihm rechten Dank ab. Nur gehört noch dazu, daß wir seine Gaben wohl anwenden.

III.

Wir wenden die Gaben Gottes wohl an, wenn wir sie a) nicht zum Sündigen mißbrauchen, wenn wir sie b) zur Befriedigung unserer Bedürfnisse sparsam und klug gebrauchen, und wenn wir c) mit ihnen auch den Armen und Nothleidenden zu Hülfe kommen. Also

a) Erstlich, wenn wir die Gaben Gottes nicht zum Sündigen mißbrauchen. Es ist bekannt, daß beym Verkaufe des Getreides, des Weines und anderer Sachen von Seite der Verkäufer oft viele Betriegereyen gespielet werden. Machet euch dieser

Kunstgriffe, wie sie sie heissen, nicht schuldig, es sind im Grunde nichts anders, als wahre Diebsgriffe! Seyd ehrlich und redlich im Handel und Wandel! Die Speisen werden zum Uebermaße, und besonders wird der Wein zur Völlerey mißbrauchet. Beschweret eure Herzen nicht mit Fressen und Saufen, sagt Jesus, Luk. 21, 34. Durch nichts machen wir uns der Gaben Gottes unwürdiger, als durch Unmäßigkeit. Was ist schändlicher, als die Gaben des heiligen Gottes zum Verderben unsers Leibes und unserer Seele mißbrauchen? Möchte doch forthin keiner mehr unter uns seyn, der die edeln Gaben Gottes zur Ungerechtigkeit und zur Unmäßigkeit gebrauchte.

Wir wenden die Gaben Gottes wohl an, wenn wir zweytens

b) dieselben zur Befriedigung unserer Bedürfnisse sparsam und klug gebrauchen. Wenn wir nähmlich sie dazu gebrauchen, um uns, unsern Kindern und Angehörigen Nahrung und Kleidung zu verschaffen, um unsern Dienstbothen, Taglöhnern und Handwerkern den schuldigen Lohn zu zahlen, um der Landesobrigkeit die schuldigen Abgaben zu entrichten, um jeden, dem wir etwas schuldig sind, zu befriedigen; und wenn wir endlich unsere Ausgaben so einrichten, daß wir für das Alter, für etwaige Unglücksfälle einen Nothpfennig, wie man ihn heisset, zurück legen.

Wir wenden die Gaben Gottes wohl an, wenn wir drittens

c) auch den Armen und Nothleidenden mit ihnen zu Hülfe kommen. Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elende sind, führe in dein Haus.

Wenn du einen Nackenden siehest, so kleide ihn, und entzeuch dich nicht von deinem Fleische — von deinem Mitmenschen, der wie du in Fleisch und Blut gekleidet ist, sagt der Prophet Jesaias, 58, 7, 8. Und Jesus sagt: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Matth. 5, 7. Ferner: Was ihr den Geringsten aus diesen meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan. Matth. 25, 40. Keine Pflicht schärft uns die heil. Schrift öfters und nachdrücklicher ein, als die Wohlthätigkeit gegen die Armen und Nothleidenden. So lasset uns denn von dem, was uns Gott gegeben hat, auch einen Theil zum Besten seiner ärmern Kinder, zum Wohle unserer nothleidenden Brüder verwenden!

Zum Schluße will ich euch nichts mehr sagen, als daß ihr mir in jenes Lob Gottes einstimmen sollet, welches der heilige Johannes in seiner Offenbarung die Engel sprechen läßt: Lob, Preis, Weisheit, Danksagung, Ehre, Kraft und Stärke sey unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, 7, 12. Amen.

Am drey und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Als was uns das Christenthum den Tod vorstelle.

Text.

Das Mägdlein ist nicht todt, sondern schläft. Matth. 9, 24.

„Meine Tochter ist gestorben:" so sprach im heutigen Evangelium ein Vorsteher einer Synagoge zu Jesu; und so müssen auch wir öfters sprechen. Denn was ist diese Welt? Ist sie nicht eine Landschaft, in welcher der Tod seine blutige Schaubühne aufgerichtet hat? Die Welt ist das Reich des Todes, sagt Chrysostomus. Ist der Tod nicht blind? Fährt er nicht mit der Sense in der knöchernen Hand umher, unbekümmert, wen er trifft, ob Alte oder Junge, ob Arme oder Reiche, ob Niedere oder Hohe?

Und weil denn der Tod in dieser Welt seine Gewaltthätigkeiten an allen ohne Unterschied ausübet, so müssen auch wir oft hinstehen, seufzen, und sagen, daß uns wieder eine werthe Person gestorben sey. Meine Tochter, mein Sohn, mein Vater, meine Mutter, mein Freund, mein Bruder ist gestorben, so, so müssen wir öfters sprechen.

Nun führen und hören wir diese Sprache. Bald werden wir sie aber nicht mehr führen und

hören, sondern andere werden auch bald von uns sagen: sie sind gestorben. Alles Sterbliche ist wie Gras, und alle irdische Herrlichkeit wie des Grases Blüthe: das Gras verwelkt, und seine Blüthe fällt ab, sagt der Apostel Petrus 1 Br., 1, 24. Ehe wir darau denken, wird es auch von uns heissen: sie sind nicht mehr, sie sind fort, sie sind gestorben.

Sollten wir deßwegen den Tod nicht bey Zeiten kennen lernen? Sollten wir nicht darauf bedacht seyn, uns die richtigen Vorstellungen von ihm zu machen?

Wir sind Christen, und als Christen müssen wir uns auch christliche Vorstellungen vom Tode machen. Nun was ist der Tod nach der Lehre des Christenthums? Was lehret uns das Christenthum vom Tode? wie stellet es uns denselben vor?

Ich will euch heute zeigen:

Als was uns das Christenthum den Tod vorstelle.

Und da sage ich denn:

Das Christenthum stellet uns den Tod vor:

1) Als einen süßen und sanften Schlaf,
2) Als Hingang zum himmlischen Vater, und
3) Als Anfang eines neuen und ewigen Lebens.

I.

Tausende beben vor dem Tode zurück, fürchterlich tönet ihnen die Sterbglocke, mit Schauder sehen sie in ein offenes Grab hinab. Der Tod ist es, an den sie ungern denken, von dem sie ihren Blick vorsätzlich hinweg wenden, und von dem sie nicht wollen reden und sprechen hören: und warum? Gewiß darum, weil sie ihn nicht kennen, weil sie in dem Knochenmanne ihren ärgsten Feind erblicken. Sie

sind sinnliche Menschen, und bleiben bloß bey dem stehen, was in die Sinne fällt. Sie sehen, wie der Mensch, als Beute des Todes, da liegt, wie seine Augen gebrochen, seine Wangen eingefallen und bleich sind, wie seine Zunge zu sprechen, und sein Puls zu schlagen aufhöret. Sie sehen, wie sein Leichnam auf den Kirchhof hinaus getragen, in die Gruft versenkt, und mit Erde überschüttet wird. Sie sahen, wie er, der sonst unumschränkt über alle Thiere herrschte, jetzt selbst eine Speise der verächtlichsten Thiere — der Würmer und Ottern wird. Das sehen sie, und weil sie dabey stehen bleiben; so erscheint ihnen der Tod als ein fürchterliches Gespenst, als ein neidischer und schadenfroher Zerstörer aller menschlichen Glückseligkeit. Das Reich des Todes ist ihnen ein Schattenreich, wo keine Sonne aufgehet, kein Mond am Himmel glänzet, keine Bäume und Blumen blühen, wo ewige Nacht und Verschwiegenheit herrschet, wo kein froher Laut, kein liebliches Wort, kein Jubelton gehöret wird. Und bey diesen ihren Vorstellungen vom Tode ist es denn nicht anders möglich, als daß sie sich vor ihm entsetzen, und vor seinem Angesichte zurück beben.

Der vernünftige Mensch, welcher sich über das sichtbare zu erheben im Stande ist, welcher weiß, daß der Tod nicht ihn, nicht sein ich, nicht seinen denkenden und wollenden Geist, mit einem Worte, nicht sein wahres Wesen, sondern nur seine Hülle trifft, bebt nicht vor ihm zurück. Seiner Anlagen und höhern Bestimmung sich bewußt, sieht er mit froher Hoffnung über das Grab hinaus. Kein Schreckengespenst ist ihm der Tod, sondern ein Endiger des mühesamen Lebens, der schöne Jüngling, welcher die Fackel auslöscht, und dem wogenden

Meere Ruhe gebiethet. Ihm ist der Tod nur Wechsel mit Gewinn, das Sterbbett nur die Zahlbank, wo die Tugend ihre Urkunde zurück nimmt, und der Natur mit Wucher bezahlet, was ihr von dieser geliehen ward.

Mit Hoffnung sieht besonders der Christ über das Grab hinaus, denn er weiß, was der Tod nach der Lehre des Christenthums ist. Und was ist er denn nach der Lehre des Christenthums?

Nichts ist dem Tode so ähnlich, als der Schlaf, sagt ein Weiser des Alterthums, und ein anderer, ein erhabener heidnischer Dichter hielt schon den Tod für Wohlthat, und nennet den Todestag den ruhevollen Tag. Und unter diesem lieblichen Bilde, als sanften und ruhigen Schlaf stellet uns erstlich das Christenthum auch den Tod vor.

Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft, sagt Jesus im heutigen Evangelium. Lazarus unser Freund schläft, und ich gehe hin, um ihn vom Schlafe zu erwecken, sagt er an einem andern Orte, Joh. 11, 11. Und Paulus nennt die Verstorbenen Schlafende. Wir wollen euch aber, Brüder! schreibt er, auch über die Schlafenden belehren, damit ihr euch nicht, wie diejenigen, welche keine Hoffnung haben, betrübet. 1 Thess. 4, 13.

Das Mägdlein, von dem Jesus sagt, daß es schlafe, und Lazarus, von dem er dieses gleichfalls saget, waren wirklich todt, und doch nennet er sie nur Schlafende, so wie nach ihm Paulus verstorbene Christen nur Schlafende nennet.

Ein Schlaf ist also der Tod, nach der Lehre des Christenthums. Wie im Schlafe, so ruhen die Menschen im Tode von ihren Müheseligkeiten, Sorgen und Arbeiten aus. Der ermüdete Taglöhner,

der ermattete Wanderer, der von Brotsorgen niedergebeugte Vater, der kraftlose und abgelebte Greis — alle, alle finden im Todesschlummer Ruhe, Erhohlung und Erquickung. Sanft, wie in einem weichen Bette, schlummern dort unsere Brüder auf dem Kirchhofe. Im Grabe neben ihnen werden also auch wir einmahl ausruhen, ausruhen von all' unsern Sorgen und Betrübnissen, von all' unsern mühevollen Werken, Schmerzen und Qualen. Selig die Todten, schreibt deßwegen Johannes, selig die Todten, welche in dem Herrn — als rechtschaffene Christen — sterben, von nun an, so spricht der Geist, ruhen sie aus von ihren Mühseligkeiten. Offenb. 14, 13.

Schlafende sind also unsere verstorbenen Freunde, Brüder, Schwestern und Aeltern. Wie vom Schlafe erwachen sie dort drüben zum neuen Leben. Adam, der Stammvater der Menschen, so wie der jüngst Verstorbene, und alle die tausend und tausend Geschlechter der Menschen, — alle alle erwachen gestärkt zum neuen Leben, zu neuer Thätigkeit, zu neuen Freuden auf. Und, wie sie, werden auch wir einst vom Tode zum neuen Leben erwachen.

So lehret uns das Christenthum. Als Schlaf stellet es uns den Tod vor.

Der Tod ist zweytens, nach der Lehre des Christenthums, Hingang zum Vater.

II.

Die heilige Schrift vergleichet unser Leben auf Erden mit einer Wanderschaft, und nennet uns deßwegen an mehreren Orten nur Pilger oder Wanderer. Der Wanderer befindet nicht in sich seiner

Heimath, sondern in der Fremde. Er verrichtet seine Geschäfte in der Fremde, und dann, wenn er sie vollendet hat, kehret er in seine Heimath zurück.

Und so sah auch Jesus sein Leben auf Erden an. Er betrachtete es als eine Wanderschaft, während welcher er wichtige Geschäfte zu verrichten habe, nach welcher er aber wieder heim, als Sohn zum Vater gehe. Der Tod war in seinen Augen der Weg zur Heimath, der Hingang zum Vater. Jesus wußte, schreibt Johannes, daß jetzt seine Stunde gekommen sey, da er aus dieser Welt zum Vater gehe, Joh. 13, 1. Und Jesus selbst sagt: Ich bin vom Vater ausgegangen, und in die Welt gekommen. nun verlasse ich die Welt wieder, und gehe zum Vater, Joh. 16, 28. Ferner: Ich fahre hinauf zu meinem Vater, und zu euerm Vater, zu meinem Gott und zu euerm Gott. Joh. 20, 17.

Welcher Sohn kehret nicht gern nach einer langen Wanderschaft in das väterliche Haus zurück? Welcher eilt nach Vollendung derselben seinem Vater nicht mit Freuden in die Arme? Und Hingang zum Vater ist der Tod nach der Lehre des Christenthums.

Freylich sind wir auch hier bey Gott, denn er, unser himmlische Vater, ist ja überall, alle Dinge um uns her tragen seinen Nahmen, und verkünden uns seine Liebe und Güte. Aber wie unvollkommen ist doch alle unsere Erkenntniß von Gott? Hat Paulus nicht Recht, wenn er sagt: Unser Wissen ist unvollkommen? Hat er nicht recht, wenn er hinzu setzt: Jetzt sehen wir nur durch einen Spiegel im Dunkeln — jetzt erkennen wir alles, was Gott betrifft, nur halb

und dunkel? 1 Kor. 13, 9 und 12. Sind uns nicht so manche Dinge ein wahres Räthsel? Erleben wir nicht Vorfälle und Begebenheiten, welche wir mit der Güte und Weisheit Gottes nicht zu vereinbaren wissen? Wenn nun der Tod den Vorhang von unsern Augen hinweg hebt, wenn wir durch ihn zum Vater gehen, ihn jetzt, wie Paulus sagt, von Angesicht zu Angesicht sehen, ihn jetzt ganz erkennen, wie er ist: wie, sollte uns bey dieser Ansicht der Tod nicht erwünscht, nicht willkommen seyn?

Der Tod ist drittens nach der Lehre des Christenthums der Anfang eines neuen und ewigen Lebens.

III.

Hier fangen wird das Leben an, dort setzen wir es fort, ewig, ohne jemahls wieder zu sterben, setzen wir es dort fort. Unser Geist ist Gottes Hauch, er kann nicht sterben. Und zu diesem neuen und ewigen Leben, ist der Tod unsers Leibes der Anfang. Wir wissen, sagt Paulus, daß, wenn unsere irdische Wohnhütte abgebrochen wird, wir ein Gebäude von Gott haben, ein ewiges Haus im Himmel, welches nicht mit Menschenhänden erbauet worden ist, 2 Kor. 5, 1. Und Jesus selbst sagt: Die Gerechten werden gehen in das ewige Leben. Matth. 25, 46.

Sehet, meine Lieben! sehet auf das Samenkorn! Würde es nicht in die Erde geworfen, und darin faulen, so würde kein Halm aus ihm hervor schießen. Sehet auf die Raupe! Würde sie sich nicht einspinnen, und wie todt in ihrem Gespinste liegen, so würde kein schöner Schmetterling aus ihr

werden. Sehet auf die Abwechslung der Natur! Wäre kein Abend, so wäre auch kein Morgen. Und so ist es auch mit uns. Wäre kein Tod, so wäre auch kein neues Leben. Würde sich unser Leben hiernieden nicht endigen, so könnte es dort oben auch nicht anfangen. Es endiget sich aber unser irdisches Leben, der Tod schneidet den Lebensfaden für die Zeitlichkeit ab, und dieses Ende unsers irdischen, unsers zeitlichen Lebens, ist, nach der Lehre des Christenthums, der Anfang eines neuen, eines ewigen und seligen Lebens.

Allerdings können wir uns von der Beschaffenheit dieses neuen Lebens keine rechte Vorstellung machen: allein was liegt daran? Es kann sich ja auch das Kind im Schooße seiner Mutter nicht vorstellen, wie es einmahl außer demselben werde leben können, und doch geht es in der That durch die Geburt zu diesem Leben über. Genug also, daß uns das Christenthum sagt, daß unser Tod eine zweyte Geburt, der Anfang eines neuen und ewigen Lebens sey, und daß die Vernunft dieses Leben als eine nothwendige Bedingung zur Erreichung ihres Endzweckes fordere.

Schluß. Der Tod ist ein Schlaf, in dem man von den Mühseligkeiten des Lebens ausruhet, ein Schlaf, von dem man zu einem neuen Leben gestärkt und mit neuen Kräften erwachet; er ist eine Heimkehre, ein Hingang zum Vater, dessen bessere Kenntniß sich der vernünftige Geist nothwendig wünschen muß; er ist der Anfang eines neuen und unvergänglichen Lebens, so rufet uns das Christenthum zu: und wie, wir sollten den Tod noch fürchten? Mancher Mensch hat ein hageres, blasses und trauriges Gesicht, dabey ist er aber ein sanfter und herzguter Mann. Und so ist es also auch mit dem

Tode. Wie viel Gutes, Süßes und Seliges ist unter seinen finstern und schreckbaren Aussehen verborgen? — Doch dieses ist der Tod nur für den Christen, für den, der das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens mit sich führet. „Nur das Bewußtseyn, sagt „ein gewisser Schriftsteller, daß man nie Böses, im„mer nur das Gute gewollt, und nach Vermögen „gethan hat, setzt das Gemüth, vorzüglich in den „letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, „die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die „Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in „diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der „ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge „für die Zukunft, und erwartet gelassen und getrost, „was da kommen wird. Eine solche Seele senkt „sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, „mit voller Zuversicht in den Schooß des Unendlichen, „und schlummert unvermerkt aus einem Leben hin„aus," *) um — das setze ich zu seinen Worten hinzu, — in einem bessern wieder zu erwachen. — Für den Bösewicht ist das der Tod nicht. Zwar ist er für ihn auch ein Schlaf, aber ein Schlaf, aus dem er zur Qual erwachet, auch der Anfang eines neuen und ewigen, aber eines ewigen unglückseligen Lebens, eine immer weitere Entfernung von Gott. — Amen.

---

*) So schön diese Stelle des vortrefflichen Wielands in seiner Euthanasia ist, so wenig habe ich Lust, das zu unterschreiben, was ihr vorher gehet. Es widerspricht sich ganz demjenigen, was der fromme Dichter sagt: „Wenn ich einst todt bin, — dann trennt kein Schick„sal mehr die Seelen, die du einander, Natur! be„stimmtest. Dann wiegt, die Wage des Gerichts in „der Hand, Gott Glück und Tugend einander gleich!

Am zweyten Sonntage im Advente.

Es ist lieblos, von den Fehlern unsers Nächsten zu reden, die er begangen hat, und ungerecht, ihm solche nachzusagen, die er nicht begangen hat.

Text.

Da nun diese hinweg gingen, fing Jesus an zum Volke von dem Johannes zu reden. Matth. 11, 7.

Das heutige Evangelium erzählet uns, daß einst Jesus von seinem Vorläufer, dem Johannes, geredet habe. Da nun diese hinweg gingen, fing Jesus an zum Volke von dem Johannes zu reden, sagt es. Johannes schickte nähmlich aus seinem Gefängnisse zwey von seinen Jüngern mit der Frage an Jesu: Bist du derjenige, welcher kommen soll, oder sollen wir einen andern — einen andern als Messias — erwarten? Jesus antwortete auf diese Frage so, daß Johannes leicht daraus ab-

„Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt, tönt dann „in ewigen Harmonien.“ Klopst. Freylich wissen wir nichts von dem Leben nach dem Tode: aber unsere practische Vernunft führt uns nothwendig zu dem Glauben an dasselbe. Ich bin auch fest überzeugt, daß jener, welcher einmahl zum Bewußtseyn seiner moralischen Natur gelangt ist, sich nicht mehr durch dergleichen Räsonnements in seinem Glauben an seine persönliche Fortdauer irre machen läßt. Sed hoc cum reverentia dixi, juvenis seni. —

annehmen konnte, wen er in der Person Jesu vor sich habe. Nachdem er aber dieses gethan hatte, und die abgesandten Johannesjünger wieder abgegangen waren, so lenkte er das Gespräch auf Johannes, und redete von ihm in Gegenwart des Volkes. Und was redete er denn von Johannes?

Jesus redete lauter Löbliches und Gutes von dem abwesenden Johannes. Er sagte von ihm, daß er kein wankelmüthiger, kein unbeständiger Mensch sey, der, wie ein Rohr vom Winde hin und her getrieben werde, auch kein verzärtelter Weichling, sondern ein Mann von besonderer Größe, größer, als die alten Propheten, diese eifrigen Sittenlehrer des jüdischen Volkes. Er erklärte ihn geradezu für seinen Vorläufer, und sagte: Dieser ist es, von dem geschrieben steht: Sieh! ich sende meinen Bothen vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

Wir reden auch öfters von unsern Nächsten, unsere liebste Unterhaltung ist gewöhnlich ein Gespräch, zu dem das Verhalten anderer die Veranlassung und den Stoff gibt. Aber wie, reden wir denn auch nur Löbliches und Gutes von unsern abwesenden Mitmenschen? O, gestehen wir es nur, wir reden selten Gutes, desto öfter aber Böses von andern. Und ist denn das recht? Ist es recht, Böses von andern zu reden?

Manches Mahl haben andere etwas Böses gethan, manches Mahl haben sie nichts Böses gethan, und doch sagt man, daß sie es gethan hätten.

Haben andere etwas Böses gethan, und man redet öffentlich bey andern davon, so handelt man lieblos. Haben andere nichts Böses gethan, und man dichtet ihnen solches nur an, so handelt man

ungerecht. Und sehet, darüber will ich jetzt mit euch reden. Ich sage also

Wir sollen von andern nichts Böses reden,

denn

1) Von andern Böses reden, das wahr ist, ist Lieblosigkeit,

2) Von andern Böses reden, das falsch ist, ist Ungerechtigkeit.

Seyd recht aufmerksam, und lernet die Schändlichkeit eines Lasters kennen, das so häufig begangen wird.

I.

Unsern Nächsten um uns her geht es öfters wie der Sonne. So lange sie ihre volle Klarheit hat, und majestätisch am Himmel strahlet, so lange schaut man selten zu ihr hinauf, und spricht wenig oder gar nicht von ihr. Sagt aber der Kalender, sie werde verfinstert werden, so laufen alle zur bestimmten Zeit zusammen, schauen zu ihr hinauf, und sagen: Es ist eine Sonnenfinsterniß. So gehet es unsern Nächsten mit ihrem Betragen. So lange sie sich gut aufführen, ordentlich leben, und fleißig ihren Berufsgeschäften abwarten, so lange wird selten ein Wort von ihnen gesprochen. So bald sie sich aber in etwas versehen, und einen Fehltritt thun, so bald sind sie in aller Leute Mund. „Der und die hat das gethan,“ so heißt es jetzt überall. Der erzählet es diesem, und dieser jenem, und so läuft der begangene Fehltritt von Mund zu Mund durch das ganze Land. Ist das recht? Ist es recht,

die Fehler anderer bekannt zu machen, und öffentlich von ihnen zu reden?

Wenn man andere Fehler begehen sieht, so darf man sie denen offenbaren, welche sie bestrafen und für die Zukunft verhüthen können. Einem Vater darf man die geheimen Fehler seiner Kinder, einem Lehrer die Unarten seiner Schüler, einem Seelsorger die Winkelsünden seiner Untergebenen entdecken. Thut man dieses in der Absicht, damit das Böse bestraft werde, und nicht mehr geschehe, so handelt man recht, man thut damit etwas Gutes, man verrichtet ein geistliches Werk der Barmherzigkeit.

Auch ist es erlaubt, von den Fehlern anderer zu reden in der Absicht, seinen unschuldigen Nächsten vor Schaden zu bewahren. Ich darf z. B. meinen Kindern und Dienstbothen sagen, gehet nicht mit diesen Leuten um, ihr Umgang und Beyspiel ist für euch verderblich. Ich darf meinem Nachbarn, der eine untreue und schlechte Magd dingen will, sagen, dinge sie nicht, du bekommst an ihr keinen guten Dienstbothen. Ich darf meinem Freunde, der eine Streitsache hat, sagen, gehe nicht zu diesem Advocaten, denn er läßt sich leicht bestechen. Zwar leidet in diesem Falle mein Nächster auch an seiner Ehre, aber es ist besser, daß der Schuldige, als der Unschuldige einen Schaden leide. So hat Jesus von den Fehlern der Pharisäer geredet, er hat sie Häuchler und Volksbetrieger geheissen, um das Volk und seine Jünger vor ihnen zu warnen.

Allein lieblos ist es, höchst lieblos zur blossen Unterhaltung aus Neid, aus Schadenfreude oder aus Tadelsucht von den Fehlern anderer zu reden, kurz bey denen davon zu reden, welche nichts zu ihrer Verbesserung beytragen können, auch keine Warnung

in Betreff derselben nöthig haben. Wollet ihr denn, daß andere euere Sünden und Laster zum Gegenstande ihrer Gespräche machen? Nun wie heißt die goldene Regel, welche der alte Tobias seinem Sohne gegeben hat? Heißt sie nicht: Was du nicht willst, daß dir andere thun sollen, daß thue auch ihnen nicht. Tob. 4, 16. Kränkt es euch nicht, thut es euch nicht im Innersten euers Herzens wehe, wenn ihr höret, daß andere eure Schande und Fehltritte aufdecken? Wird es nun euern Nächsten nicht auch kränken, ihm nicht auch wehe thun, wenn ihr dieses gegen ihn thuet? Und wird dadurch, daß die Menschen immer mehr und mehr Böses von einander erfahren, nicht die wechselseitige Liebe geschwächt, das wechselseitige Zutrauen gemindert? Und ist das gut, wenn Verachtung und Mißtrauen an ihre Stelle treten? Verliert das Böse, das so oft zum Vorscheine kommt und zur Schau ausgestellet wird, nicht allmählig seine häßliche Gestalt? Und ist das gut? Wird dadurch nicht das Böse selbst befördert?

Von andern Böses reden, auch wenn sie es wirklich gethan haben, ist also lieblos, lieblos gegen die, welche es begangen haben, und lieblos gegen die ganze menschliche Gesellschaft.

Böses von ihnen reden, das sie nicht gethan haben, ist ungerecht.

II.

Ein ehrlicher Nahme und ein guter Ruf sind dem Menschen unumgänglich nothwendig, wenn er zu anderer und zu seinem Besten wirken will. Und obgleich das Geld viel vermag, so vermag es doch lange nicht so viel, als ein guter Ruf. Was die Ael-

tern ihren Kindern sagen, was der Geistliche seiner Gemeinde prediget, was der Beamte in seinem Amte anordnet und befiehlt, wird nie ohne Segen seyn, wenn sie im guten Rufe und Ansehen stehen, ohne diese aber werden sie fruchtlos reden, befehlen und arbeiten. Und so ist es mit allen. Der Handwerker wird ohne Arbeit, der Handelsmann ohne Kundschaft, der Dienstbothe ohne Herrschaft und Brot, die Tochter ohne Heirath bleiben, wenn sie ihre Ehre und ihren guten Nahmen verloren haben, niemand wird sich mit ihnen einlassen, und etwas mit ihnen zu schaffen haben wollen. Und der heil. Thomas hat also wohl ganz recht, wenn er sagt: „Der gute Nahme macht den Menschen tüchtig zu den Verrichtungen und Aemtern in der menschlichen Gesellschaft."

Deßwegen empfiehlt die heil. Schrift uns die Sorge für einen guten Nahmen. Sorge, sagt sie, sorge für einen guten Nahmen; denn er bleibt dir länger, als tausend große Schätze Goldes. Sir. 41, 12. Deßwegen schärfte es der Apostel Paulus den Christen mehrmahlen so nachdrücklich ein, sich eines rechtschaffenen Wandels zu befleißen, damit Juden und Heiden keine Veranlassung hätten, etwas Böses von ihnen zu sagen. Deßwegen sorgte dieser Apostel selbst ernstlich für seine Ehre, so, daß er sagen konnte: Ich bin mir nichts Böses bewußt, 1 Kor. 4, 4. Deßwegen können auch die Menschen gewöhnlich eher alles vertragen, als den Verlust ihrer Ehre. Hiob kann uns hier zum Beyspiele dienen. Stark, wie ein Held, übertrug Hiob den Verlust aller seiner Güter. Man bringt ihm die Bothschaft: deine Herden sind erschlagen, deine Knechte ermordet: er bleibt gelassen. Sein Haus

stürzt ein, und ach! seine Kinder sind unter Schutt und Trümmer begraben: sein Vaterherz blutet, doch er überträgt es. Mit Eiter und Beulen am ganzen Leibe sitzt er auf einem Misthaufen, entsetzliches Elend! allein er klaget, er murret nicht. Seine Freunde kommen zu ihm: Strafen Gottes rufen sie, — deine heimlichen Sünden. — — — Was, schrie er: die Ehre wollet ihr mir abschneiden! Und auf ein Mahl war all' seine Gelassenheit dahin.

Um dieses schätzbare Gut, um Ehre und guten Nahmen, bringt der Ehrabschneider, der Verläumder, der, welcher Uebels nachredet, den Menschen. Seine böse Zunge ist Schuld daran, daß sein Nächster außer Stand gesetzt wird, Gu es zu stiften, daß andere kalt und mit Verachtung vor ihm vorübergehen, daß sie ihm ihr Zutrauen entziehen, und Umgang und Verkehr mit ihm aufheben. Braucht es nun noch einen weitern Beweis, daß der höchst ungerecht handle, welcher seinem Nächsten Böses nachredet, das er nicht gethan hat? Braucht es einen weitern Beweis, daß es wahr sey, was man oft sagt: Ein Ehrabschneider ist ärger als ein Dieb? Der Schaden, den ein Dieb anrichtet, kann durch Fleiß wieder ersetzet werden; ist aber ein rechtschaffener Mann um seine Ehre gebracht, so ist oft sein Wirkungskreis auf immer zerstöret, sagt ein vortrefflicher Schriftsteller, und die Erfahrung bekräftiget die Wahrheit seiner Worte.

Schluß. Nun habe ich euch gezeigt, wie der lieblos handle, welcher immer von den begangenen Fehlern seines Nächsten redet, auch gezeigt, wie der ungerecht handle, welcher seinem Nächsten fälschlich Böses nachredet. Und sollte das nicht genug seyn, uns allen einen lebhaften Abscheu gegen die Ehrab-

schneidung einzuflößen? Nicht genug seyn, uns zu lehren, behuthsam mit unserer Zunge zu seyn, wenn die Rede von unserm Nächsten ist? Ja, dem Christen, welcher sein Christenthum noch nicht ganz verläugnet, noch nicht alle Gefühle für Pflicht und Recht stumpf gemacht hat, wird es genug seyn. Also auch kein Wort mehr, außer noch einige Sprüche der h. Schrift, welche Ehrabschneider beherzigen können. Sey, sagt Sirach, sey kein Ohrenbläser, und rede niemanden heimlich etwas nach. Denn Schande wartet auf den Dieb, und schwere Strafe auf den Doppelzüngler, Sir. 5, 14. Und Jakobus sagt: Redet nicht wider einander, Brüder! derjenige, welcher seinen Bruder beurtheilet, redet wider das Gesetz. Jak. 4, 11. — Amen.

Am Weihnachtsfeste.

Jesus ist nur ein Heiland derer, die an ihn glauben, und nach seiner leben.

Text.

Es ist euch heute in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher ist Christus der Herr. Luk. 2, 11.

Der Engel, welcher den Hirten auf dem Felde bey Bethlehem die Geburt Jesu Christi verkündigte, nennet ihn einen Heiland: Euch ist heute in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, sprach er.

Ein Heiland oder Erlöser ward auch Jesus schon genannt, da er noch im Mutterleibe war. Du sollst seinen Nahmen Jesus heissen, denn er wird sein Volk selig machen, das ist, befreyen von ihren Sünden, sagte der Engel zum heiligen Joseph, Matth. 1, 21. Paulus sagt: Christus ist ein Heiland aller Menschen, 1 Timoth. 4, 10. Und Jesus sagt von sich selbst: Der Sohn des Menschen ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen, und sein Leben zur Erlösung für viele hinzugeben. Matth. 20, 28.

Jesus wird also ein Heiland oder Erlöser genennt, und ein Heiland oder Erlöser ist er auch; freylich kein solcher, wie ihn sich die Juden vorstellten. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Nicht von der Herrschaft und dem Joche der Römer; von der Unwissenheit und Sünde, von der Furcht und Unruhe des Gemüthes, als ihren traurigen Folgen, wollte er die Menschen erlösen. Nicht wie ein König, wie ein Lehrer wollte er über die Menschen herrschen, durch die Macht der Wahrheit, welche er predigte.

Wir können auch keinen Augenblick daran zweifeln, daß Jesus der Heiland der Menschen sey. Seine Lehre, die alle Weltweisheit weit übertrifft; sein Lebenswandel, wodurch er ein unerschütterliches Vertrauen zu Gott, eine brennende Liebe zu allen Menschen; eine tiefe Verachtung aller Scheingüter dieser Welt an den Tag legte; sein Tod, den er unschuldig, aber mit mehr als heldenmäßiber Geduld litt, bestätigen es, daß er der war, für den man ihn, für den er sich selbst ausgab: Der Heiland der Menschen.

Allein Jesus ist nur ein Heiland derer, die an ihn glauben, und nach seiner Lehre leben.

Ich beweise dieses, daß Jesus nur ein Heiland oder Erlöser derer sey, welche

1) An ihn glauben,
2) Nach seiner Lehre leben.

Seyd aufmerksam.

I.

Der Glaube an Jesum wird ausdrücklich von uns verlangt, wenn wir der Erlösung durch ihn theilhaftig werden wollen. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, heißt es. Joh. 3, 36. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, damit keiner, der an ihn glaubt, verloren gehe, sondern das ewige Leben habe, heißt es Joh. 3, 16.

Deßwegen lobt auch Jesus mehrmahl diejenigen, welche ihr Vertrauen auf ihn setzten, und an ihn glaubten. Einen so großen Glauben habe ich in Israel, bey den Juden, nicht gefunden, sprach er, als ein Hauptmann zu Kapharnaum ihn gebethen hatte, er möchte nur ein Wort sprechen, so würde sein Knecht gesund werden, Matth. 8, 10. Sey gutes Muthes, Tochter! dein Glaube hat dir geholfen, sprach er zu dem Weibe, welche 12 Jahre lang am Blutflusse kränkelte, und im Vertrauen den Saum seines Kleides berührte, Luk. 8, 48. Weib! dein Glaube ist groß, dir geschehe, wie du willst: so lobte er den Glauben des Kanaa-

nitischen Weibes, die ihn um Hülfe für ihre geplagte Tochter anflehte. Matth. 15, 28.

Das ist aber auch ganz natürlich: ohne Glauben an ihn kann Jesus unser Heiland nicht seyn. Jesus hat uns Gott als unsern Vater kennen gelehret. Ihr könnet also bethen, sprach er: Vater unser, der du bist in dem Himmel. Diese Wahrheit, daß Gott unser Vater sey, zärtlich für uns sorge, alles zu unserm Besten anordne, befreyet uns vor Furcht, tröstet und beruhiget uns bey Stürmen und Ungewittern, bey Feuersbrünsten und Ueberschwemmungen, bey Seuchen und Hungersnoth, bey Krankheiten und Tod. Wer nicht an Jesus glaubt, ist dieser tröstlichen Wahrheit beraubt, *) und ist mithin nicht erlöset von Unwissenheit und Furcht.

Jesus hat uns gesagt: Wer mir nachfolgen will, verläugne sich selbst. Wer sich selbst verläugnet, das heißt, sich das versaget, was sündhaft ist, der erlangt die Ruhe der Seele. Der Unkeusche, Unmäßige, Zornige; kurz, der Sünder erlanget sie nicht; wie ein Rohr vom Winde, wird er von seinen bösen Begierden herum getrieben, und von seinen unbändigen Leidenschaften allmählig, wie von einem Feuer, verzehret. Nur der, welcher an Jesum glaubt, wird seinen bösen Lüsten widerstehen, nie in die Versuchung zur Sünde einwilligen, und so von der Sünde und ihren Folgen befreyet bleiben.

Und so verhält es sich mit allen Lehren Jesu, deren Wahrheit er durch sein Leben und seinen Tod versiegelte, alle zielen darauf hin, uns von der Unwissenheit und Sünde zu befreyen, und zur Tugend

---

*) Weil ihm der vernünftige Religionsglaube mangelt: oder ist der christliche Glaube ein anderer als dieser?

und Glückseligkeit zu führen. Wenn wir aber an Jesum und seine Lehre nicht glauben, so können wir auch von unserm sittlichen Elende nicht frey werden. Ohne Glauben an ihn kann also Jesus unser Erlöser nicht seyn.

Doch gibt es auch einen todten, einen trägen und unthätigen Glauben, unser Glaube an Jesum muß lebendig und thätig seyn, das heißt, wir müssen auch nach seiner Lehre leben.

II.

Der Glaube ohne Werke ist todt, ohne Kraft, die Menschen gut und glücklich zu machen, Jak. 2, 17. Einen solchen todten Glauben verwirft auch Jesus: Nicht jeder, spricht er, nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! oder mich seinen Lehrer und Erlöser nennet, wird in das Himmelreich eingehen; sondern wer den Willen meines himmlischen Vaters thut, der im Himmel ist, wer nach meiner Lehre lebt und handelt, der wird in das Himmelreich eingehen, Matth. 7, 21. Nur dann, sagt er anders wo, seyd ihr meine Freunde, wenn ihr das thuet, was ich euch gebiethe. Joh. 15, 14.

Da sind viele, welche alles glauben, was im Evangelium enthalten ist. Sie glauben, daß die Armen im Geiste, die Sanftmüthigen, die Friedfertigen, daß jene selig sind, welche eines reinen Herzens sind; aber sie leben nicht nach ihren Glauben. Sie halten die Armen im Geiste für selig, ihr Herz aber hängt felsenfest an den Reichthümern der Welt, weit fester als an der Tugend und Rechtschaffenheit. Sie halten die Sanftmüthigen für selig,

sie aber sind voll Zorn und Rachsucht. Sie halten die Friedfertigen für selig, sie aber leben in beständiger Feindschaft und im Unfrieden mit andern. Sie halten die Reinen für selig, sie aber sind voll der Unreinigkeit. Wenn Jesus unser Heiland seyn soll, so müssen wir auch nach seiner Lehre leben. Wie dem Kranken der Glaube an die Heilkraft der Arzneyen nichts nützet, wenn er sie nicht gebrauchet; so nützet uns der Glaube an Jesum nichts, wenn wir nicht nach seiner Lehre leben. Was nützet es, meine Brüder! wenn einer sagt, er habe den Glauben, hat aber die Werke nicht? kann ihn der Glaube wohl selig machen? so fraget der Apostel Jakobus 2, 14.

Unglücklich ist der Mensch, welcher unwissend ist, und nicht weiß, was er thun soll, in seiner Unwissenheit stürzt er sich in tausend Sünden und Laster, und kommt nicht zu dem Adel, und zu dem Glücke, zu dem der Mensch gelangen kann. Uns hat Jesus von dieser Unwissenheit erlöset. Durch seine Lehre erleuchtet, kennen wir unsere Pflichten. Wir wissen, wie wir uns gegen Gott, gegen uns selbst, und gegen unsern Nächsten verhalten sollen. Wir wissen, daß wir vor allem trachten sollen nach Rechtschaffenheit und Tugend, mehr als nach den irdischen Schätzen, die Rost und Motten fressen, denen die Diebe nachgraben, und sie stehlen. Aber wir werden nur dann zur Kindschaft Gottes und zur Ruhe der Seele gelangen, wenn wir nach unserer christlichen Erkenntniß leben.

Die Welt hat es schon genug erfahren, daß Jesus ihr Heiland sey. Wenn wir den Zustand der Welt, wie er jetzt ist, und wie er vor der Einführung des Christenthums war, betrachten, so finden

wir, daß sich die Sitten der Völker besserten, daß die gräulichsten Ausschweifungen, Grausamkeiten, Staatserschütterungen sich verminderten. Und wenn die Lehre Jesu auch den Strom der Laster nicht ganz aufgehalten hat; so hat sich doch an ihr die Wuth ihrer Wellen gebrochen. *) Doch alles ist noch nicht geschehen. Wie sich aber die Menschen näher und fester an das Christenthum anschließen werden, wie sie die Lehre Jesu zur Richtschnur ihrer Gesinnungen und Handlungen machen werden, in dem Maße wird sich die wahre Glückseligkeit unter ihnen verbreiten.

Schluß. So sey denn unser Glaube an Jesum ein thätiger Glaube! Wir wollen seine Lehre nicht nur für wahr halten, wir wollen auch darnach leben! Nichts wollen wir denken, nichts verlangen, nichts thun, was dem Beyspiele und der Lehre Jesu zuwider ist! Bey allem, was wir anfangen, wollen wir erst fragen: Ist das auch der Lehre Jesu gemäß? Nicht bloß dem Nahmen nach, in der That wollen wir Christen seyn! Wenn wir uns das einmahl zum unverbrüchlichen Vorsatze machen, und gewissenhaft ihm nachleben, dann werden wir die Wirkung der Erlösung durch Jesum an uns selbst verspüren: dann werden wir erfahren, daß der Engel Recht hatte, welcher bey der Geburt Jesu den Hirten sagte: **Euch ist heute der Heiland geboren worden.** Amen.

---

*) Sagt Herr v. Brentano in seinen biblischen Predigten.

Am Feste des heiligen Stephanus.

Wir können unsere Feinde lieben, und wir handeln recht edel, wenn wir sie lieben.

Text.

Herr! rechne ihnen dieses nicht zur Sünde. Apostelg. 7, 59.

Feindschaften sind unter Menschen, selbst unter den Christen, etwas sehr gewöhnliches. Fast in jedem Orte trifft man eine große Anzahl solcher Leute an, die denen, welche ihnen einmahl vorsätzlich oder auch nur aus Übereilung etwas zu Leid gethan haben, nicht mehr verzeihen, einen beständigen Groll gegen sie in ihrem Herzen unterhalten, immerhin über sie schimpfen, ihnen Böses nachsagen, wo sie können, und geflissentlich zu schaden suchen.

So gewöhnlich aber auch die Feindschaften unter den Menschen sind, so sehr sind sie dem Geiste des Christenthumes zuwider; denn der Geist des Christenthums ist ein Geist der Liebe, des Wohlwollens, der Sanftmuth und des Friedens. „Der Christ, spricht der Vater Tertulian, der Christ hat keinen Feind auf Erden. Wenn schon andere den Christen schmähen, lästern und verfolgen; so schmähet er doch nicht wieder dagegen; er schändet, lästert und verfolgt andere nicht; weil er sie nicht für Feinde, sondern für Freunde und Brüder hält." Der Feindselige ist also kein Christ, er kann den Nahmen eines

Christen tragen, aber den Geist Christi hat er nicht. Christus fluchte nicht, da man ihm fluchte, drohte nicht, da man ihm drohte, schreibt Petrus 1 Br. 2.

Deßwegen nun weil die Feindschaften so gewöhnlich, dem Christenthume aber so sehr zuwider sind, deßwegen will ich heute meine Stimme gegen sie erheben. Ich werde es heute am besten thun können, weil das Beyspiel des heil. Märterers Stephanus, dessen Andenken wir feyern, für mich sprechen hilft, das Beyspiel eines Mannes, der alle Rachgierde in seinem Herzen unterdrückte, seinen Todsfeinden verzieh, und sterbend noch für sie bethete.

Vielleicht werde ich euch am kräftigsten zur Ablegung der Feindschaften, zur Verzeihung der erlittenen Unbilden, und zur Feindesliebe ermuntern, wenn ich zeige, wie schön, wie groß, wie edel man handle, wenn man Beleidigungen verzeihe, und seine Feinde liebe. Und dieses will ich also auch thun. Doch vorerst muß ich ein Vorurtheil aus dem Wege räumen, das Vorurtheil, daß Feindesliebe gegen die Natur laufe, und unmöglich sey.

Ich will also zeigen:

1) Erstlich, daß man seine Feinde lieben könne,

2) Zweytens, daß man recht edel handle, wenn man seine Feinde liebet.

Vernehmet meine Rede mit Aufmerksamkeit.

I.

„Es ist mir unmöglich, ich kann meine Feinde nicht lieben," sagen manche. Aber die, welche diese Sprache führen, wissen nicht, was das Geboth: „Du sollst deine Feinde lieben,"

sagen will. Dieses Geboth verlangt nicht, daß man eine solche Zuneigung zu seinen Feinden habe, wie sie ein Vater zu seinen Kindern, ein Freund zu seinem Freunde, ein Bräutigam zu seiner Braut hat. Eine solche Zuneigung zu denen, welche uns beleidigen, ist allerdings unmöglich. Dieses Geboth verlanget nur, daß man seinen Feinden nichts Böses zufüge, und ihnen, wo man kann, wohlthue. Und auf diese Weise seine Feinde lieben, ist möglich. Dieses muß möglich seyn, a) weil es schon mehrere wirklich gethan haben, b) weil uns die christliche Sittenlehre ausdrücklich dazu auffordert.

a) Seine Feinde lieben, das heißt, ihnen nichts Böses zufügen, sondern, wo man kann, Gutes erweisen, ist möglich; denn das haben schon mehrere wirklich gethan. Was hat der Aegyptische Joseph, was hat David, was hat Stephanus, was hat Jesus unser Heiland gethan?

Der Aegyptische Joseph hatte an seinen Brüdern wahre Feinde. Sie spotteten seiner; Sehet da den Träumer! sprachen sie; sie warfen ihn in eine tiefe Grube, um ihn darin des Hungertodes sterben zu lassen; sie verkauften ihn, als Judas diesen grausamen Tod mißrieth, als Sclaven an Ismaelitische Kaufleute. Joseph hätte sich auch an seinen Brüdern rächen können. Als er Vicekönig in Aegypten ward, und seine Brüder dahin zu ihm kamen, um Getreide einzukaufen, hätte er sie auf ewig in den Kerker werfen können; aber das that er nicht. Er machte ihnen ein wenig bange, um ihr Gewissen zu wecken, überhäufte sie dann aber mit Wohlthaten; das ganze Land Gosen erbath er ihnen vom Könige zu ihrem gemächlichen Aufenthalte. 1 Moses 47.

Da=

Davids Feind war der König Saul. Dieser warf die Lanze nach ihm, in der Absicht, ihn aus dem Wege zu räumen. Auf seiner Flucht schnitt David dem Saul in einer Höhle ein Stück vom Mantel ab, zum Beweise, daß er, wenn er feindselig hätte handeln wollen, ihm auch den Kopf hätte abschneiden können, 2 Kön. 24.

Und was that nicht Stephanus, der erste Märterer des Christenthum? Was that dieser edle Mann, dessen Beyspiel uns die Kirche heute vor die Augen stellet? Es stritten wider ihn die Juden aus Jerusalem, die Juden aus Alexandrien, die Juden von Cilizien, die Juden von Cyrene, und noch viele andere. Alle waren gegen ihn erbittert, alle gingen, wie wüthend, auf ihn los, und ihr Haß bewirkte seinen Tod. Stephanus verzieh ihnen allen, und hatte keinen herzlicheren Wunsch, als diesen: daß ihnen Gott die Mordthat, welche sie an ihm verübten, auch verzeihen möge. Als sie, Stephanum steinigten, schreibt Lukas, so kniete er nieder, und rief mit lauter Stimme: Herr! rechne ihnen dieses nicht zur Sünde. Apostelg. 7.

Welche Feinde Jesus an den Juden, besonders an ihrer verdorbenen Priesterzunft hatte, das wisset ihr. Aller Unbilden aber ungeachtet, die er von ihnen erdulden mußte, fuhr er fort, ihnen wohl zu thun, heilte er ihre Kranken, tröstete er ihre Betrübten, belehrte er ihre Unwissenden. Vom Kreuze noch, an das ihre Blindheit und Boßheit ihn schlug, sah er mit Liebe auf sie herab, und flehte zu seinem himmlischen Vater für sie um Gnade. Vater, rief er, Vater! vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. Luk. 23, 34.

Solche argen Feinde haben wir keine unter unsern Mitmenschen. Oder hat uns jemand verfolgt, wie Joseph von seinen Brüdern, wie David von Saul verfolgt ward? Hat uns jemand ums Leben bringen wollen, wie die Juden Stephanum und Jesum ums Leben brachten? Warum wollen wir denn geringere Unbilden nicht verzeihen, warum halten wir dieses für unmöglich: da diese edeln Männer weit größere erduldet und verziehen haben? „Was diese und diese gekönnt haben, sagt der heilige Augustin, das können wir auch.“ — Es ist also möglich, seinen Feinden zu verzeihen, erlittenes Unrecht nicht mit Bösem, sondern mit Gutem zu vergelten, weil es andere schon wirklich gethan haben.

b) Seine Feinde zu lieben, muß zweytens möglich seyn, weil uns die christliche Religion, die christliche Sittenlehre die Feindesliebe zur Pflicht machet. Was sagt Jesus unser Heiland in Betreff der Feindesliebe mit ausdrücklichen Worten? Ich, spricht er, ich aber sage euch, liebet euere Feinde, thuet Gutes denen, die euch hassen, bethet für die, welche euch verfolgen, und verleumden, Matth. 5, 44. Was schreibt Paulus? Vielgeliebte! schreibt er, rächet euch nicht selbst, sondern gebt dem Zorne Raum; denn die Schrift sagt: Mein ist die Rache, ich wills vergelten, spricht der Herr. Vielmehr gib deinem Feinde, wenn ihn hungert, Speise: wenn ihn dürstet, Trank; thust du dieses: so wirst du glühende Kohlen auf seinem Haupte sammeln — wirst seine Besserung bewirken. Laß dich nicht durch das Böse überwinden, sondern überwinde du das Böse mit Gutem. Röm. 12, 19 — 21.

Freylich ist die Sprache der christlichen Sittenlehre nicht die Sprache der Welt. Jene, welche vom Geiste der Welt beherrschet werden, halten es für eine Schande, und glauben es sey ein Zeichen eines schwachen Gemüthes, wenn man sich an seinen Feinden nicht räche, seine Verfolger nicht wieder verfolge. Auge um Auge, Zahn um Zahn, so lautet die Lehre, die sie predigen, Matth. 5, 38. Allein die Weisheit dieser Welt ist Thorheit bey Gott, wie Paulus schreibt, 1 Kor. 3, 19.; und wer ein Freund der Welt seyn will, ist ein Feind Gottes, wie Jakobus sagt, Jak. 4, 4.

Wenn nun die christliche Sittenlehre uns die Feindesliebe so nachdrücklich einschärfet, wenn sie eine entgegengesetzte Lehre als unvollkommen, als Thorheit verwirft; so muß sie ja doch auch möglich seyn. Oder sollte uns das Christenthum etwas Unmögliches zur Pflicht machen? — Feindesliebe ist also möglich. Feindesliebe ist aber auch eine große, eine erhabene Tugend.

II.

Wer seine Feinde liebet, der handelt großmüthig, der handelt recht schön und edel, daß dem wirklich so sey, davon können uns, a) die Aussprüche so mancher vortrefflichen Männer, davon kann uns b) schon eine flüchtige Betrachtung der Natur der Feindesliebe überzeugen.

a) Wie schön und edel es sey, den Feinden die von ihnen erlittenen Unbilden zu verzeihen, das hat uns schon Salomon mit diesen Worten angedeutet: Ein Langmüthiger, nähmlich ein Mensch, der Beleidigungen übersieht, und nicht rächet, ist besser

als ein Held: der Selbstbeherrscher, jener, der den Unwillen über erlittene Unbilden mäßiget, besser als der Städte Eroberer, Sprich. 16, 32. Das hat uns auch Cicero, ein berühmter Römischer Redner, dadurch gelehret, daß er jene, welche ihren Feinden verziehen haben, nicht unter die gemeinen Menschen, sondern unter die Götter gezählt haben wollte. „Großer Kaiser! so redete er einmahl den Kaiser Julius Cäsar an, großer Kaiser! ich bekenne es, du hast mehr Siege davon getragen, als andere in Büchern gelesen haben; du hast mehr Städte und Festungen erobert, als viele andere sahen; du hast mehr Länder bezwungen, als andere durchreiseten, und hast mehr Menschen überwunden, als andere zählen können: doch diese Heldenthaten können auch andere thun. Aber nach allen Siegen sich selbst überwinden, seinen Zorn bezwingen, seinen Feinden nicht nur verzeihen, sondern sie auch zu Gnaden aufnehmen: das ist nichts gemeines, das ist etwas so großes, daß ich jene, die dieses thun, den Göttern gleich achte." Das hat uns auch Jesus, der Weiseste unter allen Weisen, durch diese Worte angezeigt. Was ist das Großes, wenn ihr die liebet, welche euch lieben, welchen Werth werdet ihr da haben? Thun dieses nicht auch die Publikanen? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßet, was thuet ihr mehr? Thun dieses nicht auch die Heiden? So liebet denn eure Feinde, thuet Gutes denen, die euch hassen, und bittet für die, welche euch verfolgen und verleumden, damit ihr Kinder euers himmlischen Vaters seyd, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen, und auf den Acker der Gerechten und Ungerechten regnen läßt. Seyd also vollkommen, wie euer himm-

lischer Vater vollkommen ist, Matth. 5. Das hat uns endlich auch der heil. Chrysostomus durch diesen Ausspruch gelehret: „Nichts macht den Menschen Gott so ähnlich, als die Liebe gegen seine Feinde.“

Nach diesen Aussprüchen können wir also durch nichts mehr, als durch Feindesliebe, unsere gottähnlichen Gesinnungen an den Tag legen, durch nichts mehr, als durch sie unsern Adel als Kinder Gottes zeigen.

b) Wie schön und edel es sey, unsere Feinde zu lieben, das lehret uns auch schon eine flüchtige Betrachtung der Natur der Feindesliebe. Wer erlittene Unbilden, Schmähung und Kränkung dem Feinde verzeihen will, der muß alle seine Tugenden ausbiethen. Er muß seinen Zorn brechen, muß Herr über seine natürliche Empfindlichkeit seyn, muß sich selbst verläugnen; denn erlittene Unbilden, Schmähungen und Kränkungen reitzen zum Zorne, und bringen die sinnliche Natur des Menschen in Aufruhr. Wer dem Feinde Böses mit Gutem vergelten will, muß erkennen und fühlen, wie heilig die Forderung der Pflicht sey; denn kein anderes Gefühl, nur das Gefühl der Achtung für die Pflicht, kann ihn dazu bewegen. Seine natürlichen Gefühle, wo sie der Pflicht entgegen sind, verläugnen, und bloß der Stimme der Pflicht Gehör geben, und ihr folgen, das, das ist aber das Größte, was der Mensch thun kann. Wer seine Feinde liebt, handelt also groß und edel, handelt nicht wie gemeine, sondern wie große Seelen.

Schluß. So wollen wir also, meine Lieben! alle Feindschaften ablegen, und jenen, welche uns beleidiget haben, verzeihen, wohlwollen, und wo

wir können, auch Dienste und Gefälligkeiten erweisen. Wir wollen dieses thun, weil wir es thun können, weil es keineswegs unmöglich ist. Wir wollen dieses thun, weil es so schön, so edel ist, jenen verzeihen, und wohlthun, welche uns beleidiget haben. — Gott, himmlischer Vater! zu dem wir täglich rufen: Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldnern, vor dir machen wir jetzt den Vorsatz, den heiligen Vorsatz: Allen Groll, alle Rachgierde gegen unsern Nächsten in unserm Herzen zu unterdrücken, und forthin jeden Menschen, auch unsere Beleidiger mit Liebe zu umarmen. Amen.

Eine Rede am Grabe.

Ueber die Gewißheit unsers Todes, und die Ungewißheit der Stunde desselben.

Text.

Es ist dem Menschen gesetzet, einmahl zu sterben. Hebr. 9, 27.

Wir stehen hier am Grabe eines unserer Mitchristen und Mitnachbarn auf dem Kirchhofe, wo die Leiber der Entschlafenen ruhen, neben und auf den Hügeln, welche die wenigen Ueberreste, den Staub und Moder unserer verstorbenen Aeltern, Anverwandten, Kinder und Freunde bedecken. Alles erinnert uns hier an den Tod. Alle Dinge um uns her rufen uns die Wahrheit zu: **Mensch, du bist sterblich.**

Und dieser Zuruf, ich sehe es euch an, wirkt auf eure Seele: ihr seyd stille, ernsthaft und nachdenkend. Wer sollte aber auch hier leichtsinnig und flatterhaft seyn, hier, wo wir unsere Hinfälligkeit auf den Gräbern lesen, uns das Beinhaus und die Todtenkreuze die Wahrheit predigen: alles Irdische ist eitel.

Ich will eure gute Seelenstimmung benutzen. Hier, wo die Leidenschaften schweigen, wo der Ungerechte, der Geitzige, und der Wollüstige, wo jeder Lasterhafte die Thorheit seines Verlangens und Strebens fühlet und erkennet, hier will ich euch eine Wahrheit vortragen, die, obgleich sie einem jeden bekannt ist, und sie die Erfahrung täglich laut und vernehmlich prediget, viel zu wenig überdacht und beherziget wird, die Wahrheit: Gewiß ist unser Tod, aber ungewiß die Stunde desselben.

Also

1) Von der Gewißheit unsers Todes, und

2) Von der Ungewißheit der Stunde desselben will ich mit euch reden.

Nirgends werden wir uns besser über den Tod mit einander unterreden können, als hier, wo sein Bild selbst vor uns stehet.

I.

Wir denken selten oder niemahls ernstlich an unsern Tod. Wir hören die Todtenglocke läuten, und sagen: Es ist schon wieder jemand gestorben. Wir begleiten die Verstorbenen aus unserer Gemeinde zu ihrem Grabe, und bethen: Herr! gib ihnen die ewige Ruhe. Wir gehen um den Kirchhof, und

es fällt uns ein: da liegt dein Vater, hier dein Bruder, dort dein Kind. Aber daran denken wir nicht, daß auch uns die Todtenglocke einmahl läuten werde, daß man auch uns einmahl zu Grabe tragen werde, daß auch wir einmahl auf dem Kirchhofe liegen werden. „Das wird auch einmahl dein Loos seyn:" blitzschnell wenden wir uns von diesem Gedanken hinweg. Und doch ist der Tod uns gewiß.

Du bist Erde, und sollst wieder zu Erde werden, heißt es 1 Mos. 3, 19. **Alles Fleisch veraltet, wie ein Kleid; von jeher bestand das Gesetz: Du sollst sterben,** sagt der weise Sirach 14, 17. **Mein Athem hauchet schon Verwesung, zu Ende laufen meine Tage, das Grab erwartet mich,** spricht Hiob 17, 1.; und Paulus schreibt: **Es ist dem Menschen gesetzt, einmahl zu sterben.** So drückt die heilige Schrift die Gewißheit unseres Todes aus.

Was die heilige Schrift von der Gewißheit unsers Todes sagt, das bewähret die tägliche Erfahrung. Alle Tage sterben Menschen, jetzt ein Greis, jetzt ein Kind, jetzt ein Mann, jetzt ein Jüngling. Wie wäre das bey der Baufälligkeit unsers Leibes auch anders möglich? Felsen verwittern und Eichen zersplittern; und wir wollten auf eine lange und ewige Dauer hoffen? Nein, der Tod schont unser nicht, er läßt keinen Vertrag mit sich machen, er will keinen Frieden haben. Fragen wir auch alle Aerzte um Rath, nehmen wir auch alle Arzneyen ein, ziehen wir auch alle Heilkräfte aus Pflanzen, Thieren und Metallen heraus, brauchen wir auch alles, was in der ganzen Natur zur Verlängerung des Lebens gefunden wird, — wir werden doch seine Beute.

Noch ehe die junge Eiche ihr völliges Wachsthum erreicht hat, lebt auch das jüngste Kind unter uns nicht mehr. Hatten die, welche auf dem Kirchhofe hier liegen, nicht eine gleiche Natur mit uns gemein? Ihr Loos wird also auch unser Loos seyn. Was sie sind, werden wir also über kurz oder lang auch seyn.

Unter allem, was uns begegnen wird, ist also nichts gewisser, als die Gewißheit des Todes.

Und doch leben wir so sorglos und leichtsinnig dahin, als wenn wir den Tod niemahls zu fürchten hätten. Schreckt er uns einmahl mit seiner Gegenwart, so zagen und zittern wir, nehmen wir uns vor, unser Leben zu ändern, die böse Gesellschaft zu fliehen, von den sündhaften Gewohnheiten abzulassen, unsere bösen Leidenschaften, den Zorn, die Habsucht, den Hang zur Wollust zu beherrschen; aber kaum ist der Verstorbene aus unserm Hause getragen, kaum ist die nahe Gefahr zu sterben nach einer Krankheit vorüber, so ist das Andenken des Todes aus unserer Seele ausgelöscht. „Was thun wir doch, schreibt der heilige Eucharius, wir sehen täglich nichts so oft, als die Spuren des Todes, und vergessen nichts so geschwinde, als den Tod.

Nichts ist uns heilsamer, meine Lieben! als eine öftere Erinnerung des Todes. Kein Zaum vermag so viel, ein muthwilliges Pferd zu bändigen, und vom Laufe einzuhalten, als der Tod vermag, die verwegensten Sünder zu schrecken, und von der Sünde abzuhalten. „Durch nichts, sagt der heilige Augustin, läßt sich der Sünder so bald und leicht von jeder Sünde abhalten, als durch eine öftere Betrachtung des Todes.“ Die heilige Schrift sagt noch mehr. Sie hält es für unmöglich, an den Tod denken, und doch sündigen. Bey allen deinen Wer-

ken denk an das Ende, so wirst du nimmermehr sündigen, sagt sie, Sir. 7, 36. Die Bücher des Weltweisen Seneca sind voll von dergleichen Aussprüchen, daß man, wenn man ein rechtschaffenes und frommes Leben führen wolle, des Todes oft eingedenk seyn müsse. Und man erzählt, daß der weise Zeno die Götter gefragt habe: „Bey welchem Lehrmeister kann ich am besten die Weise recht zu leben lernen?“ und daß er auf diese Frage zur Antwort bekommen habe: Gehe zu den Todten, und frage diese.“ — Gehe auf den Kirchhof und betrachte im Beinhause die verdorrten Beine der Verstorbenen, stelle dich auf ihre Gräber und sehe den Staub, in welchen ihr Fleisch zerfallen ist, denke dabey, daß du nicht weniger sterblich seyest, als sie, und bald auch selbst in Staub und Asche zerfallen werdest: und du wirst so von den Todten die Weise recht zu leben lernen.

Da es also gewiß ist, daß uns einst die Stunde des Todes schlagen werde, da die Erinnerung des Todes zugleich so heilsam für uns ist, so lasset uns öfters ernstlich an den Tod denken! Ein jeder sage sich öfters: Ich werde sterben, und was werde ich sterbend gethan oder unterlassen zu haben bereuen? Ich werde sterben, und was werde ich sterbend gethan oder unterlassen zu haben wünschen? Begehe ich nicht täglich Fehler, die mir meinen Tod erschweren werden? Bin ich nicht gewissen Lastern ergeben, die mir ihn schreckbar und fürchterlich machen werden? Der Ungerechte sage sich: Ich ziehe jetzt ungerechtes Gut an mich: Was wird mich dieses im Tode nützen? Der Habsüchtige sage sich: Ich kann jetzt nicht genug bekommen: Werde ich denn von allem, was ich jetzt so begierig zusammen raffe, nur das Geringste in die Ewigkeit mitnehmen? Der Geitzige

sage sich: Ich schließe jetzt mein Geld und Gut unbenützt in Kisten ein, lasse die meinigen darben, und die Armen verhungern: Was will ich denn im Tode damit anfangen? — So denke ein jeder an den Tod, so bereite sich ein jeder auf dessen Ankunft dadurch vor, daß er das unterläßt, was er im Tode bereuen, und das thut, was er im Tode gethan zu haben wünschen wird. Wenn sich ein Freund als Gast bey uns ansagen läßt, so schicken wir uns auf seine Ankunft, und wenn die Zeit gewisser Feyerlichkeiten z. B. der Kirchweihe sich nähert, so bereiten wir uns darauf vor: und auf den Tod, der sich unfehlbar bey uns einfinden wird, von dessen Vorbereitung unser ewiges Wehe oder Wohl abhängt, auf den gewissen Tod wollen wir uns nicht vorbereiten dadurch, daß wir das fremde Gut zurück geben, mit unsern Feinden uns aussöhnen, das Böse meiden und das Gute thun. Ist das nicht wahre Thorheit? Nicht unverzeihlicher Leichtsinn?

So gewiß der Tod ist, so ungewiß ist die Stunde seiner Ankunft.

II.

Der Tod ist mir freylich gewiß, aber ich bin doch noch jung und stark, ich bin noch in meinen besten Jahren und munter, ich bin alt, aber doch noch bey Kräften, und wenn ich auch sterben muß, so habe ich bis dahin, wo ich sterben muß, doch noch ein weites Ziel: so denken viele, ja die meisten Menschen setzen das Ende ihres irdischen Lebens recht weit hinaus. Allein die Stunde unsers Todes ist ungewiß, sie kann morgen, sie kann heute noch

schlagen. Denn was ist unser Leben? Ein Schatten ist es, der schnell vorübergehet. Ein Dampf ist es, der eine kurze Zeit gesehen wird, und dann verschwindet, Jakob. 4, 12. Hiob vergleicht das menschliche Leben einem beladenen Schiffe, das schnell vor unsern Augen vorbey eilet, 9, 26. Wann die Blätter von den Bäumen abfallen, wann die Früchte reif werden, wann die vier Jahreszeiten ihren Anfang und ihr Ende nehmen, das wissen wir: aber die Zeit der Ankunft des Todes wissen wir nicht.

Der Mensch weiß seine Zeit nicht, sagt die h. Schrift. Wie die Fische gefangen werden in dem gefährlichen Netze, und wie die Vögel gefangen werden in der Schlinge; so werden die Menschen bestrickt in der Unglückszeit, die sie unvermuthet überfällt, Pred. 9. 12. Wachet, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde, sagt Jesus, Matth. 24, 42. Und Paulus sagt: daß der Tod, wie die Diebe, bey der Nacht und unerwartet komme. Ihr wisset, schreibt er, daß der Tag des Herrn wie ein Dieb in der Nacht kommen werde. 1 Thess. 5, 2.

Und daß dem so sey, das bestätiget auch wieder die Erfahrung. Der Tod greift bald nach dem Greisen, bald nach dem Kinde auf seiner Mutter Schooß, bald schießet er seine tödtlichen Pfeile gegen den blühenden Jüngling ab. Wie viele unerwartete Todesfälle haben wir schon selbst erlebt? Wie oft ist es schon geschehen, daß ein Trunkenbold nach Hause kam, Weib und Kinder mißhandelte, Nachbaren und Nachbarinnen durch seine gräßlichen Flüche in ihrer Ruhe störte, und am Morgen todt im Bette gefunden ward? Wie oft ist es schon geschehen,

daß einer auf die Befriedigung seiner schändlichen Lüste ausging, und wie die Mücke in dem Becher voll süßen Giftes, in der Wollust seinen Tod fand. Auf dem Schlachtfelde und unter dem Hausdache, auf dem Wasser und auf dem Lande, überall hängt unser Leben an einem schwachen Faden. „Ueberall ist der Tod in der Nähe, nur zeigt er sich nicht überall in der Nähe:" sagt der weise Seneca. Man mahlet den Tod ab als einen Knochenmann mit einer Sense in der knöchernen Hand, als ein Gerippe ohne Fleisch, ohne Augen und Ohren, ohne Hirn und Stirn. Und deßwegen mahlet man ihn so ab, ohne Augen, weil er blind darein schlägt; ohne Ohren, weil er auf keine Seufzer und Klagen höret, ohne Hirn und Stirn, weil er auf kein Alter, auf keinen Stand, auf gar nichts Rücksicht nimmt. Herr und Knecht, Frau und Magd, König und Unterthan sind bey ihm in gleichem Ansehen. Bisweilen meldet er sich durch eine Krankheit an, bisweilen besucht er die Menschen unangemeldet. Gewöhnlich kommt er zur ungelegensten Zeit. Er mag aber kommen, zu welcher Zeit er will, so muß der, auf den er zielet, mit fort; denn er ist stark, und niemand kann ihm die mörderische Sense aus der Hand winden. Wir können auch keinen Fuß aus dem Hause setzen, ohne die Verheerungen zu sehen, welche er allenthalben anrichtet. Da liegt ein Todtenbein, dort eine verwelkte Blume, hier ein verdorrtes Blatt. Und wie, wir überreden uns, noch lange von seinen Verheerungen sicher zu seyn? Fraget euch nur: Wann werde ich sterben, im Alter oder in der Jugend? Wie werde ich sterben, plötzlich oder an einer langwierigen Krankheit, eines ruhigen oder gewaltsamen Todes? Wo werde ich

sterben, zu Hause oder auf dem Felde, daheim oder in der Fremde? Und sehet, ob ihr auch auf diese Fragen eine Antwort geben könnet. Wenn ihr euch aber keine darauf geben könnet, so müsset ihr auch bekennen, daß die Zeit und die Art des Todes eine ganz ungewisse Sache sey.

Es ist eine schreckliche Sache, unvorbereitet, in Sünden und Lastern zu sterben. Oder möchtest du von dem Tode überfallen werden, du ungerechter Hausvater! zur Zeit, da du ungerechtes Gut in diner Hand oder in deinem Hause hast? Möchtest den von dem Tode abgehohlet werden, du Jüngling! zur Zeit, da dein Gewissen mit so vielen Sünden der Unlauterkeit befleckt ist? Wäre es dir lieb, du eitle Welttochter! von dem Tode in die Ewigkeit abgefordert zu werden, zur Zeit, da du nur deiner Eitelkeit lebst, durch deinen frechen Aufputz und dein schamloses Betragen eine ganze Gemeinde ärgerst? Traurig ist das Ende eines gottlosen Geschlechtes, sagt die heilige Schrift, Weish. 3, 19.

Lasset uns also meine Lieben! da die Stunde des Todes ungewiß, und ein Ende in Sünden und Lastern eine erschreckliche Sache ist, so leben, daß wir eine jede Stunde freudig sterben können, daß wir, wenn uns der Herr rufet, wie dort Samuel, mit ruhigem Herzen sagen können: Herr! hier bin ich. Die fünf klugen Jungfrauen im Evangelium füllten bey Zeiten ihre Lampen mit Oehl, und waren jede Stunde auf die Ankunft ihres Bräutigams gefaßt, Matth. 25. „Es lautet gar übel, sprach der Griechische Feldherr Iphikrates, wenn ein Soldat, nach verlorner Schlacht, sich damit entschuldiget: Ich habe nicht gemeint, daß der Feind so nahe sey, und wir so wenig Zeit, uns zur Gegenwehre zu stellen, übrig hätten:" und deßwegen, damit seine Sol-

daten nicht unversehens angegriffen und geschlagen würden, hielt er sie beständig in den Waffen. Auch Hanibal, der berühmte Held, zog seinen Harnisch niemahls aus, und legte sich des Nachts nicht mehr schlafen, als er hörte, daß Scipio der Römische Feldherr auf ihn loskomme. Und so sollen wir denn auch wachen, und uns zum Tode bereit halten. Wir halten uns aber dazu bereit, wenn wir uns bemühen, das Böse zu unterlassen, das verübte Böse nach Kräften wieder gut zu machen, und ein gutes Gewissen zu haben. Du hälst dich dazu bereit, mein Freund! wenn du keinen Augenblick zauderst, das fremde Gut, welches in deinem Hause ist, seinem rechtmäßigen Eigenthümer zuzustellen, wenn du den Ort, die Gesellschaft, die Person, die dir eine Veranlassung zur Sünde sind, alsbald verläßt und fliehest, und wenn du jetzt gerecht, keusch, mit einem Worte rechtschaffen lebest.

Und jetzt noch ein Paar Worte, meine Lieben! Wie viele Gelegenheiten, den Menschen nützlich zu seyn, ihnen Freude und Vergnügen zu machen, lassen wir entschlüpfen? Ja, was sage ich: Wie oft machen wir jenen, mit denen wir leben, unangenehme Augenblicke? Wie empfindlich kränken wir oft, ohne uns sonderliche Vorwürfe darüber zu machen, selbst die, mit denen wir durch die Bande der Freundschaft und Liebe zusammen hangen? Wegen wahren Kleinigkeiten machen Ehemänner ihren Weibern, und Eheweiber ihren Männern oft die bittersten Vorwürfe. Wegen wahren Kleinigkeiten betrüben Aeltern ihre Kinder, und Kinder ihre Aeltern. Wie, wenn wir dächten, in Kurzem habe ich dich nicht mehr, vielleicht verliere ich nach einem Jahre, nach einem Monathe, vielleicht schon morgen meinen Va-

ter, meine Mutter, meine Frau, meine Kinder, meinen Freund, meinen Bruder, und dann, dann kann ich nichts mehr für sie thun, dann, dann ihnen keine Beweise meiner Liebe, Zärtlichkeit und Freundschaft mehr geben: würden wir uns nicht da Mühe geben, ihnen die ihnen noch übrige kurze Lebenszeit hindurch, so viele süße Stunden zu machen, als uns möglich ist? Würden wir wenigstens da uns nicht hüthen, ihnen ihre wenigen Lebenstage zu verkümmern? — Da also unsere Lebensdauer ungewiß ist, da wir alle Tage unsere Mitmenschen, unsere Aeltern, Geschwister, Kinder und Freunde durch den Tod aus unserer Mitte verlieren können, so lasset uns ihnen Gutes thun jetzt, da wir sie noch haben! Lasset uns wenigstens so menschlich seyn, sie nicht unnöthiger Weise zu quälen! Versäumen wir die Gelegenheiten, ihnen wohl zu thun, sind wir so grausam, sie zu mißhandeln und zu quälen, so werden dann, wann wir sie nicht mehr haben, tausend quälende Vorwürfe in unserm Innern erwachen.

Sanft ruhe nun der Leichnam unsers Mitbruders, den wir hier in das Grab gelegt haben, und sein Geist reife dort zu höherer Tugend, und zu höherer Seligkeit! Amen. *)

---

*) Daß diese Rede, wenn nur der Eingang geändert wird, auch an einem Sonntage, z. B. am fünfzehnten nach Pfingsten gebraucht werden könne, brauche ich nicht erst zu erinnern.

I. Abhandlung.

Warum kleben dem Religionsglauben unsers Volkes noch so manche Irrthümer an, und was müssen Volkslehrer zur Vertilgung derselben ins besondere thun? *)

Unser christliches Volk kommt täglich weiter. Der unbefangene Religionsfreund, welcher sich nur auf fünfzehn oder zwanzig Jahre zurück erinnern kann, und mit dessen damahliger und jetziger religiösen Kenntniß und Denkart eine Vergleichung anstellen will, wird dieses mit Vergnügen bemerken. Manche Irrthümer und Vorurtheile, die sonst unter ihm einheimisch waren, sind ganz verschwunden, und manche,

*) Diese zwey Abhandlungen theile ich hier mit, weil die Zeitschrift, für welche sie bestimmt waren, nicht weiter fortgesetzt ward. Ich gebe sie nicht für vollkommen aus. Meine Absicht ist erreicht, wenn sie nur bey einigen Seelsorgern das Nachdenken über die berührten Gegenstände veranlassen. „Die zweyte könnte bestimmter seyn," sagte mir ein einsichtsvoller guter Freund, welchem ich sie zu lesen gab. Er hat ganz Recht. Aber ich denke: Wer mich verstehen will, der wird mich schon verstehen.

die allgemein waren, trifft man jetzt nur noch hier und da bey einzelnen an, die der größere Theil mitleidig belächelt. Es ist empfänglicher für manche gute Lehre geworden, und es stemmt sich nicht mehr, wie ehemahls, mit allen Kräften der Annahme und Verbreitung des Besseren, das ihm ungewohnt, und neu ist, entgegen.

Wenn es aber auch wahr ist, daß unser Volk in seiner religiösen Kenntniß Fortschritte gemacht habe, so würde man doch zu viel behaupten, wenn man sagen wollte, daß die Masse seiner religiösen Vorstellungen von allen Schlacken geläutert sey. Nein, wie ein Gewebe von falschen Fäden, so ist sein Religionsglaube, zum Nachtheile seiner Sittlichkeit und Gemüthsruhe, noch mit mancherley Irrthümern durchschossen, nur das Weniger macht hierin gegen die vorigen Zeiten einen Unterschied. Es verwechselt noch manche Nebensachen mit Hauptsachen, und legt deßwegen auf jene ein zu großes Gewicht. Es wallfahrtet noch zu gewissen Zeiten des Jahres bald da, bald dorthin mit Vernachläßigung der häuslichen Wirthschaft und Erziehung der Kinder. Es machet noch in besonderen Nöthen und Anliegen unbesonnene und thörichte Gelübde, die ihm dann hintennach tausend Aengstlichkeiten und Zweifel verursachen. Es fürchtet sich noch bald mehr, bald weniger vor dem Einflusse eines bösen Wesens, und der heimlichen Kunst seiner Helfershelfer, und kann deßhalb seines Glaubens an Gott den Allvater nie recht froh werden. Es legt noch gewissen Formeln und kirchlichen Gebräuchen eine geheime magische Kraft bey, will bisweilen noch Gott durch Gebeth zur Erhörung der thörichsten Wünsche und Bitten gleichsam zwingen, und Vielen sind Bethen und Kirchengehen noch allein Gottesdienst, die Ver-

richtung ihrer Berufsgeschäfte dagegen bloß ein Dienst, den unsere leiblichen Bedürfnisse fordern, ohne sittlichen Gehalt. Allenthalben stößt sich der vernünftige Religionsfreund noch an seinen Aeußerungen, die auf seine religiösen Ueberzeugungen schließen lassen. Und wenn der gebildete und rechtschaffene Seelsorger als Religionslehrer sich daran stößt, sollte er nicht fragen: Woher noch dieses Unkraut unter dem Weitzen? Und wie kann dieses Unkraut mehr und mehr ausgejätet werden?

Da Belehrung das einzige Mittel zur Vertilgung der Irrthümer ist, da es aber viele Religionslehrer seit geraumer Zeit nicht an Belehrung fehlen ließen, warum kleben doch noch dem Religionsglauben des Volks so viele Irrthümer an? Zur Hervorbringung der ganzen Wirkung der Belehrung gehört freylich oft der Zusammenfluß mehrerergünstigen Umstände, allein wenn sie die erwünschte Wirkung nicht hat, so fragt man doch billig zuerst: Fehlt es nicht an der Art der Belehrung selbst? Warum bey so häufigem Unterrichte noch so viele Vorurtheile und Irrthümer sich doch so langsam oder gar nicht verlieren wollen, davon finde ich wirklich eine Ursache darin, daß der Unterricht vieler Religionslehrer zu allgemein ist. Besondere Belehrungen über einzelne Irrthümer werden also das Mittel seyn, sie dem Volke zu benehmen. Ueber diese zwey Puncte will ich hier meine Gedanken ausführlicher mittheilen.

A) Alle religiösen Irrthümer gehen aus dem Grundirrthume, aus dem unrichtigen Begriffe von Gott und der ihm gefälligen Verehrung hervor. Würden die Worte des Heilandes: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbethen, müssen ihn im Geiste, und in der Wahrheit anbethen," recht verstanden,

und würde dann davon auf unsere ganze religiöse Denk- und Handlungsweise eine Anwendung gemacht, so wäre dem religiösen Aberglauben mit allen seinen Anhängseln auf ein Mahl sein Grab bereitet. Aber wer kennt das Volk nicht? Es ist gar zu sinnlich, und hat sich noch nicht zu der Höhe des Begriffes von der geistigen, moralischen Natur Gottes emporgeschwungen. Mit unserer heranwachsenden Jugend wird es einst besser werden. Man führt jetzt beym Religionsunterrichte die Kinder in sie selbst, in ihr Inneres zurück, und läßt sie in dem Bilde, das uns unser Gewissen von sittlicher Vollkommenheit vorhält, Gott den Heiligen gleichsam anschauen. Das ist aber ehemahls nicht geschehen. Man weiß ja, wie man sonst den Glauben an Gott zu begründen suchte. Von den erschaffenen Dingen, auf welche man sie, als auf die Werke Gottes hinwies, konnten sie unmöglich zu der Kenntniß gelangen, daß Gott ein heiliges Wesen sey, und daß man ihn nur durch Tugend, durch die Erfüllung unserer Pflichten als seiner Gebothe ehren könne. *) Die Vorstellung, welche sie sich dabey von Gott machten, war keine andere, als die von einem überaus großen Könige der mit Macht und Herrlichkeit ausgerüstet ist, und mit dieser Vorstellung von Gott war der Grund zu allem religiösen Aberglauben gelegt. Regte sich in ihnen das Gefühl ihres sittlichen Unwerthes, so war es

*) Man muß die Kinder, wenn man mit ihnen von Gott redet, auf die erschaffenen Dinge hinweisen. Ja, man muß sie von den Geschöpfen zum Schöpfer führen. Aber man darf nicht dabey stehen bleiben. Nicht durch die Natur, nur durch das Sittengesetz werden wir mit der Heiligkeit Gottes bekannt gemacht.

nicht Besserung, nicht verdoppeltes Ringen nach sittlicher Güte, es waren demüthige Abbitten, Gelübde, mühevolle Gänge oder Wallfahrten in andere Orte, u. s. w. wodurch sie die erzürnte Gottheit zu versöhnen suchten. Die oft gar zu sinnliche kirchliche Liturgie, die freylich einen andern Zweck hat, und entweder symbolische Belehrung, oder Bezeichnung und Ausdruck der in uns wohnenden religiösen Gesinnungen seyn soll, bestärkte sie noch mehr darin.

Dagegen arbeiteten nun die Seelsorger seit mehreren Jahren. Ihre Vorträge hatten alle die Tendenz, eine reine Erkenntniß Gottes, und eine Verehrung Gottes in reinen Gesinnungen und einem unsträflichen Wandel unter dem Volke zu verbreiten. Sie sagten es immer, und sagten es deutlich genug, daß vor Gott nichts gelte, als Tugend, und daß alles Uebrige nur in so fern einen Werth habe, als es unsere Kräfte zum Guten stärke. Und wie nichts Gutes ohne allen Segen ausgehet, so hatten ihre Bemühungen auch die Wirkung, daß das Volk hierüber vernünftiger denken lernte. Wer dem geistlichen Stande nicht aus irgend einer Ursache eine unversöhnliche Feindschaft geschworen hat, die ihm die Augen verblendet, wird wenigstens vielen Mitgliedern desselben das Verdienst lassen, daß durch ihre Belehrungen, durch ihre Vorträge an das Volk der Religionsglaube des Volkes an Reinheit gewonnen habe. Bücher sind nicht die Quelle, aus welcher das Volk seine Weisheit schöpfet, auch hohlet es diese nicht vom Umgange mit gebildeten Menschen des weltlichen Standes; denn mit diesen gehet der große Haufe nicht um, siehet sie auch nicht als seine Lehrer an. Was es wird, wird es größten Theils durch die Bemühungen

seiner Geistlichen, selbst gute Lehr- und Gebethbücher kommen nur durch diese in seine Hände; immerhin zündet es sein Lämpchen nur an dem Lichte dieser an.

Allein wenn man den Religionslehrern auch dieses Verdienst lassen muß, so ist es doch zur Tilgung religiöser Irrthümer bey weitem nicht genug, daß sie richtige Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften aufstellen, die Pflichten des Menschen vortragen, und sagen, daß man durch ihre redliche Erfüllung Gott, wie es seyn soll, verehre. Dadurch wird zwar das Fundament des religiösen Aberglaubens erschüttert, das Gebäude des Aberglaubens selbst aber nicht zum gänzlichen Einsturze gebracht; denn das Volk macht selten von dem Gehörten eine Anwendung auf seine bisherige Denk- und Handlungsweise. Die Irrthümer sind ins thätige Leben übergegangen, und zur Gewohnheit geworden. Was man gewohnt ist, thut man zu seiner Zeit, weil man es gewohnt ist, ohne selbst recht zu wissen, warum. Es ist zu ihrer Tilgung auch nicht genug, daß man, wie im Vorübergehen, hier und da einen Irrthum berührt, und einmahl sagt: „Wie läßt sich dieses mit unsern Begriffen von Gott und unsern Pflichten vereinbaren? es muß also ungegründet und falsch seyn:" der Widerspruch muß weitläufig und deutlich gezeigt werden. Noch weniger sind bittere Ausfälle gegen eingewurzelte Irrthümer zu ihrer Tilgung hinreichend. Sage man noch so oft, und mit noch so viel Feuer: „Das ist Wahn, Dummheit und Aberglauben," warum ist dieses denn Thorheit und Irrthum? wird das Volk dabey denken, und das Reich der Finsterniß wir seine Grenzen nicht weiter zurück ziehen. Solche Ausfälle erregen gewöhn-

lich nur Erbitterung, und weil Irrthümer mit den heiligsten Wahrheiten oft aufs Innigste verwebt sind, so schaden sie, indem sie den religiösen Gefühlen, ohne vorher bewirkte bessere Ueberzeugung, nur Abbruch thun.

Es ist aber, wenigstens im Durchschnitte, bisher nicht viel mehr als dieses geschehen. Ich glaube, daß ohne weitern Beweis, die Erfahrung für meine Behauptung spreche. Der Gedanke: Vorerst müssen über die Hauptwahrheiten der Religion richtige Begriffe in Umlauf gebracht werden; der andere Gedanke, daß, wenn nur das Wahre vorgetragen würde, das Falsche aus Mangel am Zuflusse neuer Nahrung allmählig von selbst sterben müsse: die Furcht, beym Volke zu sehr anzustoßen, wenn man ihm über manches die Augen öffne; die so oft vorgesungene Regel: „Seyd behuthsam,“ waren die Ursachen, warum auch eifrige und einsichtsvolle Seelsorger bey ihren Unterweisungen in Hinsicht der Irrthümer nicht ins Detail gingen. Welches aber doch das einzige Mittel ist, wenn es nur aus guter Absicht und mit Klugheit gebraucht wird, dem religiösen Aberglauben den Tod zu beschleunigen.

B) Einem Menschen, dessen Denkkraft einmahl in Thätigkeit gesetzt ist, braucht man nicht, wenn man ihm einen Satz angibt, der Wahrheit enthält, zu sagen, wie viel darin enthalten sey. Denken ist für ihn ein Bedürfniß, er machet von jeder Wahrheit eine vielfache Anwendung, er untersuchet, was sich damit weiter verbinden lasse, was nicht, und so ist ihm eine Wahrheit die Mutter von vielen andern, und die Ursache der Erkenntniß verschiedener Irrthümer. Wie aus dem Keime die Knospe, und aus dieser die Blüthe sich entwickelt, und aus dieser end-

lich eine süße Frucht heranwächst, so entwickelt sich im Kopfe des Denkers eine Wahrheit aus der andern, und segenreich sind die Folgen für ihn, die als Folgerungen daraus hervor gehen. Das ist aber der Fall nicht beym Volke. Denken ist seine Sache nicht, höchstens braucht es seine Denkkraft nur zur Abwendung eines leiblichen Uebels, und zur leichtern Befriedigung seiner irdischen Bedürfnisse, und auch hier nur, wenn ein besonderer Umstand es dazu treibet, sonst ist das Herkommen und die Gewohnheit das Prinzip seines Handelns, wovon es nicht leicht abgehet. Den Sitten- und Religionsunterricht nimmt es an, wie man ihm denselben gibt, und dehnt denselben gerade nur auf jene Handlungen aus, die man nahmentlich berühret. Wer sich mit dem Volksunterrichte beschäftiget, der wird sich täglich mehr davon überzeugen. Der Seelsorger trage z. B. die Lehre vom Gebethe deutlich und gründlich vor, schließt sich sein Unterricht an den natürlichen Menschensinn und die sittlich-religiösen Gefühle des Menschen an, so wird er die Beystimmung des Volkes haben, es wird bey sich denken: „Ja, so ist es," es wird aber keineswegs die Anwendung davon machen, daß es also zweckwidrig sey, gewisse Formeln hundert- und noch mehrmahl gedankenlos herzusagen. Er sage, daß man an jedem Orte bethen könne, weil Gott an keinem Orte mehr oder minder sey, daß man also nicht nöthig habe, an entlegene Orte zu gehen, zieht er das Wallfahrten nicht mit in seinen Unterricht hinein, nennet er nicht die Orte, wohin in seiner Gegend zu gewissen Zeiten noch ganze Haufen ziehen, so wird es nicht daran denken. Er sage, daß es fast gegen jedes zeitliche Uebel natürliche Mittel gebe,

daß man den Kopf brauchen müsse, um sie kennen zu lernen, daß es unsere Pflicht sey, im Falle der Noth uns ihrer zu bedienen, daß man aber, wenn ihr redlicher Gebrauch dem Uebel nicht abhelfe, sich mit dem Gedanken beruhigen müsse, daß jedes unabänderliche Uebel unter der Hand der gütigen Vorsehung auf unser wahres Beste abziele. Berührt er dabey nicht das Thörichte und Sündliche der so genannten Zaubereymittel, so wird es kaum einem einfallen, daß er zugleich auf die Verdrängung dieser hinarbeite, u. s. w. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit einer besonderen Belehrung über religiöse Irrthümer, wenn sich ihre Zahl vermindern soll. Wobey aber mehrere Stücke zu berücksichtigen sind. Um sie kenntlich zu machen, will ich den Gang der Belehrung über einen Irrthum vorzeichnen.

Erstlich nenne man die Sache, von welcher sich das Volk irrige Vorstellungen machet, und über welche man es jetzt ins besondere belehren will. Man nenne sie aber nicht als einen Irrthum; man sage nicht, daß man heute diesen und jenen Irrthum bestreiten wolle. Will man z. B. seine Zuhörer über die Gelübde vernünftig denken lehren, so sage man: Es ist, zumahl unter Landleuten, gewöhnlich Gelübde zu machen; sie versprechen bisweilen, besonders bey gewissen Angelegenheiten, dieses und jenes zu thun, oder dieses und jenes zu unterlassen, z. B. an diesen Ort zu wallfahrten, nicht mehr zu tanzen, u. s. w., und sie machen sich dazu unter einer Sünde verbindlich. Von diesen Gelübden, welche einer oder der andere manches Mahl unter ihnen mache, wolle man heute einmahl mit ihnen

reden. So kündige man ganz ruhig seinen Gegenstand an. Hat man dieses gethan, so wende man sich Zweytens an das Herz seiner Zuhörer. Man versichere sie, daß man wisse, warum sie dieses thun, welche gute Absicht sie dabey haben, und wie Unrecht man ihnen thun würde, wenn man an ihren guten Willen zweifeln wollte. Wirklich ist es ja auch so. Wahrhaft religiöse Gefühle liegen dabey bey ihnen zu Grunde. Diese ihnen streitig machen wollen, von deren Daseyn sie sich doch selbst die besten Zeugen sind, muß sie empören. Gerade deswegen mögen oft so viele Belehrungen fruchtlos ausgehen, weil dabey zu wenig Rücksicht auf sie genommen wird. Was also immer für ihre gute Absicht, die sie dabey haben, spricht, und zeigt, daß man sie kenne, das führe man an. Man sage z. B.: — wenn von dem oben angeführten Gegenstande, dem Gelübdemachen, die Rede ist — Es sey dem Menschen natürlich, daß er sich in Nöthen und Anliegen nach Rettung und Hülfe umsehe: wer kann ihm das verübeln? Ihr wendet euch in dergleichen Fällen zu Gott, ihr versprechet ihm dieses oder jenes zu thun, wenn er euch helfe, und wenn euch geholfen ist, dann suchet ihr euer Gott gethanes Versprechen zu erfüllen. Daß ihr euch zu Gott wendet, dieß zeuget von euerm Vertrauen zu ihm; denn ohne Zutrauen würdet ihr euch nicht zu ihm wenden. Und daß ihr euer Gelübde zu halten suchet, dieses leget einen Beweis von eurer Dankbarkeit gegen Gott ab: denn wenn ihr undankbar wäret, so würdet ihr nicht suchen Gott etwas zu thun. In dieser Hinsicht macht euch also dieses euer Verhalten Ehre. Selbst wenn man seinen Gegenstand des Unterrichts auf

eine etwa auffallende Weise angekündiget hat, wie es wohl manches Mahl nicht anders thunlich ist, wenn man gleich Anfangs die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer reitzen will, übersehe man das hier Gesagte nicht; damit nicht das unversöhnte Herz dem Lichte der Wahrheit den Eingang in den Verstand versperre. Jetzt wende man sich

Drittens an den Verstand seiner Zuhörer. Man zeige ihnen, daß die Vorstellungen, welche sie sich von dieser Sache machen, und welche sie durch ihre Handlungen in der sichtbaren Welt darstellen, mit ausgemachten Wahrheiten im Widerspruche stehen, mithin irrig seyen, wie sich z. B. mit dem Begriffe Gottes als eines heiligen oder vollkommen sittlichen Wesens, und mit der ihm schuldigen Verehrung, die nur in Erfüllung unserer Pflichten als seiner Gebothe bestehen könne, schlechthin nicht vertrügen, wie sie, anstatt der Erfüllung unserer Pflichten beförderlich zu seyn, derselben im Wege stünden u. s. w. Man sey aber damit noch nicht zufrieden, sondern nehme auch ganz besonders Rücksicht auf das, was ihnen bey aller Deutlichkeit unserer Beweise für unsere Behauptung noch Bedenken machet, ihr beyzutreten. Denn so einleuchtend das, was wir sagen, auch seyn mag, so findet sich doch in ihrem Kopfe manches Mahl noch allerhand, welches ihre Ueberzeugung nicht vollkommen werden läßt, ja oft die Ursache ist, daß sie, nachdem der erste Eindruck, den die Gründe unsers Vortrages auf sie gemacht haben, vorüber ist, wieder in den Zustand zurück sinken, aus dem wir sie heben wollten. Sie äußern ihre Bedenklichkeiten oft mit den Worten: „Ja, es ist zeither doch auch so gewesen;“ „Andere Leute, die doch auch für gescheidt gehalten

wurden, dachten und handelten auch so;" „die Kirche selbst hat es erlaubt und gutgeheissen." Auf alle diese Bedenklichkeiten muß man antworten, und ihnen zeigen, daß sich die Umstände geändert haben, daß etwas zu gewissen Zeiten ein taugliches Mittel zu einem gottseligen Zwecke habe seyn können, welches es jetzt bey veränderten Umständen nicht mehr sey; daß auch sonst gescheidte Leute in manchen Stücken irrig daran wären; daß die Absicht der Kirche nicht eben die gewesen sey, welche sie im Kopfe haben u. s. w. Man sage ihnen also z. B.: Obgleich aber euch das Gelübdemachen in dieser Hinsicht Ehre machet, so folgt daraus noch keineswegs, daß das Christenthum eure Gelübde billige. Was sagt Paulus? Er verlangt einen vernünftigen Gottesdienst: das sind aber eure Gelübde nicht. Sie sind nicht vernünftig, denn ihr stellet euch dabey Gott gar zu sinnlich vor, glaubet, er sey wie ein Mensch, der sich durch gewisse Versprechungen zu der Erhörung eurer Bitten bewegen lasse. Sie sind nicht vernünftig, denn ihr glaubet dadurch etwas Besseres zu thun, etwas Besseres als unsere Pflichten gibt es aber nicht, und diese muß man ja ohnehin heilig und allezeit erfüllen, man braucht sich also nicht erst durch ein Gelübde dazu verbindlich zu machen. Was wir unter gewissen Umständen für das Bessere erkennen, ist eben dann auch schon Pflicht für uns, eben deßwegen, weil wir es für das Bessere erkennen: denn wir müssen allezeit nach unserm besten Wissen und Gewissen handeln. Sie sind nicht vernünftig, weil sie Gegenstände betreffen, die gewöhnlich von der Art sind, daß sie uns in der Erfüllung unserer häuslichen oder Berufspflichten hindern, wie z. B. das Wallfahrten an

weit entlegene Orte, weil uns ihre Erfüllung oft äusserst beschwerlich oder gar unmöglich wird, ihre Nichterfüllung uns hintennach aber doch oft Angst und Unruhe verursachet. Dieses muß durch mehrere Beyspiele gezeigt und veranschaulicht werden. Auf die Gelübde, welche gewisse Ordensglieder ablegen, und deren Orden die Kirche zur Zeit gutgeheissen hat, dürfet ihr euch nicht berufen: sie gehören nicht hieher: und sind eigentlich nichts anders als das Versprechen, daß sie die Pflichten erfüllen wollen, welche ihr Stand und Beruf mit sich bringt. Solche Versprechen machet jeder, der einen Stand antritt, z. B. ihr, wenn ihr in den Ehestand tretet, und diese muß denn natürlich auch jeder heilig erfüllen. Da wir nichts Besseres thun können, als unsere Pflichten erfüllen, selbst jedes Tugendmittel, so bald es als solches erkannt wird, eine Pflicht für uns ist, so kann man also als Christ gar kein Gelübde machen. Ich gab hier nur die Gedanken an, die bey dem wirklichen Volksunterrichte weiter zerlegt werden müssen.

Weil bey jeder Bekämpfung eines religiösen Irrthumes das Volk ein Mittel einbüßet, wodurch es die Gottheit zu verehren glaubte, oder ihm statt einer Wahrheit oft zur Beruhigung und Troste diente, weil man ihm also etwas nahm, so gebe man jetzt

Viertens seinen Zuhörern für das, was sie einbüßten, es anders. Man zeige ihnen nähmlich, wir sie ihren Eifer im Guten, ihre ergebene und dankbare Gesinnung gegen Gott, ihre christliche Frömmigkeit auf eine andere, von der Vernunft gebilligte Art zeigen könnten. Wie sie z. B. statt ihrer gewöhnlichen Gelübde, Gott versprechen sollten, wenn sie wieder gesund und von ihrer Noth befreyet seyn

würden, die Kinderzucht zu einem vorzüglichen Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit machen, ihr Hauswesen recht in Ordnung halten, sich von dieser oder jener bösen Gewohnheit u. s. w. losarbeiten wollten; daß diese guten Vorsätze, diese Versprechungen und ihre treue Erfüllung Gott allein gefielen: denn sein Wille gehe ja nur, nach dem Ausspruche des Apostels, auf unsere Heilung.

Wenn Seelsorger, die unter dem Volke herum kommen, und seine religiösen Irrthümer vor andern kennen, lernen, es sich zur ernstlichen Angelegenheit machen, dasselbe auf diese Art zu belehren, so werden ihre Bemühungen gewiß nicht fruchtlos seyn, das Gebieth der vernünftigen Religion wird sich sichtbar erweitern, besonders wenn das Volk zugleich an ihrem Beyspiele bemerkt, daß nicht nur die Kenntniß der Wahrheit in ihrem Kopfe, sondern auch die Liebe zu einer reinen ungeheuchelten Gottesverehrung in ihrem Herzen throne.

II. Abhandlung.

Soll man bey dem christlichen Religionsunterrichte, wie noch viele Volkslehrer thun, die Lehren der Vernunft und des Christenthums einander entgegenstellen?

Es gab Zeiten, in denen man die Rechte der Vernunft gänzlich verkannte, und sie so tief herabniedrigte, daß man ihr schlechterdings nicht gestattete, auch ein Wort über die Lehren des Christenthums mitzusprechen. Außer der Geschichte können dieses ins besondere die Abhandlungen beweisen, welche man „Ueber den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen" niedergeschrieben hat. Nur gegen jene, welche christliche oder kirchliche Lehrsätze angriffen, gegen Feinde ließ man die Verabschiedete, hier und da, wieder hervortreten, und erlaubte ihr, aus Noth gedrungen, ihre Stimme zu geben. „Das sagt sogar die Vernunft," hieß es damahls. Bald ward man billiger, und ging einen Schritt weiter. Man dachte sich jetzt die Aussprüche des Christenthums und der Vernunft über manche Dinge nicht mehr so verschieden, ließ sie mit einander in einen freundschaftlichen Bund treten, und Beyde, Hand in Hand geschlungen brüderlich neben einander wandeln. „Das sagt auch die Vernunft," hieß es jetzt. Dabey war schon viel gewonnen. So fiel nicht nur das empörende;

„Du mußt deine Vernunft verläugnen," hinweg, es erhielt auch manche christliche Lehre mehr Licht, und ihr Vortrag mehr Ordnung. Aber es ist noch ein Schritt zu thun, dieser nähmlich, die Lehren des Christenthums in ihrer Lauterkeit für nichts, als für die Aussprüche der practischen Vernunft anzusehen; nur dabey gewinnt das Christenthum, und die Vernunft tritt in den Besitz der alten, ihr gehörigen Rechte ein. Viele Volkslehrer haben diesen Schritt noch nicht gethan, ich frage deßwegen: Soll man bey dem christlichen Religionsunterrichte, wie noch viele Religionslehrer thun, die Lehren der Vernunft und des Christenthums einander entgegenstellen? Ich zeige, warum dieses noch viele thun, und wie schädlich dieses Verfahren sey.

A) Die Lehren, welche Volkslehrer vortragen, bedürfen einer Beglaubigung, um ihnen diese zu verschaffen, berufen sich viele zuerst auf die Bibel, und dann auf die Aussprüche der Vernunft, oder umgekehrt. Was ich von dieser Lehre gesagt, und für welche ich Schrifttexte angeführt habe, will ich jetzt auch aus der Vernunft beweisen, sprechen einige. Was da die Vernunft aussagt, damit stimmet auch die Bibel überein, heißt es bey andern. Warum thun sie dieses? Es mag seyn, daß bey manchen dieses Verfahren, Christenthum und Vernunft einander entgegen zu stellen, seinen Grund darin habe, weil sie selbst einen doppelten Weg geführt worden sind. Sie hörten zu einer Zeit Philosophie, zu einer andern Theologie, und verschieden waren die Prinzipien, von denen man dabey ausging. Warum sollten sie nicht trennen zu müssen glauben, was man immer trennte bey dem Unterrichte, welchen sie genossen? Diesen kann man weiter nichts übel neh-

men, als daß sie vergessen, verschiedene Wege zu verschiedenen Zeiten gemacht zu haben, welches mit dem Volke, das sie unterrichten, nicht der Fall ist, und daß sie nicht Professoren der Philosophie und Theologie sind, denen es um Systeme zu thun ist, sondern christliche Volkslehrer, deren Zweck ist, sittlich = gute Menschen zu bilden durch die Macht sittlich = religiöser Wahrheiten, die sie vortragen. Bey manchen liegt aber der Grund dieses Verfahrens tiefer, sie verkennen den gemeinschaftlichen Zweck des Christenthums und der Vernunft, oder sie zweifeln an der Güte und Zuverlässigkeit dieser Quellen, aus denen sie schöpfen. „Ich, sagte mir einmahl ein Geistlicher, ich beweise jede Lehre, welche ich vortrage, auch aus der Vernunft, weil man doch immer so viele Einwürfe gegen die Bibel macht.“ Bey denen, die so sprechen, haben die Urkunden des Christenthums an ihrer Glaubwürdigkeit, und die in ihnen enthaltenen Lehren an ihrer Wahrheit verloren. Jene, die ihre Vernunft vergöttert, und auf den Thron gesetzt haben, trauen doch auch dieser ihrer Göttinn nicht so ganz, wenn sie sich bey ihren Vernunftbeweisen nach biblischen Belegen umsehen; oder sie wollen auch christlich scheinen, und thun es bloß aus Gefälligkeit gegen das christliche Volk; oder sie verkennen, wie gesagt, den gemeinschaftlichen Endzweck von beyden; sie wissen nicht, das der echte christliche Theolog und Philosoph zuletzt in einem und dem nähmlichen Puncte zusammentreffen. Denn was beabsichtiget das Christenthum?

Die Juden erwarteten mit Sehnsucht eine Verbesserung ihres Zustandes. Sie erwarteten diese durch eine Umschaffung ihres Reichs. Jesus erschien:

und was that er? Thuet Buße, *) rief er; thuet Buße, riefen alle seine Bothen. An euch muß eine Veränderung vorgehen; euer Herz muß von bösen Lüsten gereiniget, euer Lebenswandel verbessert werden. Deßwegen verordnete er die Taufe, als Symbol der nothwendigen Aenderung, welche in ihrer Denk- und Handlungsweise vorgehen müsse. Das Reich Gottes ist in euch, nur durch redliches Bemühen um Sittlichkeit, gelanget ihr zu demselben. Deßwegen lehrte er die erhabenste Sittenlehre, und ermahnte alle nachdrücklich, ihre Vorschriften ohne Eigennutz und irgend einer Nebenabsicht zu befolgen, nur dadurch erhebe man sich von der Erde, und erschwinge sich in die höhere Region der Freyheit und der Kinder Gottes. Deßwegen sprach er so herzerhebend von Gott und Unsterblichkeit, den beyden Stützen der menschlichen Tugend. Das Christenthum will gute Menschen bilden, die durch ihre Tugend der Glückseligkeit werth seyn sollen. Dieses ist der Entzweck des Christenthums, und wer diesen in ihm verkennet, verstehet keine Zeile vom Evangelium. Weiset die Vernunft auf etwas anders hin? Kennet sie etwas Höheres?

Wer mit der Philosophie nicht ganz unbekannt ist, der wird wissen, was sie uns zum Ziele unsers Strebens macht. Heiligkeit ist das von ihr aufgestellte Ideal, zu dessen Annäherung uns das Sittengesetz verpflichtet. Sittlichkeit in Uebereinstimmung mit

---

*) Noch erinnere ich mich, wie lebhaft meine Freude war, als ich zum ersten Mahl entdeckte, daß das Griechische Wort „μετανοεῖτε," welches wir gewöhnlich mit: Thuet Buße: übersetzen, seiner Etymologie nach nichts anders sage, als: Kehret zur Vernunft zurück.

Glückseligkeit erklärt sie für der Menschen vollendetes Gut. Um an der Möglichkeit seiner Herbeyführung nicht verzweifeln zu müssen, glaubt der Philosoph an Gott und Unsterblichkeit. Das Christenthum beabsichtiget also nichts anders, als was nur das endliche Resultat aller Philosophie seyn kann, oder auch umgekehrt, der Philosoph trifft am Ende mit dem Theologen in einem Puncte zusammen. Diese Uebereinstimmung übersehen jene, welche bey ihrem Religionsunterrichte nach der gerügten Weise verfahren.

Manche werden zu dieser Methode verleitet durch den Begriff, den sie sich von der Offenbarung gemacht haben. Nach ihrer Meinung muß eine Offenbarung nothwendig Lehren enthalten, welche die Vernunft nicht erreichen kann, und ihre Lehren müssen zuversichtlicher seyn, weil sie Aussprüche nicht der menschlichen sondern der göttlichen Vernunft sind. Nach ihrer Meinung wäre eine Offenbarung etwas Ueberflüssiges, wenn die Vernunft hinreichte, über das, was dem Menschen Noth ist, den gehörigen Aufschluß zu geben: Sie verkennen das Verdienst der Offenbarung, welches groß genug wäre, und wofür die Vorsehung unsern ganzen Dank verdiente, wenn es auch nur darin bestünde, die in der Seele des Menschen schlummernden Ideen zu wecken, unter den Menschen frühzeitiger in Umlauf zu bringen, und gewissen Wahrheiten noch ein neues Gewicht, besonders dem sinnlichen, aber größten Theile der Menschen von außen her beyzulegen. Ich lasse mich hier in keine Prüfung der Wahrheit ihres Begriffes von der Offenbarung ein, aber gewiß ist es, daß dieser ihr Begriff von Offenbarung sie verleitet, die Vernunft, als ein schwaches Vermögen, in Schatten zu stellen, und die Offenbarung in einem glänzenden

Lichte zu zeigen. Doch die Gründe ihres Verfahrens mögen liegen, worin sie wollen, es hat alle Mahl schädliche Folgen.

B) Diese Gegeneinanderstellung: „Das sagt die Vernunft, das die Bibel, das ist eine Lehre der Vernunft, das eine Wahrheit des Christenthums," schadet offenbar. Es kommt dabey so heraus, als lehre das Christenthum etwas anders, als was die Vernunft lehre, oder umgekehrt, und der Zuhörer geräth in die Versuchung, sich für die eine oder die andere auf Unkosten der einen oder der andern zu erklären, oder, was noch schlimmer ist, zu glauben, das Lehrgebäude ruhe auf morschen Stützen, und brauche bald von da, bald von dorther, einer Haltung, um nicht ganz über den Haufen zu fallen. „Wie, denkt also der christliche Zuhörer, also sind beyde miteinander uneins?" „oder wenn sie auch hier, in diesem oder jenem Stücke zusammen treffen, so mag dieses in andern Stücken nicht seyn." Dadurch wird entweder das Christenthum oder das Ansehen der Vernunft verdächtig, und zugleich jene Ueberzeugung von der Wahrheit der Lehren in den menschlichen Gemüthern verhindert, welche nöthig ist, wenn Lehren ihre Kraft auf den Willen der Menschen beweisen sollen.

Man hat es, besonders seit der großen Revolution im Gebiethe der Philosophie, bemerkt, daß gewisse Volkslehrer, wider ihre bessere Einsicht, den Bibeltexten eine Deutung gaben, die ganz und gar dem Buchstaben der Schrift entgegen war; eine Unredlichkeit in Vorträgen, die so gut das vitium piæ fraudis genannt werden kann, als die Sünde jener, welche ehemahls in der Kirche Wunder erdichteten, und lügenhafte Legende schrieben, zum Besten der Religion, wie sie wähnten. Einen, der sich dieses

auffallend zu Schulden kommen ließ, habe ich einmahl darauf aufmerksam gemacht, wie man dadurch entweder seine Unerfahrenheit in der heil. Schrift an den Tag lege, oder bey seinen Zuhörern, die endlich dahinter kämen, nothwendiger Weise an Treue und Glauben verliere, weil man unredlich handle. „Wenn nur ein moralischer Sinn dabey herauskommt,“ war die Antwort, welche er mir gab, und zu seiner Rechtfertigung berief er sich zugleich auf die bekannte Stelle des Apostels: Eine jede von Gott eingegebene Schrift ist zum belehren, zum überweisen, zum widerlegen, und zum Bestrafen in der Gerechtigkeit nützlich, 2 Timoth. 3, 16. Nach dieser seiner Aeußerung scheint es, daß er sich Vernunft und Bibel in der vollkommensten Uebereinstimmung gedacht habe. Aber es scheint nur so. Wäre das wirklich gewesen, so hätte er sich nach andern Stellen umgesehen, welche das enthalten hätten, was er haben wollte, und nicht in solche hineingelegt, was nicht in ihnen lag. Er glaubte beyde in Uebereinstimmung bringen zu müssen, und dazu ward er verleitet, weil er sich dieselben als heterogene Quellen vorstellte.

Man hat ferner bemerkt, daß zeither viele Predigten und Katechisationen bald einen mehr philosophischen, bald einen mehr theologischen Zuschnitt bekamen. Gegen philosophische Predigten mußte man sogar Verbothe ergehen lassen. Dieses konnte nicht anders seyn, es war eine ganz natürliche Erscheinung. Man glaubte an der Vernunft und Bibel zwey verschiedene Quellen zu haben, und nach dem man bald aus dieser, bald aus jener schöpfte, bald dieser, bald jener mehr traute, nach dem erhielt auch der Vortrag eine philosophische Form. —

Die Sache des Christenthums ist keine andere, als die Sache der Vernunft. Davon überzeuge man sich durch gründliches Studium der christlichen Urkunden. Man sondere deßhalb das, was zu seiner Einführung in die Welt als Mittel diente, von dem, was christliche Sitten- und Religionslehre ist. Bey dem Sitten- und Religionsunterrichte mache man die Menschen aufmerksam auf das, was in ihnen liegt. Die Wahrheiten der Sittenlehre, und die Religionslehren, welch aus ihnen hervorgehen, haben ihren Grund einzig in der moralischen Natur des Menschen. Man zeige aber zugleich, wie gerade das Christenthum es sey, welches den Menschen in sein Inneres zurückführe, und welches Verdienst es sich deßwegen um die Welt erworben habe. Man braucht dazu nicht mehr, als daß man seine Lehren, wie sie sind, lauter und deutlich vortrage. Sie haben den Beweis für ihre Wahrheit in sich, und in aller Menschen Herzen. Nur wenn wir so verfahren, und auf diese Art das Volk zur Einsicht der Einheit des Zweckes des Christenthums und der Vernunft gelangt, wird unser Unterricht gründlich werden, und wird seine Früchte in der ungeheuchelten Tugend und Frömmigkeit unserer Zuhörer aufweisen. — —

